HAUSHOFER

DEUTSCHE KULTUR POLITIK

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

KARL HAUSHOFER:
DEUTSCHE KULTURPOLITIK IM INDOPAZIFISCHEN RAUM

Digitized by Google

Digitized by Google

KARL HAUSHOFER:
DEUTSCHE KULTURPOLITIK IM INDOPAZIFISCHEN RAUM

Digitized by Google

Digitized by Google

KARL HAUSHOFER

DEUTSCHE KULTURPOLITIK

IM INDOPAZIFISCHEN RAUM

Mit einem biographischen Anhang von Dr. Hans Roemer M. A.

HOFFMANN UND CAMPE VERLAG · HAMBURG

Digitized by Google

Copyright 1939 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlagentwurf Karberg, Hamburg

Druck von Ernst Hedrich Nachf. (Druckerei Seemann), Leipzig

Digitized by Google

EINFÜHRUNG

Wesen und Wege der Kulturpolitik

Es ist ein Erfolg des Griechen- und Römertums, der Jahrtausende über den Tod ihrer ersten kulturschöpferisch gestaltenden politischen Großmachtbildungen hinaus dauert, daß wir heute noch, um weltüber verstanden zu werden, das Ziel dieses Buches mit einem aus römischer und griechischer Sprachschöpfung stammenden Wort bezeichnen müssen: Kulturpolitik!

Wohl hat uns Max Weber mit seiner Erklärung als „Kunst des Ringens um Gewinnung und Erhaltung der Macht" für das griechische „politike techne" eine befriedigende Erklärung gegeben; aber die Macht erschöpft das Wesen der Polis nicht (das eben für die Griechen eine Gesamtheit von Kultur, Macht und Wirtschaft: Volksgemeinschaft war). Sonst könnten wir ja gar nicht zusammengesetzte Überschriften für Arbeitsfelder der Politik prägen, wie Geopolitik, Kulturpolitik, Wirtschaftspolitik und auch, um das eigentliche Wesen von Webers Erklärung wieder herauszuheben oder zu verdeutlichen: Machtpolitik, Weltpolitik. Denn alle Machtpolitik muß seit der Erschließung des Erdenrundes Weltpolitik sein, soll sie nicht mit der Welt in Zwiespalt geraten.

Wenn ihre Werke über die immer vorübergehende Vergewaltigung durch Macht und Wirtschaft hinaus Dauer haben sollen, dann muß sie auch zugleich Kulturpolitik sein, die nicht selten um Jahrtausende die Werke der Macht und Wirtschaft überlebt, und wenn es bloß in Gestalt einer abgeschliffenen Verkehrssprache wäre, wie das Pidgin-Englisch die ostasiatische Machtstellung Englands überleben dürfte, wie das Spanisch Südamerikas das spanische Weltreich und den geschlossenen spanischen Handelsweltstaat, das Griechisch des Industales den Alexanderzug und Hellenismus um mehrere Jahrhunderte überlebt hat.

Kulturpolitik hat es immer gegeben: seit der erste Familienstamm anderen seine Sprache aufdrängte, seit durch zauberwirkende Felszeichnungen Jagderfolge erzielt werden sollten, seit Darius das erste Ariergeburtszeugnis an die Felsen von Behistun schrieb, griechische und römische Inschriften die Mittelmeerländer überzogen und sich in der Gandharakultur mit den Indern, an der Seidenstraße mit den Chinesen begegneten.

Digitized by Google

Nur ihre Mittel sind in unseren Tagen unendlich erweitert und bereichert worden.

Zu dem Sprung durch die Entwicklung der Buchdruckerkunst und Presse gesellte sich für die Augenkultur Lichtbild und Flimmerleinwand, entstand durch Flieger und Lautsprecher, Kraftwagen und Rundfunk für gleichsprachige Räume fast eine Allgegenwart der Träger des lebendigen Wortes. Immer hat die Baukunst den vergänglicheren Werbemitteln der Kulturpolitik den schönen Schein der Dauer geben müssen, durch Gräber wie die Pyramiden oder die monumentalsten Schöpfungen des Islam, durch römische Triumphbogen und vorderasiatische Markttore, die dann freilich mit ganzen Fronten von Babylon und Milet in europäische und amerikanische Museen verfrachtet wurden, oder Parthenonfriese, die frierend, sonnenlos und verrußt im Londoner Nebel stehen.

Aber an der Baukunst vorüber, namentlich der Wehrbautechnik, die mit dem Augenblick der Einweihung ja schon ihre Werke veralten sieht, drängte das geistige Leben weiter, auf seine Monumente als die dauernden – dauernder denn Erz – trotzend; kulturpolitische Dauerwirkung gewann nur, wer durch überzeugendes geistiges Fortleben „in der Leute Mund" blieb, vor allem der Sprachwerber, wenn der nötige Geist hinter ihm stand.

Zuweilen ergriff er, wie ein Wappen oder einen Firmenschild, das Wort „Propaganda", zuweilen verbarg er es ängstlich, um umgesehen, ungefühlt in die Geister werbend einzudringen. Hinter den erhabenen Erztüren unangreifbarer Wissenschaft lugte oft der machtpolitische Schalk hervor, wie bei Lord Bryce, Sir Thomas Holdich und Younghusband, oder er bediente sich der Lyra des Dichters, wie bei Kipling, der Werkzeuge des Till Eulenspiegel, der zuletzt als Vorkämpfer des Vlamentums seine zugleich lustige und todtraurige Wiederauferstehung erlebte.

Eine Art nur müßte jegliche Werbung ängstlich vermeiden: die langweilige! Davor hatte sie niemand geistreicher gewarnt als die Franzosen, die in ihrer Wissenschaft das „genre ennuyeux" oft zum Schaden kennengelernt hatten. Unter Napoleon I. erlebten sie auch die Weisheit Talleyrands, „man könne alles mit Bayonnetten machen, nur nicht darauf sitzen" – was sie dann später doch im Rheinland, Ruhr- und Saargebiet wieder vergessen haben. Daraus erhellt, wie notwendig die Erinnerung gemachter Fehler in der Kulturpolitik ist, und warum es nützt, sie aufzuschreiben.

Das soll in diesem Buche von deutscher Kulturpolitik im indopazifischen Raum zwanglos geschehen. Dieser Raum ist aus zwei Gründen gewählt worden. Einmal gibt es im Verhältnis zu dem von deutscher Macht und Wirtschaft darin Erreichten keinen Großraum der Erde, in den so viel verstreute deutsche Geistes- und Kulturkraft verschwendet worden ist,

Digitized by Google

wenn sie sich auch für die Gesamtmenschheit bezahlt machte. Zweitens aber schmerzt dieser Verlust dort nicht so, daß er macht- und wirtschaftspolitisch nur Unlustgefühle weckte. Denn bis zu einem gewissen Grade gilt leider für Mitteleuropa auch noch heute: „Nichts Schöneres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen, als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei, wenn hinten weit . . . die Völker aufeinanderschlagen."

Die Türkei, von der damals die Rede war, ist inzwischen durch gemeinsames Kriegsgeschrei zu nahe gerückt; Ostasien aber für viele noch nicht. Es ist mit ein Zweck der Geopolitik, angesichts der Umrundung der Erde durch Macht und Wirtschaft, auch den Mitteleuropäer davon zu überzeugen, daß kein Erdenraum für ihn nebensächlich ist, und daß von überallher politisches Gedränge entstehen und den eigenen Herd gefährden kann.

Aber dennoch hat der Ablauf von Experimenten in Räumen, die nicht unmittelbar die eigene Haut berühren, mehr Aussicht ohne Voreingenommenheit beobachtet zu werden. Was vielfach von den sogenannten Hütern der Demokratie nicht begriffen wird, ist, daß die Machtergreifung in faschistischen und nationalsozialistischen Reichen durch die entschlossenen jungjapanischen Führer vielfach dadurch unterstützt worden ist, daß sie die jähe Erweiterung der kulturpolitischen Werbemittel schneller begriffen als die auf vermeintlichem Lorbeer Ruhenden – wie der Hungrige immer flinker zuzugreifen pflegt als der Satte oder der sich im Besitze unbegrenzter Möglichkeiten Wähnende. Begrenzte Glücksmöglichkeit lehrt nach Mitteln zu ihrer Erhaltung und Vermehrung helläugig Wacht halten. „Ich lieg' und besitze; lass' mich schlafen" fördert als Leitwort die Kulturpolitik nicht. Darum kommt immer wieder ein neuer Siegfried an den Nibelungenhort und versucht, Fafner im Liegen auf ungenutztem Lebensraum und Goldschatz zu stören.

Sonst bliebe der Hort immer unter dem Drachenbauch liegen, und die Mahnworte australischer Politiker wären überflüssig: „Wir haben es (das Land) rot angemalt und leer gelassen", oder britischer: „Grenzenlos sind die Kosten geographischer Unwissenheit." Das Pharaonenreich, die Hallen von Babylon und Ninive, das Himmlische Reich der Mitte, Asokas Säulen, die Tempel der Cäsaren und die Schädelpyramiden zentralasiatischer Herrscher stünden heute noch – wenn die Welt nicht immer, täglich, neu verteilt würde. Allen solchen Teilungsversuchen oder Teilungen gingen aber kulturpolitische Warnungen, Auflockerungen und Richtfeuer voran und werden ihnen immer vorausleuchten.

Auch sie können irregehen, können vergeblich Strahlen über Gefahrstellen hinwegsenden und müssen dann doch die schweren Schiffe der Macht und Wirtschaft mit Volldampf voraus unter eigensinnigen Lenkern scheitern sehen, wo weitblickende Kulturträger die Tücken des Fahr-

Digitized by Google

wassers längst erkannten. Aber erfolgreiche Kulturpolitik kann doch auch zeigen, wie die Weltgeltung von Kulturleistungen um Jahrhunderte, wie beim „Dia de la raza" der Spanier und in den Staaten Südamerikas, oder Jahrtausende, wie von Altchina und Indien, von Hellas und Rom aus, die Macht- und Wirtschaftsbauten überlebte, aus denen sie hervorbrach und zu den größten raumüberwindenden Erfolgen durchstieß, wenn Kultur, Macht und Wirtschaft Hand in Hand gingen und große Ziele dabei im Auge hatten. Die führten immer auf den ewigen Pflichtbegriff von Kant zurück, so zu leben, daß die Norm des eigenen Handelns allgemeines Gesetz sein könnte, und gaben damit der Kulturpolitik eine göttliche Weihe, die Macht und Wirtschaft nicht erteilen konnten – außer wenn sie sich von echter Kulturpolitik veredeln ließen. Der Glaube an eine solche Möglichkeit gibt nach unserer Erfahrung allein kulturpolitischen Schöpfungen Dauer über den Tag hinaus – wenn auch kaum auf Ewigkeit –, die das Opfer großer Münzen als Eintrittszoll erheischt. Aber über den Tag hinaus zu dienen ist wohl ein Ziel, der Arbeit und des Aufwands vieler Tage wert – auch für diesen Beitrag zur Kulturpolitik!

Digitized by Google

I. RAUM UND KULTURWIRKUNG

1. RAUMGESETZ

Das Raumgesetz und seine Deutschen Zeugen. Aufbau und Fragestellung

Der Gegensatz zwischen der kulturpolitischen Weltstellung und dem wehrgeopolitischen Ansehen des Deutschtums im indopazifischen Raume, dem bis 1914 darin politisch und wirtschaftlich beeinflußten und rechtlich beherrschten Raumanteil und zwischen der daraus entstiegenen, kaum ins Gewicht fallenden Kriegsleistung und Nachkriegshilfe von dort als Volks- und als Menschheitsdank für so viel Aufwand ist bis zur deutsch-japanischen Annäherung von 1937 zur Bekämpfung des Kommunismus erschütternd. Ein Vergleich zwischen dem volksdeutschen Anteil an der Erschließung des indopazifischen Raumes für sein Zusammenwirken mit dem Westen, zwischen der deutschen Leistung am Aufbau einer bewußten Kulturgeographie und Wehrgeopolitik des menschenerfüllten Riesenraumes und dem 1919 erhaltenen Gegenwert als Ablohnung könnte eine niederschmetternde Wirkung ausüben, die für alle Zeiten solche Bemühung jenseits des eigentlichen Machtgebietes verleiden müßte, wenn man solche Arbeit lediglich um irdischen Lohnes willen leisten würde.

So aber folgern wir nicht, wenn wir fest im Gauben an einen sich künftig mehrenden Anteil volksdeutscher Kultureinflüsse stehen. Sondern wir wollen fragen: Wo steckt die Fehlerquelle, wenn solche Leistung ohne deutlicher sichtbare Außenerfolge versickern konnte? Wir glauben, diese Fehlerquelle in einer an sich edlen Unfähigkeit zu finden, die Erträge kulturgeographischer Einsichten, ja selbst greifbarer wehrgeopolitischer Erfahrung, zu politischem Nutzen auszuwerten – abgesehen von solchen Persönlichkeiten mit zu viel Tüchtigkeit und zu wenig Takt, die dann an empfindlichen Stellen der Gastländer anzustoßen pflegen. Hier also ist der Hebel einzusetzen. In solcher Erkenntnis liegen Grund und Ursache dieses Buches.

Wenn wir die Umrisse des deutschen Anteils an der Kulturgeographie und Wehrgeopolitik des indopazifischen Raumes aufsuchen, werden wir zunächst dessen natürliche und künstliche Großeinteilung und deren Grenzen prüfen müssen.

Digitized by Google

Von außen her nach Übersicht suchend, stoßen wir zuerst auf die von den Angelsachen geprägten, von Franzosen und Russen übernommenen Begriffe politischen Handwerksgebrauches: Naher, Mittlerer und Ferner Osten und der von den USA. geprägten „Fernster Westen" – nachdem die USA. über ihren mittleren und fernen Westen hinaus transpazifisch durchgestoßen waren. Alle diese Begriffe sind leicht als von außen her aufgeprägt, nicht irgendwie im Indischen oder Pazifischen Ozean binnenbürtig entstanden zu erkennen. Nach dem Zusammenhang beider Ozeane dürfen wir nicht die Bewohner der ausdehnungslustig überfließenden atlantischen oder eurasiatischen Räume und ihre Stimmführer: „die Räuber des Meeres oder der Steppe" (Mackinder) befragen, sondern die binnenbürtigen Kulturen in ihrer Spannung zu Gegenufern, das Verhältnis von zentralen zu randlichen Kräften und Strahlungsräumen (Kap. 2). Dorther stellt sich schnell die Frage nach solchen Gebieten, die als kulturgeographisch und wehrgeopolitisch selbständige Teilräume mit Eigenleben, als Widerstandszellen, in diesem Zerrungsspiel zwischen Räubern der See und Räubern der Steppe, des geographischen Drehpunktes der Geschichte („geographical pivot of history" nach Mackinder) der Alten Welt betrachtet werden können. Dabei steht dem Begriff einer farbigen, gelben, braunen oder schwarzen Gefahr drüben ein solcher der weißen Gefahr gegenüber. So etwa erscheint sie in der überlegen spöttischen Schilderung des Japaners Nohara, in seiner Geschichte der „Gelben Gefahr" als eines alten Europäerschrecks aus der skytho-sarmatischen Wanderstraße. Neben dieser größten Weltwanderstrecke des Festlandes von der Japansee bis zur Nordsee zeigen sich andere große Einteilungen, etwa des Orients, des islamischen, indischen, ostasiatischen Kulturkreises, der pazifisch-amerikanischen Längswanderstraße als Hauptkulturlandschaftsgruppen.

Kernzellen, Ausgangspunkte, Strahlungsfelder, Gliederungen nach kulturpolitischen Leitmotiven (Kap. 3) erleichtern das weitere Vordringen, wenn wir den Indo-Pazifik als Kraftfeld oder Riesenschalttafel betrachten. Viele Gliederungsversuche wurden bereits gemacht, einer der geistvollsten von Fairgrieve in „Geography and world power".

Darin wird versucht, an physisch-geographische Leitkräfte (Dominanten) anzuknüpfen, wie das Gegenspiel von Strom und Wüste, Strom und Sumpf als Gestalter Ägyptens und Mesopotamiens. So wird der Islam mit den Oasen, China als Land der Flüsse, Indien als das heiße Land herausgegriffen. Ein einziger Blick auf Köppens bekannte Klimakarte der Erde läßt die Einheit der Monsunländer mit ihrer Menschenmilliarde von unmittelbar oder mittelbar vom Monsunklima beeinflußten Bewohnern hervortreten, die eben doch ihr größeres gegenseitiges Verständnis untereinander von den Randeinwirkungen als eine Einheit abhebt. Alexander ist

Digitized by Google

am Monsungebiet abgeprallt, wie die ersten Arierwanderungen, während die späteren trotz allen Kastenschutzversuchen von seinem dunklen Blut vielfach langsam aufgesogen wurden. Durch das Zerrungsfeld des australasiatischen Mittelmeeres zwischen Indischem und Pazifischem Ozean hindurch treten stärkere Zusammenhänge beider hervor als zwischen beiden und dem Atlantikgraben. Im Herzen der Wiege der Völker scheidet das uralte Gegenspiel zwischen Iran-Turan Ackerbauer und Nomaden (in ihrem seelischen und raumbedingten Gegensatz treffend und vorbildlich von Ratzel gezeichnet). Dabei dürfen wir nicht vergessen, daß auch die Arier ursprünglich vom Nomadentum herkommen, noch daß ein Seitenstück des kontinentalen Zusammenhanges der skytho-sarmatischen Wanderstraße, auf der sie sich bewegen, der ozeanische Wogenpfad der Malaienwelt ist, dessen Beherrschung durch Malaio-Polynesier, wie Normannen beide Seevölker zu größten Wirkungen weithin mit kleinsten Zahlen befähigte. Überall auf ihren Wanderwegen finden wir auch deutsche Zeugen, am rühmlichsten vielleicht im Kleinraum von Samoa betätigt. Politisch ausgewertet hat Fairgrieve seine Gedanken zusammen mit E. Young in „Pacific Lands".

Zentral- und Randwirkung (Kap. 4) in ihrem Gegenspiel enthüllt uns die Einheit und die Kontraste der Monsunländerkultur als kulturgeographischer Zentrale und ihrer Wehrgeopolitik vor dem Einbruch der weißen Rasse und ihre Erschütterung durch den Verlust der Selbstbestimmung, wie er sich im deutschen Weltbild spiegelt. Wir erkennen dessen Beeinflußbarkeit durch die Westmächte in ihrer Gesamtheit, dann durch Rußland – und durch diesen Gegensatz einen gewaltigen Pendelschlag zwischen Zentral- und Randwirkung – als einen Mangel an Stete.

Hat die deutsche Einsicht in dieses Kräftespiel Schritt halten können mit der Stufenfolge des Verlustes der Selbstbestimmung Malayas durch den portugiesischen Malakkasturm von 1511, Mittelamerikas durch Balboa 1513, des australasiatischen Mittelmeeres durch Legaspi in den Philippinen 1571 und die Niederländer 1641? Dazwischen liegt Deutschlands Selbstausschaltung durch Religionskriege, die Zeit der verhungernden Geographen (Varenius!), deren einer die ersten Nachrichten aus Japan in die deutsche Welt bringt. Friedrich der Große erobert im Siebenjährigen Kriege mittelbar Indien für die Engländer von den Franzosen und macht 1757 die Schlacht von Plassey möglich. 1842 brechen die Tore Südchinas, 1858 die Nordchinas, das 1900 durch Beeinträchtigung vom Westen her seinen Tiefstand an Selbstbestimmung erreicht. „Lernt! Lernt!" ruft den Chinesen Tschang-Tschi-Tung, der letzte große Tutschun (Vizekönig) des Yangtsetals verzweifelt zu. Seinem nordchinesischen Gegenstück Li-Hung-Tschang befestigt der Deutsche Hanneken Port Arthur. Japans Aufbruchzeit währt

Digitized by Google

von 1854 bis 1895; erst in ihre Mitte tritt auch Deutschland mit einer ersten Machtbeteiligung an diesem Vergewaltigungsvorgang, der von den alten Kolonialmächten ausgegangen war.

Das Streben zum Rückgewinnen der Selbstbestimmung beginnt seit der Mitte des 19. Jahrhunderts, mit einem Vorläufer in Indien 1857. In ihre ersten Zuckungen fällt die preußische Sendung Eulenburg 1859, die Richthofen und Brandt erstmalig nach Ostasien bringt, den Schoner „Frauenlob" als Opfer eines Taifuns verliert.

Aus dem Kraftverhältnis beider Strömungen entsteht der Zustand von heute. Wie stand innerhalb dieses Lagenbildes Deutschland vor dem Kriege, wie steht es seither zu den Leitfragen des indopazifischen Raumes? Solche Fragen sind die nach einer Angleichung des Ostens an die Westkultur – auch einer innerlichen oder nur einer äußerlichen zum Zwecke der Selbstbehauptung rassischer und völkischer Eigenart in Kultur, Macht und Wirtschaft durch Panzerung mit westlicher technischer Zivilisation. Wie gleicht Deutschland vergangene Sünden aus, nach so vielen Fehleinstellungen des Zweiten Reiches, durch die es die Rand- und die Zentralkräfte gleichzeitig gegen sich aufbrachte?

Dabei rächte sich vor allem die Nichtbeachtung der vielen deutschen Zeugen (Kap. 5), der nicht gehörten Kulturvermittler (z. B. Baelz), der vernachlässigten wehrgeopolitischen Warner (Etzel in Japan, Hanneken in China, Niedermayer, Waßmuß in Iran und Nordwestindien, ehedem Siebold für Japan). Als Einzelgänger sind sie zum Leide des deutschen Volkstums Typen geworden. Das darf nicht mehr sein!

Aus dieser Überzeugung, daß wir (selbst wenn die so verschwendete fermentierende Kraft deutscher Kulturträger auch auf diesem Wege der Gesamtkultur der Menschheit zugute kam) uns eine solche Kraftverschwendung nicht mehr ohne Gegenleistung gestatten können, mußte sich eine vorbeugende Untersuchung zunächst in einem zweiten Forschungskreise (II) der auslanddeutschen Dynamik im indopazifischen Raum zuwenden; das geschah freilich im Bewußtsein, innerhalb der Arbeitskraft eines einzelnen Menschen keine Vollständigkeit anstreben zu können, sondern nur eine im Lichte der eigenen Außenerfahrung abgeklärte Hervorhebung wesentlicher Züge.

Dabei schien unerläßlich eine Prüfung, wo der auslanddeutsche Einfluß im indopazifischen Raum am stärksten und am meisten richtunggebend war (Kap. 6), so daß er starke Nachkriegswirkungen üben konnte, wie in Japan; wo bei größtem Einsatz von Blut und Schweiß die deutschen Wirkungen am rauhesten getarnt und untergepflügt worden sind (Kap. 7), wie in Südafrika, Indonesien und Australien; wie es mit den Resten der Machtstellung in Ost- und Südafrika, den kulturpolitischen Leitzügen in Schan-

Digitized by Google

tung, ihrer Einschmelzung in der Südsee, ihrem Palimpsest in Australien, den Abschreibungen in Siam stand (Kap. 8); mit den kultur- und wirtschaftspolitischen Stellungen in Chile, den Achtungserfolgen in China und Japan, den heute noch in heftigen Ausschlägen des Pendels schwankenden Beziehungen zu Indien (die mit der Frage der Anerkennung oder Nichtanerkennung des Selbstbestimmungsrechtes unlösbar zusammenhängen).

Ein Rückblick (Kap. 9) gibt eine Überschau über zusammenfassende Bestrebungen einer Kulturpolitik und Geopolitik des Pazifischen Ozeans, bei denen zunächst (manchmal zu seinem Vorteil! Neunmächtevertrag!) Deutschlands Platz außen in der Kälte beklagenswert schien und dennoch seine wissenschaftliche Arbeit, seine ozeanographische Leistung, die deutsche Lösung der Verstädterungserkrankung in Tsingtau allgemeine Anerkennung fand.

Daran konnte zwanglos „Örtliche Leistung" angeschlossen werden: (III, Kap. 10): Der deutsche Anteil an der Erschließung des japanischen und subjapanischen Raumes mit den Versuchen kulturpolitischen und wehrpolitischen Zusammenbaues.

Kap. 11: Der deutsche Anteil an der russischen Erschließung Asiens, der uns u. a. den Deutschen v. Schlözer als Schöpfer des „Panslawismus" zeigt, wie den deutschen Herder als Schöpfer der slawischen kulturpolitischen Abwehrideologie und den ganzen fermentierenden Einfluß der baltischen Pioniere, der sich freilich, noch zuletzt bei Witte, an der Kontinentalschwere des Russentums totläuft.

Kap. 12 muß die kulturgeographische und wehrgeopolitische Bedeutung der Entscheidung von 1895 bis 1905 enthüllen und den Stellungswechsel Deutschlands zu ihr mit dem Schwanken zwischen chinesischer, japanischer und russischer Option (ähnlich den USA.), das heute noch gefährlich ist.

Weiterhin örtlich bestimmte Leistungstypen suchend, konnte man besonders bezeichnende potamische (Kap. 13) im deutschen Verhältnis zur kulturgeographischen Bedeutung der indopazifischen Ströme und Kernzellen der Kulturverbreitung aufsuchen, wie Richthofen am Hwangho und Yangtse und nach ihm Köhler, Credner, v. Wißmann u. a., oder F. Max Müller am Ganges.

Fernere Aufschlüsse geben (Kap. 14) Vermittelndes und Gegensätzliches im ozeanisch-kontinentalen Konflikt, als der sich zuletzt auch die gegenwärtige Krise herausstellt. Mecking, Sapper, Schott, Schepers haben als Deutsche die Kulturgeographie pazifischer Küstenlandschaften herausgearbeitet. Hochland und Steppe als Grenzsäume des indopazifischen Raumes lassen die deutschen Namen Humboldt, Richthofen, Schlag-

Digitized by Google

intweit, Filchner, Trinkler, de Terra, v. Niedermayer, Waßmuß, Rickmers aufglänzen, die Deutschen in der indischen Geologie (v. Kraft) und Forstwissenschaft (Heske), noch zuletzt die Erschließer im Himalaja, wie Bauer, Wien und Troll.

Eine weitere Betrachtungsgruppe (IV) gilt der motorischen Kraft deutscher Verkehrserschließungsarbeit an den Zugängen zum indopazifischen Raum als Ankurbler und Anwerfer (Kap. 16). Ihre Träger entwickelten sich vom verwegenen Einzelgänger wie Schiltberger, dem Straubinger Patrizier Schmiedel, dem ersten Durchquerer des Chaco, der Egeria Warren Hastings, Frau v. Imhof, den beiden Forster bei Cook, über Deutsche in fremden Amtsdiensten, wie Engelbert Kämpfer und F. v. Siebold bis zur staatlichen Mission von Herberstein, Eulenburg, Richthofen, v. Brandt. Sie schwangen sich auf zur wissenschaftlichen Staatsexpedition, wie der großen nordischen der russischen Kaiserin Anna, zu Organisationen, wie Hapag und Nordlloyd, Eurasia, Scadta, den Flugunternehmungen von Junckers in China und Iran, wie der Luft-Hansa, endlich den Fahrten von ganzen Kreuzergeschwadern. Sonderfälle berühren (Kap. 17) die Deutschen etwa in der Durchquerung Afrikas vom Atlantischen zum Indischen Ozean, Wißmann, Peters mit den Kolonialreichsanfängen, die Deutschen in der Südsee (Kap. 18) und am Pazifik, wo Richthofens Chinakunde in Schantung praktische Bedeutung gewann.

Aber im Pazifik erkennt man nicht rechtzeitig die Spannung zwischen kulturgeographischem Sicherheitsgefühl und wehrgeopolitischer Zerrung: von transkontinentaler Eisenbahnpolitik deutsch-russisch-japanischer Zusammenarbeit einerseits zu dem am meisten ozeanischen Inselreich der Erde andererseits, die doch Amerikanern wie Brooks-Adams schon Ende des 19. Jahrhunderts als unheimliche Möglichkeit klar vor Augen lag.

Einzigartig ist das Verhältnis zwischen Humboldt als Anreger und Bolivar als Vollzieher der Unabhängigkeit des spanischen Amerika. So wirken auch die Deutschen in Kalifornien, Columbien und Südchile als Antrieb auf den Anmarschwegen durch Amerika zum pazifischen Gegenufer des Fernen Ostens (Kap. 19).

Nur vereinzelt mögen endlich in einer Gruppe (V) einige der bedeutendsten Reflexe deutscher Kulturarbeit meerüber klargelegt werden (Kap. 20): indopazifische Führergestalten und ihr Widerhall beim Grenz- und Auslanddeutschtum, wie etwa bei den Indern Gandhi, Jawaharlal Nehru und Chandra Bose, den Chinesen Sun-Yat-Sen und Chiang-Kai-Shek (im Spiegel ihres treuen Schilderers Gustav Amann), oder dem Meiji-Erneuerungskreis um den Kaiser Mutsuhito von Japan.

Digitized by Google

Samurai-Geist dort und politischer Soldatengeist hier macht Wehrverständigung zwischen dem deutschen Nationalsozialismus und den japanischen „vaterlandsliebenden" Kreisen, der Kokuhonsha, den Anhängern des Kô-Dô, des königlichen Weges, den 10–12 Millionen des Seisanto über Steppen- und Seemächte fremderen Geistes hinweg möglich.

Besondere Brücken schlägt endlich ganz gewiß die Technik, sei es bei Gefährdungen und Hemmungen an sich nötiger Werke, wie sie von der mitteleuropäischen öffentlichen Meinung geraume Zeit am Tanasee, am verhinderten Kanalbau von Kra durch britische Brillen gesehen werden sollten; oder bei wirksamen Hilfen, wie sie die Arbeit der Deutschen am Hwangho, auch Köhlers Biographie des „Kummers Chinas" boten, oder Humboldts Gedanken zur Überwindung der Panama-Landenge mit seinen acht verschiedenen Kanalbaulösungen, oder die deutschen Verkehrsleistungen in Siam, die Flieger in China und Iran (Kap. 23). Haltbarer noch auf lange Frist scheinen uns die Berührungen, die an Wegen kulturpolitischer Einflüsse, an den Schalttafeln zum Ausgleich geistiger Wechselströme geräuschloser entstehen, wie aus dem deutschen Verhältnis zur indischen Philosophie, zum Buddhismus, wie ihn Max Müller, Schopenhauer und Richard Wagner verstanden und in mehr oder weniger volksnahe Wirkungen umsetzten, aus der Zusammenarbeit auf dem Felde der Sinologie, wie sie Franke und Wilhelm trieben, aus dem Zusammenspiel zwischen Japanologie und Japanforschung, wie sie auf den Schultern von Kämpfer und Siebold erwuchs. Am stärksten lebendige Blüten trieb vielleicht die Fühlung zwischen deutscher und indopazifischer Kunst bei seltsamen Stilgleichläufigkeiten, die in Deutschland und Japan unverkennbar verfolgt und aufgezeigt werden können.

Jedenfalls aber mögen wir uns der starken Wirkung der Reichserneuerung auf alle noch selbständigen pazifischen und indischen Kultur-, Macht- und Wirtschaftsformen erfreuen und daraus eine letzte Berechtigung für unser besonderes Forschungsgebiet schöpfen.

2. UMRISSE

Umrisse für den deutschen Anteil an der Kulturgeographie und Wehrgeopolitik des indopazifischen Raumes

Um für einen fremdbürtigen Anteil an einem Erdraum die richtigen Umrisse zu ziehen, wird man sich zuerst seine kulturpolitische Großeinteilung und deren Grenzen klarmachen müssen. Eingeborene und fremdbürtige Begriffe decken sich bei solchen Abgrenzungsversuchen selten oder

Digitized by Google

doch nur in großen Zügen, denn die einen sind von innen her, die anderen von außen zweckbestimmt; ganz abgesehen davon, daß für das Abendland seit frühen Zeiten, vielleicht noch von Spuren arischer Wanderungen im skytho-sarmatischen Wandergürtel beeinflußt, mindestens aber seit der Perser- und Alexanderzeit mystische Schleier den indopazifischen Raum umgeben und sagenhafte Größenverzerrungen ihn undeutlich machten. Das tritt nicht zuletzt in der Geschichte seiner Kartographie zutage.

Wie sehr das heute noch nachwirkt, lehrt uns ein Streiflicht auf das Verhältnis des deutschen Schrifttums zum Phänomen, zur Wirklichkeit und zum Roman Alexanders des Großen. Ulrich Wilcken hat den Alexanderroman am Schluß seiner Geschichte des Helden von Pseudo-Kallisthenes und Klitarch über den deutschen Pfaffen Lamprecht (1130) und dessen Beeinflussung durch französische Vermittlung beleuchtet. Er gab im Gegensatz zu Droysens sachlicher Darstellung auch dem sagenhaften Dunstkreis und Raummythos um seinen Helden sein Recht.

So ernste Forscher, wie Sir Aurel Stein (angesichts der fast märchenhaften Leistung beim Sturm der Feste Aornos), Franz von Schwarz (über Alexanders Spuren in Mittelasien), schwingen sich zu dichterischer Sprache auf. Alle sind auch seelisch in ihrem Urteil beeinflußt durch den Glanz des ersten abendländischen Vorstoßes – im hellen geschichtlichen Licht – an deren Ränder durch die Schwellen der indopazifischen Welt; eine Tat, die Lorenz ins Romanhafte verlegt, deren Sagengloriole Erwin Mederer wieder kritisch untersucht.

Sehen wir so die großen Erschließerpersönlichkeiten von ihrer ersten greifbaren Gestalt bis an die Schwelle der Neuzeit mystizistisch umwittert, dann wundert uns weniger, wie sehr heute noch die rein technischen Umrisse des indopazifischen Raumes im ganzen und in seinen Teilen (China!) umstritten sind. Nicht zuletzt ist das die Schuld der landläufigen, ursprünglich für den angelsächsischen Haus- und Machtgebrauch geformten, aber leider nicht fest geprägten Begriffe des Nahen, Mittleren, Fernen Ostens und Fernsten Westens. Davon wieder lernten die Russen die imperialistischen Etappen ihres Weges zum Pazifik über Kaukasus, Turkestan, die nordische Anökumene nach Dalny, Wladiwostok verschleiernd bezeichnen.

In der Anwendung des britischen und russischen Fern-Ost-Begriffs liegt die Schlange des kontinentalozeanischen Gegensatzes im Grase verborgen! Selten wird er von Inselleuten in so großem Stil überwunden wie von Gibbon in seinem Hauptwerk „Decline and fall of the Roman empire", das so klar über die Schwelle zwischen Mittelmeer und Indischem Ozean hinwegsieht und das Geschehen hüben und drüben verbindet, wie es rings um das gewaltige Gebiet geschehen sollte („Seespiegel ‚Môhî'").

Digitized by Google

Noch seltener werden der Indische und Pazifische Ozean in ihrem breiten natürlichen Zusammenhang gesehen; die Spannung, mit der heutigen Scheiderolle des befestigten Singapore, ist ja erst durch den ruckweisen Einbruch westlicher Kultur-, Macht- und Wirtschaftsformen hereingetragen worden. Sie steigerte sich bis zum unnatürlichen Herumreißen des ganzen indischen Lebensraumes von seiner natürlichen Ost-Verbindung hinweg zur indoatlantischen Verbindung mit einer nordatlantischen Insel, die doch nur an den zwei dünnen Machtfäden des Kapweges und des Suezkanals hing, die immer heikel und anfechtbar war und es heute erst recht wieder ist, während das einheimische Kulturleben heute noch, wie seit viertausend Jahren, weitmaschig zwischen Wallacelinie und Himalajahochpässen hindurch, zwischen Indik und Pazifik hin und her flutet.

Die ozeanischen und kontinentalen Schwellen zwischen Mittel- und Fernost verbinden eben binnenbürtige (endogene) Kulturen – trotz den künstlichen Machtlinien, die von deren Gegenufern ausgehen, deren Machtträger sich aber vor allem nicht auf eine Kräfteabmessung mit dem Menschendruck der Monsunländer einlassen können.

Der stärkste Menschendruck und Kulturwiderstand geht von den 360 Millionen des indischen, den 480 des chinesischen Volksbodens, den über 100 Millionen des japanischen Reiches aus. Daneben stehen als Druckgebiete zweiter Ordnung die Sundawelt mit dem übervölkerten Java und die neuerdings zum Bund zusammengeschlossenen vorderasiatischen Islamstaaten Afghanistan, Iran, Irak, Türkei, Saûd-Arabien und sein arabisches Hinterland, also vom Indik aus gesehen: die vorderasiatische, noch durch Teilung beherrschte Orientfront des Ost-Mittelmeers. Es ist bezeichnend, daß sich die indische Presse bereits Sorgen über den von dorther auf die indische Nordwestgrenze wirkenden Druck macht, der sich gegen uralte kulturgeographische und wehrgeopolitische Pfortenlandschaften richtet.

Welche Gebiete in diesem Rahmen können als autonome Kulturlandschaft, als kulturgeographische und wehrgeopolitische Teilräume mit Eigenleben betrachtet werden? Die neue, deutschfreundliche indische Literatur unter Führung von Benoy Kumar Sarkar macht einen Unterschied zwischen dem zentripetalen Orient, Kulturasien im weitesten Sinne und dem expansiven Kultur- und Wehrkomplex „Euramerika" (Sarkar: Futurism of Young Asia). Klar ist, daß dabei im Sinne des VIII. Deutschen Orientalistentages, nach der „souveränen" Ansprache von H. H. Schaeder, Berlin, über die „Orientforschung und das abendländische Geschichtsbild", Lehre und Fremdheit des Orients zusammenbauend überwunden werden muß. Wir müßten für alle Teilräume des Orients Schlüsselbücher vom Range von Sarkars: „Creative India" besitzen.

„Mit dem Blick auf den Sturz des Römischen Reichs schuf Gibbon das

Digitized by Google

Grundbuch der Orientforschung". Es umfaßt etwa Banses Orientbegriff. „So wird auch heute noch der über den Orient indien- und pazifikwärts ausziehende Forscher vom echten Wissen der abendländischen Zustände in unausgesetztem Vergleich herkommen müssen. Im Medium des Fremden wird er tiefer verstehen, was wir selber sind . . ." „Die Heftigkeit des Wiedererkennens, wie der Befremdung mag für den heimkehrenden Forschungsreisenden noch heute der Prüfstein sein, ob er eine zulängliche Idee vom Orient wie vom Abendlande besaß." Aber allerdings können wir der Behauptung nicht zustimmen, das „darin die germanischen, romanischen und slawischen Nationen ebenso einig sein können, wie sie es jahrhundertelang in ihrer orientalischen Politik waren" – denn in dieser sind sie niemals einig gewesen!

Freilich hätte die Zwieträchtigen eine großzügige Betrachtung zur Einsicht bringen können, wie etwa die von Mackinder mit ihrer Großgliederung der Alten Welt in „Räuber der Steppe" um einen iranischen, mongolischen, türkischen, russischen Zentralraum und in „Räuber der See" aus Inseln und Randgebieten, mit den Zerrungsräumen Mitteleuropa, Vorderasien, Indien, China dazwischen. Aber er drang nicht durch; die Insassen der Zerrungsräume tauchten sich vielfach noch gegenseitig tiefer in die nur durch hohe Druckfestigkeit überwindbare Schwierigkeit, sich zwischen festländischem und überseeischem Druck selbständig zu erhalten.

Zwischen westlichen (Abendland, Morgenland) und östlichen Zerrungsräumen (Indien, China) liegt die uralte Kultur- und Macht-Drehscheibe von Iran, mit dem wechselnden Auf und Nieder der persischen Kultur- und Wehrbedeutung, wie es Niedermayer, Waßmuß, Sir Percy Sykes – der britische Vorfechter für seine deutschen Gegner – und neuerdings H. Melzig in seinem „Resa Schah" zeichnen, der seit 1925 wieder einen Aufstieg fertiggebracht hat. Einen asiatischen Kontrapunkt aber setzt Noharas Geschichte der gelben Gefahr, der ihre Herkunft als abgebrauchtes Schreckbild aus der Hunnen-, Mongolen- und Türkenrolle in Europa herzuleiten und zu verspotten sucht. Aber wir vergessen dabei nicht, daß auch die Arier auf derselben skytho-sarmatischen Wanderstraße hingezogen sind, Iran und Nordindien überfurchten und umprägten; und daß diese Großlandschaft mit ihrem weiten Zuge, vom Gelben Meer bis zur Nordsee, nach Strygowski viel mehr nordische Kulturprägung getragen hat, als noch vor wenigen Jahren bekannt war. Ebenso unvollkommen ist noch das geopolitische und kulturgeographische Geschichtsbild der islamischen, der indischen, der ostasiatischen, der malaio-polynesischen Großkulturlandschaftsgruppe, ebenso wie das der pazifisch-amerikanischen Längswanderstraße, auf der Maya-, Azteken-, Quichua-

Digitized by Google

kulturen entstanden, die Sapper feinsinnig schildert, deren Frühzügen Montandon in seinen fesselnden Ainoforschungen nachspürt.

Umrißänderungen großen Stils bedeuten etwa die Umfassungs- und Umspannungsversuche des Britischen Weltreichs gegenüber dem Indischen Ozean, bei denen der Alte Fritz durch sein Festhalten französischer Streitkräfte in Mitteleuropa im Siebenjährigen Kriege Indien für England

Karte 1. Iran, die alte Kultur- und Macht-Drehscheibe zwischen westlichen und östlichen Zerrungsräumen.

miterobert hat, Schulter an Schulter mit Lord Clive, ohne dessen gewahr zu werden; Umrißänderungen bezweckten auch die Versuche zur Überspannung des Pazifischen Ozeans (American Quadrilateral!) von USA. aus. In diesen großen Rahmen hinein ist nun der auslanddeutsche Entwicklungsanteil zu weben: Filigran-, Miniatur-Mosaikarbeit wird dabei vielfach zur Pflicht; nur ausnahmsweise befreit uns aus ihr ein heroischer Gestaltungszug. Er muß dann freilich oft durch einen riesigen Aufwand persönlicher Leistung erkauft werden, der den zumeist draußen fehlenden Rückhalt im eigenen Volk als Unterbau auch noch mitersetzen

Digitized by Google

muß und dadurch nicht selten in wahrhaft tragische Lagen gebracht wird, wie Schlagintweit, Niedermayer, die „Emden", das Geschwader Spee, Filchner, deutsche Flieger und Kämpfer auf ostasiatischer Erde (Falkenhausen und Seekt).

3. GLIEDERUNG (STRUKTUR)

Gliederung in Teilräume; Ausgangspunkte von Kraftströmen und Kernzellen. Raumwertung

Indopazifik als Schalttafel zu Kraftfeldern betrachtet

Für das richtige Ansetzen kulturgeographischer und wehrgeopolitischer Arbeit in volksfremden Räumen ist unerläßlich wenigstens ein Versuch, die Kernzellen und Ausgangspunkte für kulturgeographische und wehrgeopolitische Kraftströme und Leitmotive zu kennen. Das wird schon deswegen nötig, damit man nicht von Kurzschlüssen von überraschender Wucht beim Herumhantieren ereilt werde! Man wird dabei auf hochempfindliche Stellen geführt, die entweder zu überwinden oder zu gewinnen, zuweilen einzukapseln oder als dauernde Widerstände in Rechnung zu stellen sind.

Dabei kann man sich weltüber sehr darüber täuschen, ob noch lebendige Wirkungen von scheinbar erloschenen Stellen ausgehen oder nicht; genau wie bei den Vulkanen, wo es ja auch bei dem wirklichen Zustand der pazifischen Küsteneigenart, des „Küsten-Typs", im Gegensatz zur atlantischen (Süß) wenig ausmacht, ob die amtliche Wissenschaft einen Vulkan als „tätig" oder „erloschen" bezeichnet. Kommt ihn die Laune an und ist noch Leben in ihm, so bricht er eben los, wie Bandaisan, Krakatau, Sakurashima, wie das Kwanto-Erdbeben von 1923, wie in Tokio 1936 die Revolte der Samurai, eines vom Liberalismus längst totgesagten Standes, die Dunganenaufstände Zentralasiens oder eine indische „Mutiny".

Täuschung über den Zustand an Kraftladung solcher Kern- und Kraftzellen, Berühren noch hochgespannter Drähte in Schalttafeln ist lebensgefährlich! Kulturpolitische Schulung schützt davor in der Außen- und Wirtschaftspolitik wie Gummihandschuhe in der Technik.

Eine solche Überschau der Teilraumgliederung sollte vor einer großen Weltkarte in vielstündiger Arbeit gewonnen werden. Hier können nur Anhaltspunkte für ihre Umwanderung gegeben werden: ähnliche wie die, von denen James Fairgrieve ausgeht, sowohl in seinem Buch: „Geographie und Weltmacht" („Geography and world power"), wie in seinem späteren Gemeinschaftswerk mit E. Young: „Pacific Lands". In beiden

Digitized by Google

wird die Anknüpfung an physisch-geographische Dominanten zur Ordnung des Stoffes benützt.

Typische Stromkulturen (potamische) unseres Kraftfeldes sind in Afrika das Nil- und Sambesigebiet (Strom und Wüste im Gegenspiel zeigend); in Asien Mesopotamien (Strom und Sumpf); in Indien am Indus und Ganges (Doppelströme zwischen altem Gondwana-Hochland und jungen Randketten); in China das Gebiet des Dreistromproblems (Hwangho, Yangtse, Amur); zwischen den beiden Hochkulturen die vier meridionalen Stromfurchen Hinterindiens. Dann folgt innerhalb der großen Gestalt der australasiatischen Zerrungsbogen jenseits des Küstenmeerkorridors die Inselreichkette von Japan bis Neuseeland, das Gebiet der Inselwolken; auf der amerikanischen Gegenküste die reine Längsausprägung der pazifischen Küste, mit eingesprengten Hochlandkulturen, geringer Hinterlandtiefe, durch Küstenketten bedingte Sperrküsten, klimatisch benachteiligte Küsten oder sogar Küstenwüsten als Folge von kalten Auftriebswassern und Küstenströmungen.

Innerhalb dieser Gesamtanschauung entstehen große klimatische Gliederungen; aus der Klimaweltkarte von Köppen unmittelbar abzulesen ist die Einheit der Monsunländer mit ihrer Milliarde von Bewohnern, die unmittelbar und mittelbar in Abstufungen (Japan) vom Monsunklima beeinflußt sind. Sie werden durch den verwandten Klimarhythmus, den gleichmäßigen Ablauf des Wetterjahrs zu größerem gegenseitigen Verständnis untereinander erzogen, wenn auch die indische Welt, deren Charakter als „heißes Land" Fairgrieve betont, dadurch von der fernöstlichen unterschieden ist; in vielfacher Überschneidung ihrer Kulturkreise freilich: der „San koku", der „Dreiländer" China, Japan, Indien.

Am nordwestlichen einspringenden Winkel des Indischen Ozeans schafft eine weitere große Gruppierung das Gegenspiel von Iran und Turan im Ablauf des von Ratzel klassisch geschilderten Gegensatzes zwischen Ackerbauern und Nomaden, der auch heute noch eine große Rolle spielt: im russischen und chinesischen Turkestan, im Iranreich Riza Schahs, in Afghanistan, in den nordwestlichen Grenzwirren Indiens, beim Streit über die Fluglinien am Persergolf, in der arabischen Auseinandersetzung, z. B. zwischen Ibn Saûd und Transjordanien, in Yemen, beiderseits der Straße von Bab el Mandeb. Er ist so alt wie der Gegensatz zwischen dem vom Nomadentum herkommenden Ariertum der arischen Landschaften Persiens, des nordindischen Ariereinbruchs zu der präarischen Vorderasienkultur, auch der von Charappa und Mohanjodaro, tritt uns aber mit Wehr und Wirtschaft heute noch lebendig genug entgegen, wenn man Niedermayer, Rosen, Sykes liest oder das Wiedervordringen des dunklen Blutes in Indien beachtet.

Digitized by Google

Ein kontinental-ozeanisches Gegenspiel von großer Fähigkeit, Kraftströme aufzunehmen und umzuformen – aus dem unter anderem der russisch-japanische Gegensatz erwuchs – begrenzt im Norden und Süden das indopazifische Wanderfeld; im Norden die festländische skytho-sarmatische Wanderstraße (in ihren frühen kulturpolitischen Eigenschaften als Träger nordischer Kulturen von Strygowski untersucht) (Oxus-Schatz!), die so gewaltige Durchbruchstöße, wie den hunnischen, den mongolischen, den türkischen vom pazifischen Bereich zum atlantischen durchließ; und im Süden die ozeanische Wanderstraße zwischen Indischem und Pazifischem Ozean, in ihrer weitesten Ausdehnung von Madagaskar bis zu den mittelamerikanischen Gebieten der Mayakultur von Malaio-Polynesiern überzogen (aus den Karten von Groll und Schott ersichtlich) mit ihrem gleichfalls ewigen Gegensatz zwischen Orang Malaiu (schweifenden Menschen) und Torijadja (Menschen des Innern). Beide Wanderstraßen berühren sich mit dem nördlichsten Ausläufer der Südseewanderer und den festländischen Protojapanern im Japanischen Reich und seinem Doppelantlitz zwischen nordwestlicher Festlandpolitik und südöstlicher ozeanischer Sehnsucht.

Die Spannungen des ostasiatischen Küstenmeerkorridors setzen sich großräumig nach Süden fort in dem Zerrungsfeld des australasiatischen Mittelmeers, das von Formosa, den Pratasinseln, Hainan aus empfindlich berührt wird, wie das von Deutschen der Reihe nach Hans Meyer, Helfferich und Wiersbitzky geschildert haben, wie ich es im Rahmen der „Pazifischen Geopolitik" darzustellen suchte. An dies schließt ostwärts die Inselwolkenbrücke an, auf der Forster, Chamisso, Godeffroy, Sapper, Schnee als Deutsche ihre Sporen erwarben. Ob mehr auf ihr, mehr über die Beringstraße die Wanderungen der Palaeo-Asiaten (Montandon) gegangen sind, wie die der Malaio-Polynesier verliefen, wie die Besiedelung Amerikas erfolgte, ist heute noch fraglich.

In diesen weiten, für die Rassenzusammensetzung außerordentlich wichtigen Wanderungen, die viel größere Strecken überwunden haben als man sich früher vorstellte, offenbart sich eine kulturpolitische Verwandtschaft mit der Normannen-, der nordischen Wikingerwirkung. Stecken Arier darunter? Was sind überhaupt die von Montandon und vorher von Bachelor so liebevoll untersuchten Ainu? Was haben uns die Kulturreste der Osterinsel, der Karolinen und Marianen zu sagen? Das alles sind noch Stellen im kulturgeschichtlichen Gefüge der Menschheit, wo wichtige Steine fehlen, aber doch, wie die deutsche Arbeit von Graebner, von Frobenius zeigt, ihrer Lage nach geahnt werden können.

Nach dem Gesetz der wachsenden Räume ist freilich das Los der Trittsteine („stepping stones") in der Vereinzelung traurig gewesen. Sie waren vielfach, wie Neukaledonien (Augustin Bernard: Nouvelle Calédonie;

Digitized by Google

Grandidier) zum Verkümmern, wie Hawai zum Herabsinken als Rassen-Mischkessel, wie Fiji zur Fremdüberflutung, Überfremdung (Indergrenzmark!) verurteilt. Rühmliche Ausnahmen haben in deutschem Besitz Deutsch-Samoa und Neuguinea gemacht, die beide unter neuseeländischer wie australischer Verwaltung nach dem Kriege von ihrer kulturpolitischen Durchdringungshöhe herabglitten. Unvergessen werden für Samoa die Erschließernamen des Hauses Godeffroy (1860), Graebner, Jensen, Krämer, Sapper, v. d. Steinen, für Neuguinea Behrmann, Detzner, Geisler, Hambruch, Neuhaus, Sievers bleiben: in der Buchstabenfolge genannt, um jedes unangebrachte Werturteil gegenüber einer stolzen kulturpolitischen Einheitsleistung auszuschließen.

Deutsche Kultur und Wehr, untrennbar beide, haben auch in dieser abgelegenen Wanderstraße der Kulturmenschheit unzerstörbare Furchen hinterlassen, auch noch, nachdem sie machtmäßig mit der Fahrt des Kreuzergeschwaders Spee, den kühnen, auch vom Gegner geachteten Zügen der „Emden" von den Gewässern des Indischen und Pazifischen Ozeans Abschied hatten nehmen müssen, um sie nur mehr als Gäste mit unverjährbaren Kulturrechtsansprüchen zu befahren.

4. AUSSEN UND INNEN

Kulturdeutsches Verhältnis zu Zentral- und Randwirkungen

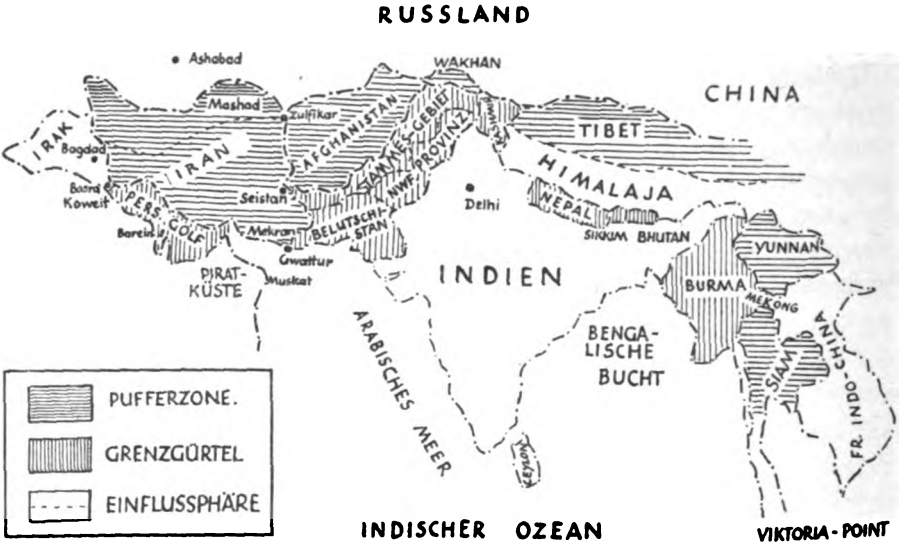
Die Einheit nach außen und innen mit bisher ausgeglichenen inneren Gegensätzen und Spannungen der Monsunländerkultur des wichtigsten indopazifischen Binnenraumes und ihrer Wehrgeopolitik vor dem Einbruch der weißen Rasse gerät um 1500 durch diesen aus dem Gleichgewicht. Diese Störung und die damit zunächst für rund dreihundert bis vierhundert Jahre beginnende Überlegenheit der Randwirkungen und ihrer außenbürtigen Urheber über die Innenkräfte, die alten Herde zentraler indopazifischer Kulturen, empfinden auch die Deutschen zunächst, wenn sie sich mit der „Fremdheit des Orients" auseinandersetzen müssen.

Die wesentlichsten unter diesen Herden sind der arabische des Islam, die frühen ostafrikanischen Kulturen, Irak, Iran und Indien mit ihrer Puffer- und Schwellenlandschaft, die indonesischen Herde und der größte, ostasiatische: China und Japan. Endlich gehören dazu am pazifischen Ufer Mittel- und Südamerikas die Maya- und Toltekengruppe und die Quichuagruppe, beide schon zwischen 1513 und 1571 vor den spanischen Randstößen hinsinkend und erst im Rassengefüge wieder auflebend.

Kein Wunder, daß der Deutsche zunächst, im wesentlichen an die Schritte

Digitized by Google

der Randerschließer gebunden, Erschütterung und Verlust der Selbstbestimmung der Zentralkräfte des indopazifischen Raumes durch die Augen der Angreifer sieht und seinem Weltbild einfügt; daß er im allgemeinen die binnenbürtigen Kräfte des gewaltigen Raumes unterschätzt und in dem Pendelschlag zwischen Zentral- und Randwirkung auch denjenigen Zeugen seines eigenen Blutes zu wenig Glauben schenkt, die ihm den Vorgang richtig, ohne die so gern vorgehaltenen Brillen der meerbestimmten (ozeanischen) Kolonialmächte alten Stils und der festländisch vordringenden Russen zeigen würden.



Karte 2. Indiens Grenzgürtel und Pufferzonen.

Die Stufenfolge des Verlustes der Selbstbestimmung der binnenbürtigen Mächte innerhalb dieser Dynamik läßt sich in großen Zügen umreißen. 1511 bringt die Erstürmung Malakkas durch Albuquerque mit dem damaligen Kräftezentrum des südostasiatischen Islam und den Fernniederlassungen Chinas und Japans an der jetzt noch schicksalbestimmenden Meerenge mit der heutigen Chinesenstadt Singapore Indonesien in portugiesischen Griff.

1513 (Balboa in Panama) bis 1521 (Magellanfahrt) beginnen die Spanier den staatspolitisch höchst fesselnden Versuch, ein totales, erdteilumspannendes Reich (von Samhaber geschildert) in Süd- und Mittelamerika und zugleich ein ozeanumspannendes Reich um den Pazifik als mare clausum aufzurichten, ähnlich wie 1919 England um den Indischen Ozean.

Ein Höhepunkt ist die Errichtung der spanischen Herrschaft durch Legaspi in Manila 1571, mit dem Briteneinbruch in das von Spanien beabsichtigte Ozeanmonopol bald darauf.

Digitized by Google

Gleichzeitig macht diese Verlagerung der Handelswege, das Wandern der Wirtschaftszyklone (Brooks-Adam) der Scheinblüte Süd- und Mitteldeutschlands ein Ende durch den von Fueter gezeichneten Verfall. Dabei schafft das Freiwerden der bewaffneten Geleitzüge für die Waren auf den alten, verödenden Binnenhandelswegen Europas die Vorbedingung für die Heeresvergrößerungen der Renaissancekriege.

1641 erst fassen die Niederländer festen Fuß in ihrem heutigen indischen Inselreich, während die Selbstausschaltung ihres größeren Hinterlandes Deutschland durch die Religionskriege aus dem Weltwerben in vollem Gange ist; Geographen, wie Varenius, der die ersten Nachrichten über Japan in großem Stil nach Mitteleuropa bringt, läßt man verhungern.

1757 beginnt mit der Schlacht von Plassey, dem Heldenstück des vom Kommis zum Eroberer Indiens aufsteigenden Lord Clive, der Selbstbestimmungsverlust Indiens, des Großmogulreiches, das noch unter Akbar dem England Elisabeths so würdig entgegengetreten war.

Wieviel Friedrich der Große dazu beigetragen hat, Indien für England zu erobern, indem er durch seine Siege von Roßbach bis Minden in Europa den Degen Britanniens führt und alle Mittel der Krone Frankreichs von ihren indischen Helden abzieht, ist in Deutschland zu wenig bekannt.

Fast ein Jahrhundert später, im Opiumkrieg, 1842 gegen Südchina, 1858 gegen Nordchina, ereilt das von 1643–1799 so mächtige Reich der Tatsingdynastie das gleiche Schicksal der Fremdvergewaltigung durch England und Frankreich. Deren Wirkungen führen nach einem Tiefstand um 1900 zur Revolution von 1911 und zu 28 Jahren Bürgerkrieg, freilich auch zur Erneuerung zentraler Abwehrkräfte. Verhallte auch der Warnruf des letzten großen Vizekönigs der Yangtseprovinzen Tschang-Tschi-Tung vergeblich: „Lernt! Lernt!", so schuf doch schon seinem nordchinesischen Kollegen Li-Hung-Tschang der deutsche Hanneken als wehrgeopolitischer Berater die nordchinesische Abwehrstellung, vor allem die Stätte wiederholten „Teufelspflügens": Port Arthur! (1895; 1904.)

Durch die von den Pazifikrändern, diesmal von USA. aus vorstoßenden Kräfte erfährt Japan zuletzt das Los der Einschränkung seiner Selbstbestimmung (1854). Das stolze Volk, dessen Lebensraum bisher nie von einem Gegner erfolgreich betreten worden ist, erneuert in gewaltiger Zuckung sein uraltes Reich unter dem 122. Kaiser und Ahnenhohenpriester desselben Geschlechts, das den Reichsgründungstag seit dem 11. Februar 660 v. Chr. festlich begeht. Japan schüttelt von der Vollendung dieser Entbürdung 1869 an bis zum Sieg über China 1895 die ungleichen Verträge ab. 1900 erweist es dem Britischen Weltreich seine Bündnisfähigkeit. Mitten in dieser Entwicklung tritt Deutschland ab 1859 zum erstenmal als machtbeteiligt auf den ostasiatischen Plan mit der Sendung Eulenburg, die u. a.

Digitized by Google

v. Brandt und v. Richthofen als Neulinge auf ihr kulturpolitisches Hauptarbeitsfeld bringt. Aber eine Tragikomödie verpaßter Gelegenheiten vollzieht sich hier sinnbildlich für die deutsche Kulturpolitik.

Das Zusammentreffen Siebolds, des größten bisherigen deutschen Kenners dieser scheinbar neuen, tatsächlich so uralten Kultur- und Machtwelt, mit Richthofen in Nagasaki wird durch kleinliche Ränke vereitelt; die Leiter der deutschen Sendung, die als einzige den ganzen Erfahrungsschatz Siebolds hätten kulturpolitisch erben können, lassen ihn ebenso unverwertet wie Niederländer und andere europäische Wettbewerber; groteske Mißverständnisse über die fernöstlichen Erneuerungsbewegung sind die Folge.

Denn so selbstverständlich, wie Rückschläge allen Ausschreitungen der weltgeschichtlichen Pendel folgen, war mit einem Vorläufer in der sogenannten indischen Meuterei von 1857 fast überall ein Auftrieb zum Rückgewinnen der Selbstbestimmung der Zentralkräfte des indopazifischen Raumes eingetreten. Ein richtiges deutsches Verhältnis zu ihr, das in Japan gerade 1859 einen Höhepunkt von Reizbarkeit erlebte, hätte von unberechenbar günstigen Folgen ebenso für Deutschland wie für die führenden Mächte des Fernen Ostens sein können. Fast ist es wie ein Sinnzeichen, daß der tapfere kleine Schoner „Frauenlob", die Ehrengabe der deutschen Frauen an die werdende Flotte, in einem Taifun mit Mann und Maus versank, weil er wohl der Ostsee, nicht aber dem Pazifik gewachsen war.

Eine großzügige Überschau dieses Kräftespiels zwischen zentralen und Randwirkungen im Ringen um Vorherrschaft und Selbstbestimmung, „Herrschaft und Freiheit", „der Menschheit große Gegensätze", gestattet uns, diese Dynamik nach wenigen Kraftlinien und Kraftfeldern übersichtlich zu ordnen und ebenso auch das Lagenbild und den Zustand von heute zu betrachten.

Der stärkste Träger des ostasiatischen Selbstbestimmungsrechtes, zugleich die wuchtigste Rückschlagserscheinung gegen die Europäisierung, oder – wie Benoy Kumar Sarkar in „Futurism of Young Asia" sagt: Euramerikanisierung der Erde ist das Japanische Reich, mit heute über 100 Millionen Reichsangehörigen, davon 70 Millionen rassenreiner Japaner und 38 Millionen Schutzfreunden in Mandschurei, mindestens 5 in Innerer Mongolei und Nordchina. Die Schicksalsfrage ist, ob es mit dem erneuerten China gemeinsame Zukunftswege findet oder ob eine Dauerfeindschaft entsteht. In den Sowjetbereich abgetriftet sind von China Tannutuwa und Äußere Mongolei, mit Zwischenwendungen seit 1911, Sinkiang seit 1935, endgültig wohl 1939. Aus gefährlichen Lagen wieder emporgetaucht sind Irak, Iran, Afghanistan und Siam [Thai]; im Aufstieg zur Selbstbestimmung scheint zwischen 1935 und 1945 das Inselreich der

Digitized by Google

Philippinen: 13 Millionen Einwohner bergend, die leicht auf 60 steigen können. Unter britischer Vormundschaft steht Indien, das für 1937 dem Wirken der ersten Verfassung mit gemischten Gefühlen entgegensah und über Dominiumsrechte zur Unabhängigkeit strebt (Kongreßerklärung 1933/34 und 1939). Unter niederländischer, vor allem wirtschaftsbetonter Kolonialausbeutung liegt Indonesien mit 62 die Selbstbestimmung ersehnenden Millionen. Die alten Zentralmächte Mittel- und Südamerikas sind heute Republiken im Gefüge der 21 anderen, von Nordamerika und den ABC-Staaten her zusammengefaßten „Freistaaten" (darunter 1939 14 offenkundige Diktaturen) im Raumsystem der Neuen Welt, in der auch Australien und Neuseeland, mit leeren Räumen, aber mit einer Milliarde Asiaten vor der Tür, einen stärkeren Rückhalt sehen, als in der fernen britischen Reichszentrale. Alles andere sind Restzustände unter fremdbürtigen Außeneinflüssen: britischen, russischen, französischen, italienischen, portugiesischen in dieser Abstufung. Ihre größte Eigenkraft steckt in der mehr und mehr autarkisch werdenden Fernostarmee der Sowjetbünde; für die Zukunft vielleicht in Äthiopien.

Angesichts dieses Lagenbildes drängt sich die Frage auf: Wie stand Deutschland als Kultur-, Macht- und Wirtschaftsherd vor dem Kriege, wie steht es seither zu diesen sich mit unaufhaltsamer eigenbürtiger Wucht entwickelnden Leitfragen des indopazifischen Raumes? Wie steht es zu seiner Selbstbehauptung, zur Entscheidung über Angleichung oder Vergewaltigung auf allen Gebieten der Kultur, Macht und Wirtschaft? Der Versuch einer zutreffenden Antwort führt zwangsläufig zur Schicksalskündung aus der Rückschau auf gemachte Fehler und ihre Verlustfolgen heraus.

Eine falsche Grundhaltung des Zweiten Reiches – von seiner, mit der japanischen Reichserneuerung fast gleichzeitigen und gleichläufigen Gründung an – zeigt, daß von Bismarcks europazentrischem Weltbild kein Übergang zu einer Hereinspiegelung der indopazifischen Zusammenschau in dieses von der Mitte der siebziger Jahre an rasch veraltende Weltbild gefunden wurde. Nur Einzelvorteile nach außen ohne solche Zusammenschau wurden gesucht, oft von innen mit Unbehagen betrachtet. Man erinnere sich an Caprivis Ausspruch: „Je weniger Afrika, desto besser". Das Auslanddeutschtum finden wir vielfach im Schlepptau der Westmächte, die Deutschen in Indien „britischer als die Briten". Volksdeutsches Denken gegenüber dem vorherrschenden staatspolitischen war selten. Kulturvermittler mit heute anerkannter richtiger Einsicht in die Verhältnisse, wie Baelz in Japan, wie Peters in Afrika, ja selbst Militärattachés, wie Etzel, der im Gegensatz zum Gesandten den Ausbruch des Russisch-Japanischen Krieges rechtzeitig kommen sah und berichtete, fanden kein Gehör. An-

Digitized by Google

nähernd gleichgestellte Ämter, wie das der Marine in Tsingtau, die Gesandtschaft in Peking, das Generalkonsulat in Shanghai befehdeten sich gelegentlich mit Lust und Eifer. Eine Prüfung der ungeheuren weltpolitischen Spannung zwischen dem am Kern der Zentralmächte sitzenden festlandbestimmten Eisenbahnendpunkt Tsingtau in der Shantungstellung und dem nur im Zusammenwirken mit ozeanischen Mächten zu haltenden, am meisten ozeanischen Inselreich der Erde in der deutschen Südsee wurde unterlassen, weil das Problem weder dem Kaiser noch dem Reichstag zum Bewußtsein kam. Die Amerikaner Brooks-Adams und Mahan hingegen sahen es seit den neunziger Jahren und bekämpften vorbeugend Deutschlands Pazifikstellung.

So litt, mehr durch die Schuld amtlicher Vernachlässigung der vorhandenen Informationsmöglichkeit als durch die Schuld ihres Fehlens, weil sie nicht greifbar gewesen wäre, das zweite, mehr staats- als volkspolitisch denkende Reich der Deutschen an der Unzulänglichkeit seines indopazifischen Weltbildes. Innerhalb dessen suchte es wohl eine Reihe von Einzelvorteilen und gewann sie, ohne ihre Gefahrlage bei einem Kurs „Volldampf voraus" in einem klippenreichen Meer zu begreifen und ohne sich klarzumachen, daß hier zwar Ansatzpunkte einer reichen kulturpolitischen Entwicklung mit allen möglichen günstigen Macht- und Wirtschaftsfolgen lagen, aber noch kein Bau, der Stürmen trotzen konnte. Selbst da, wo ein solches Trotzen, wie Lettow-Vorbeck in Ostafrika bewies, möglich gewesen wäre, wurde an den unerläßlichen Wehrgrundlagen dafür gespart.

Am schroffsten trat diese Unzulänglichkeit der Information gerade gegenüber den Eigenwerten der indopazifischen Eigentümlichkeiten hervor, nicht zuletzt in der Groteske der Chinaexpedition von 1900, die Deutschland in den Vordergrund schob, wo es, wie die USA. im Hintergrund hätte bleiben müssen, in dem vorher, im Falle Shimonoseki 1895, England zu seinem größten Vorteil klüglich geblieben war, ebenso wie Frankreich und Rußland, soweit beide Hauptnutznießer es irgend konnten. Das Odium verstand ein deutscher Gesandter durch Auftreten zur Unzeit auf sich und sein Land zu ziehen.

In beiden Fällen wurden Rand- und Zentralkräfte gleichzeitig vor den Kopf gestoßen. Dazu trat dann – seit der Jahrhundertwende mehr und mehr zunehmend – die Gefährdung des Bagdadbahngedankens Hamburg-Basra, seit G. v. Siemens' englandkundiger, mäßigender Einfluß daraus schwand. So entstand 1914 die seltsame Lage, daß sich Rand- und Zentralkräfte des indopazifischen Raumes gleichermaßen gegen uns wandten, obwohl die lebendigsten Mächte viele Jahre hindurch instinktsicher eine Verständigung mit uns suchten. Die Krönung einer vorsichtigen kultur-

Digitized by Google

politischen Verständigungsarbeit nach dem Kriege war die deutsch-japanische Zusammenarbeit ohne Störung des Verhältnisses zu China – nur daß Ähnliches ohne Verluste schon Mitte der neunziger Jahre, nach 1900, ja bis 1911 und 14 möglich gewesen wäre. Damit hätten wir kulturpolitisch den inneren Hebel in Händen gehabt.

5. DEUTSCHE KULTURTRÄGER MEERÜBER

Eigenart der deutschen Anreger und Zeugen

Läßt sich die an grundverschiedenen Erscheinungen so reiche Zahl deutscher Anreger, Erschließer, Zeugen im indopazifischen Raum durch Typenforschung mit wenigstens einigen allgemeinen Zügen erforschen? Oder sind wir auf Prüfung der Schicksale unzähliger Einzelgänger verwiesen und damit zu fast uferloser Arbeit nach Art einer Lebensbildersammlung der Auslanddeutschen mit indopazifischer Wirkung gezwungen?

Gerade weil sie zumeist ausfuhren als kosmopolitisch gesinnte, individualistische Heimatflüchtige, aber wegen des Mangels an heimatlicher volkspolitischer Einheitsprägung anschlußbereite oder zum Anschluß an die Fremde gezwungene Einzelgänger, wurde ihr Los typisch. Sie wurden vorbildlich für die Auslandwirkung jener Eigenart von hochwertigen Menschen, die bei fehlender dahinter stehender Volksmacht und Staatsgewalt, ja ohne Einsicht in deren Außenzwecke – angesichts einer die Rückkehrenden oft widerwillig aufnehmenden statt sie auswertenden Volksgemeinschaft –, nur zu leicht das Opfer fremder Kulturkreise werden. So lieferte unser Volk fermentierende Anreger als Völkerdünger in überwältigender Mehrheit, die im höchsten Maße befruchtend draußen zur Entwicklung beitrugen, ohne auch nur durch ihre Erfahrung dem Heimatvolk und -boden zugute zu kommen.

Vorbilder solcher Schicksale sind zwei der berühmtesten Kulturerschließer Japans: Engelbert Kämpfer im 17., Franz v. Siebold im 19. Jahrhundert (in Japan und England, wo noch Kämpfers Nachlaß im Britischen Museum liegt, bekannter und mehr genutzt als in Deutschland) und die beiden Forster als Wegbegleiter von Cook und Anreger einiger seiner besten Funde.

Einen Zeitraum glücklicherer Lose bezeichnen Richthofen in Japan und China (mit der Mission Eulenburg 1859 hingelangt) und später als wehrgeopolitische Helfer erster Ordnung Hanneken in China, Meckel in Japan, weil bereits Staatskraft und werdendes Volksbewußtsein hinter ihnen steht. Dadurch können sie zu schicksalbestimmenden Menschen mit un-

Digitized by Google

mittelbarer, nicht nur mittelbarer Wirkung werden. An ihre Namen knüpfen sich Standwerke und entscheidende Raumwertungen wie bei Richthofen, Lagenwahl weltgeschichtlich bedeutender Plätze wie bei Hanneken für Port Arthur, die Ratschläge zu 1894 und 1904 wiederholten Feldzugsanlagen wie bei Meckel.

Schon vor ihnen aber wäre eine Wirkung wie die Alexander von Humboldts, freilich ganz im Nebenamt (durch die Eindrücke auf Simon Bolivar, durch die Erkenntnis des labilen gegenwärtigen Zustandes bei ungeheurem Zukunftswert des spanisch-südamerikanischen Kolonialreiches) ohne das erwachende Preußen, eine Wirkung, wie die der österreichischen Novara-Expedition auf die Weltwissenschaft ohne den Rückhalt des Habsburgerstaates undenkbar gewesen. Freilich verriet der halb atlantische, halb pazifische Zusammenbruch des Kaiserreichs Mexiko, der Sieg des Indio Juarez über Kaiser Max, den Nachfahren Karls V., schon eine kommende durchgreifende Verlagerung der Macht. Am 19. April 1867 beendeten die Flintenschüsse von Queretaro diesen Fehlschlag.

Von solchen Symptomen blieben freilich die rein wissenschaftlichen oder belletristischen Zuschauerrollen zumeist unberührt. Ihre obere Grenze mögen Vater und Sohn Forster bezeichnen – beide aus trostlosen politischen Heimatverhältnissen von 1752—1755 bei Cook zugeflogen –, oder Adelbert v. Chamisso – von 1815—1818 bei Otto von Kotzebue an Bord des „Rurik" –, den er vielleicht durch das Gedicht über das Klippeneiland Salas y Gomez volksbekannter machte als er durch alle sonstigen Ergebnisse der Fahrt wurde. Minder rühmenswert dem Rufe nach, aber vielleicht durch die „Egeria"-Rolle der Baronin Imhof bei Warren Hastings bedeutsam, sind Zusammenschlüsse wie die des Ehepaares Imhof mit Warren Hastings auf dessen erster Indienfahrt, aus dessen Weiterbau auf dem Grundstock von Clive das Indische Reich der Britenkrone entstand.

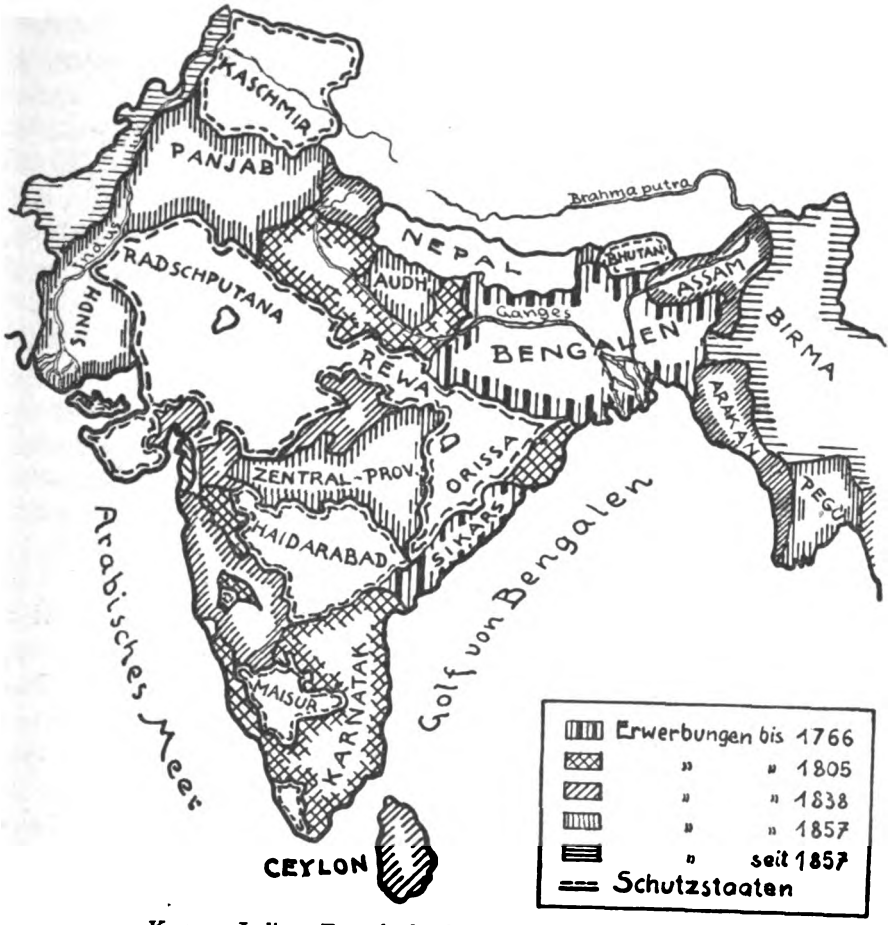
Edelste Beweggründe treiben zuweilen die Träger weltanschaulicher Überzeugungen über See. Unter ihnen stehen die deutschen Jesuiten in China, die deutschen Benediktiner in Korea, mit Männern, wie Erzabt Norbert Weber, voran; und viele folgten ihnen nach.

Ein häufiger Weg führt vom Soldaten zum Forschungsreisenden und wieder zurück oder zwischen beiden Berufen fruchtbar hin und her.

Vorbildlich haben diesen Weg – beiden Berufen in solcher Doppelauswirkung durchaus natürlich – Hermann von Wißmann (1833—1905) und Oskar von Niedermayer beschritten, und Hermann von Wißmann ist bereits sein gleichnamiger Sohn in Yemen und China nachgefolgt. Wißmann, ethisch wohl Deutschlands „größter Afrikaner", trug als erster eine deutsche Flagge durch den schwarzen Kontinent vom Atlantischen zum

Digitized by Google

Indischen Ozean und half den Deutschen dort festen Fuß fassen, wozu ihnen Peters die ersten Schritte geebnet hatte. Oskar v. Niedermayer wirkte in Iran und Afghanistan der dortigen deutschen Stellung voran, gleich sicher im einsamen Feld der wissenschaftlichen Forschung, wie im Kampf mit England auf dessen eigensten Wegen; auch er seinem Gegner



Karte 3. Indiens Erwerb durch England seit Lord Clive.

bekannter als seinem Volk. Weit asieneinwärts von ihm pflügte Wilhelm Filchner auf Spuren der Schlagintweit durch mongolische und tibetianische Pfade zwischen britischer, chinesischer und russischer Macht hin und her. Auch einer gemeinsamen österreichisch-ungarischen Unternehmung wäre hier zu gedenken, die Graf Teleki, den Vater des Geopolitikers von heute (gleich fest im Sattel des ungarischen Ministerpräsidenten wie der Kurden-Grenzkommission) und den österreichischen Seeoffizier v. Höh-

Digitized by Google

nel vereinte, mit Rudolf- und Stefaniesee als Ziel. Schade nur, daß Österreich keine bessere Verwendung mehr für Männer von Schlage Höhnels hatte, als die eines dekorativen kaiserlichen Flügeladjutanten, der von seinem Herren nie nach seinem besten Wirken befragt wurde, und der als verärgerter Hafenadmiral abging.

Auch zum heroischen, Völkerentwicklungen in der Ferne, rund um den Pazifik, gestaltenden Schicksalsmenschen scheint der Sprung vom Soldaten leichter als vom Diplomaten zu sein: Körner und Kießling vollbrachten ihn in Chile, Kundt in Bolivia. Vom Diplomaten tat ihn am kühnsten, neuerdings durch den Briten Sykes gewürdigt, Konsul Waßmuß in Iran, den man dort den deutschen Lawrence nennt, während Deutschland nicht viel aus ihm zu machen wußte. Der eine Mann wog dort, wo er wirkte, indische Divisionen auf und trug Schreck in ein Kaiserreich: Indien, Fermentierung in ein zweites: Iran; wehrpolitische Nachwirkungen in die ganze arabische Welt.

Es sind nicht deutsche, sondern britische Quellen, die der deutschen Kriegstätigkeit in Afghanistan und Südpersien u. a. die Kapitulation von Kut el Amara zur Last legen, eine Last, die sie leicht vor der kulturpolitischen Geschichte und Wehrgeopolitik der Mittelmächte tragen können.

Neben einem so vielseitigen tätigen Beispiel tritt die weit verbreitete, mehr beschreibende Diplomatenleistung, selbst in einem so glänzenden Auftakt wie des Krainer Herbersteins „Moskowiter wunderbare Historien des großen Landes Reußen samt der Hauptstadt Moskau" zurück, zumal sich der Wettbewerb verstärkt und verdichtet von der Naturwissenschaft und Heilkunde her (Baelz in Japan); der Biologie (Koch und die Bekämpfung der Schlafkrankheit und Malaria; Reischeck in Neuseeland), von Land- und Forstwirtschaft her (Wagner in China; Heske in Indien, Müller und Fesca in Japan; v. Mayr, Grasmann, Amerigo Hoffmann in Japan). Was einzelne, auch von rein wirtschaftlichen Erwägungen aus, leisten konnten, das bewies das von Valparaiso her in die Südsee, auf Samoa vorstoßende Haus Godeffroy, das bewiesen Schlubach und Sapper in Guatemala, Lüderitz in Südafrika, auch wenn später der sogenannte Caprivizipfel nur bis zum Sambesi, nicht bis zum Indischen Ozean durchstieß. Das bewies auch Georg v. Siemens' vorsichtiges Tasten durch Anatolien auf Bagdad und Basra, dem erst nach dem Tode des klugen Britenkenners schärfere Widerstände begegneten und Kuweit wie Basra verriegelten.

Abenteurer haben selbstverständlich auch immer dazwischen gefunkt: von jenem ersten Schiltberger an, der über Vorderasien vorwärts drang, und jenem anderen Straubinger Patrizier Schmiedel, der als erster vom La Plata durch den Chaco als Reisläufer den Weg in die pazifischen Gold-

Digitized by Google

länder fand, und den Begleitern Ambrosius Alfingers im Dienste der Welser in Venezuela. Sie alle wirkten daneben auch als fermentierende Kräfte, freilich in ihrer Gesamtheit schwer zu fassen. Als Dienende fremder Kronen zeichneten sich am stärksten die Balten und andere Deutsche im Rahmen der russischen Nordosterschließung aus, bis zu den deutschen Namen von heute. Von der Forschungsexpedition der Kaiserin Anna über Humboldt und Schlagintweit-Sakünlinski geht ein fast geschlossener Opferzug durch Nordnordost- und Zentralasien zum Nordpazifik. Ein ähnlicher führt um das Kap der Guten Hoffnung nach Inselindien, auf einem Seeweg, dem z. B. der alte Yorck von Wartenburg wehrgeographische Erfahrungen verdankte, die sich zuletzt in der Gründung der ersten Offiziersbüchereien zur Erweiterung des Sehkreises, in der Schützentaktik der Jägerbataillone niederschlugen. Hätten die Briten in den Kämpfen am Tugelafluß getan, was Yorck ein Jahrhundert früher dort als taktisch nötig erkannte: sie hätten viel Gut und Blut gespart.

Wie der unmittelbare Zugang zum indopazifischen Raume durch Nahen Osten und Afrika, so ist auch der Zugang über Nahen, Mittleren, Fernen und Fernsten Westen mit deutschen Leistungen übersät. Deutsche haben sich durch Prärien und Felsengebirge westwärts durchgekämpft, Städte wie Astoria und Seattle gegründet, das Gold am Sacramento gefunden, die Siedlungsfähigkeit am Colorado erprobt, eine Hauptblutlast im ersten Mexikokrieg der USA. getragen.

Für Mittelamerika stammt von Alexander v. Humboldt die achtfache Lösung des Kanalproblems von Tehuantepec über Nikaragua, Panama bis zum Atrato und die schönste Schilderung des ersten Anblicks des Pazifik, wenn man über die Anden zu ihm kommt. In Südamerika hat ein Mann deutschen Blutes Columbia mit einem Flugnetz überzogen, hat sich ein anderer in kolonialer Frühzeit vom heutigen Argentinien durch den Chaco nach dem Goldland Peru durchgeschlagen, und wieder andere haben Bolivia und Chile bewehrt.

Ob wir die Nordzone der einstigen pazifischen Russenherrschaft nach deutschen Kulturträgern befragen oder ihre Spur in der „Terra Australis" suchen, auf Gewürzinseln oder in Gold- und Silberländern: überall im indopazifischen Raum finden wir Deutsche als Anreger, Befruchter, Schaffer und Zeugen am kulturpolitischen und wehrgeographischen Bau, freilich bis zum Beginn des Zweiten Reiches am fremden Bau. Ihren Einzelleistungen in den nun wieder fremd gewordenen Räumen wenden wir uns nun zu: das noch Vorhandene an kulturpolitischem Restbesitz vom Verschollenen scheidend, alles nach neuem Werden durchspähend und Ansatzpunkte für neuen Krafteinsatz suchend.

Digitized by Google

II. AUSLANDDEUTSCHE DYNAMIK IN TEILGEBIETEN UND EINZELZUSTÄNDEN DES INDOPAZIFISCHEN RAUMES

6. BESTAND

Japan als Ansatzpunkt des stärksten deutschen Einflusses im pazifischen Raum

Nur innere kulturgeographische und wehrgeopolitische Gründe lassen diese, 1936 offenbar gewordene, latent längst vorhandene unbestreitbare Tatsache verständlich erscheinen. Sie klärt eines der am schwersten lösbaren Probleme meines wissenschaftlichen Arbeitslebens. Aber der auslanddeutsche Einfluß ist zweifellos dort unter allen indopazifischen Ansatzpunkten, die Kolonien eingeschlossen, am meisten richtunggebend gewesen – so falsch es wäre zu glauben, daß das geschlossenste Reich des indopazifischen Raumes damit von seinen eigenen dreitausendjährigen Grundrichtungen abgegangen wäre. Es ist nur endlich eine zweitausendjährige Gleichläufigkeit begriffen worden. Diese erstaunliche Doppelwahrheit ist mit großer Gedankenklarheit in „Nippon. Ein Überblick. 1937" behandelt.

Dort findet sich in einem stattlichen, von Japanern zum besseren Verständnis Japans in Deutschland geschriebenen Band von fast 600 Seiten im 7. Kapitel: „Deutsch-Japanische Beziehungen" als 1. Abschnitt eine Überschau der Deutschen in Japan. Es ist bezeichnend, „daß unter den Deutschen in Japan die Militärs vorweggenommen werden, obwohl die Zahl der nach Japan berufenen Wissenschaftler, besonders Naturwissenschaftler viel größer war als die der Offiziere".

Wer Namen sucht, findet die meisten dort und kann auch zwischen den Zeilen lesen, an welche dieser Namen sich dauernde Wirkungen knüpfen, so im Heerwesen an Meckel (1888—1893), in der Medizin an v. Baelz, in der wissenschaftlichen Landwirtschaft an Fesca und Müller (im Hokkaido), in der Forstwirtschaft am Amerigo Hoffmann, in der Verwaltung an Michaelis (1885—1889), noch mehr freilich an die mitteleuropäischen Berater des Fürsten Ito. So zahlreich Deutsche an Angelpunkten und Wendeschlägen Japans in seiner Meiji-Erneuerung sind: diesen Zahlen stehen

Digitized by Google

viel größere angelsächsische und französische gegenüber, die nicht den gleichen Einfluß im Verhältnis zu ihrer viel stärkeren Zahlenwucht und Kapitalkraft zu üben vermochten. So muß dieser Vorsprung innerer Wesensverwandtschaft zugeschrieben werden, was ja auch die Autoren von „Nippon" an mehr als einer Stelle behaupten.

Auch das Bildungswesen, so fest es mit dem in seiner Schlichtheit großartigen Erziehungserlaß des Meiji-Kaisers auf uralten Grundlinien steht, ist doch von dem Ringen um höchste Erziehungswerte in Deutschland aufs stärkste beeinflußt worden. Die Schrifttumsangaben in einem der berühmtesten neujapanischen pädagogischen Werke: „Waga kuni no kyoiku" von Sawayanagi weisen reichlich zur Hälfte den Einfluß Kerschensteiners nach, zu dem seine japanischen Schüler ein reizvolles persönliches Verhältnis gewonnen hatten, das zuweilen rührenden Ausdruck fand.

Der Sprachenkampf um die vorwaltende Fremdsprache, der im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts tobte, stand dicht vor der Entscheidung zugunsten des Deutschen als zweitwichtigster Sprache nach dem Japanischen, an Stelle des dann später im Morischen Unterrichtsgesetz vorgesehenen Englischen. Es war ein ähnliches Schwanken auf Messers Schneide wie seinerzeit in Pennsylvanien. Den Unterrichtsminister Mori, einen Verächter der Überlieferung, ereilte bald darauf die rächende Hand durch ein Samuraischwert, weil er den heiligen Vorhang der Ahnengöttin zu Ise mit einem Spazierstöckchen zur Seite geschoben hatte.

Der innere Grund für diese auffallende Wesensverwandtschaft dürfte eine – bei der absoluten räumlichen Trennung der beiden Länder bis zu Kämpfer, Thunberg und Siebold – überraschende Gleichläufigkeit des Entwicklungsganges sein. Sie bedingt einen seltenen Grad von gegenseitigem seelischem Verständnis, so daß z. B. der japanische Nationalsozialismus (Seisanto-Bewegung mit etwa 10—12 Millionen hinter sich) dem deutschen näher steht als beiden der Faschismus, der immerhin auch vermochte, Italien als dritte Macht in den Kreis der Antikominternbewegung zu führen.

Beide Reiche, das der Deutschen und das der Japaner, treten ungefähr zur gleichen Zeit mit ihren ersten Anfängen in das Licht der Geschichte. Beide werden im 6.—7. Jahrhundert von einer fremdbürtigen hohen Staatskultur und einer ausdehnungsfreudigen Weltreligion überrannt, die zunächst in gleicher Art Kaiserhof, Hochadel und einige Zentren übermannt. Beide retten sich durch einen nationalen Rückschlag gegen die Überfremdung in eine, in wesentlichen Zügen verwandte Feudalgliederung mit Nordostkolonisation. Dadurch erwachsen neue Kraftmittelpunkte aus der harten und stolzen Grenzmarkkämpferschaft gegenüber dem sich kleinräumig zersetzenden, verweichlichten Altkulturboden.

Digitized by Google

Im Deutschen und Japanischen Reiche findet sich die Pendelung der Reichsschwerpunkte mit einem deutlichen Zug nach Osten, der schon in dem japanischen Seitenstück zur Göttlichen Komödie des Dante, dem ungefähr gleichzeitig mit ihr entstandenen Hohenliede des japanischen Kaiserstaatsgedankens, dem Jinnoshôtoki aufleuchtet. Um die Verdeutschung dieser Staatsdichtung des Chikafusa hat sich der Deutsche Dr. Herrmann Bohner ein unvergängliches Verdienst erworben, das kaum hoch genug geschätzt werden kann, obwohl seine Arbeit als echte Gelehrtenarbeit schwersten Kalibers nicht leicht zugänglich ist.

Beide Reiche erleben nach einer nationalen Erneuerungsperiode, die man in Japans Kamakurazeit getrost der Gotik zur Seite stellen kann, eine kulturgeographische Früh- und Hochrenaissance mit typischen Renaissanceführergestalten, deren drei: Ota Nobunaga, Toyotomi Hideyoshi und Tokugawa Iyeyasu das Reich erneuern, gerade im gefährlichsten Augenblick seiner ersten Machtberührung mit dem Abendlande. Dieser Hochblüte folgt eine scharfe Konzentration unter Abschließung, mit Barock und Rokoko (der Yedokultur in Japan), mit romantischem Rückschlag der wieder erwachenden Kaiseridee, die das Jinnoshôtoki und die wiederwachende bodenwüchsige Nationalreligion des Shinto durch alle Gefahrlagen gerettet hat, die trotz dem Buddhismus lebendig geblieben war.

Fast zur gleichen Weltenstunde ersteht, vor allem auf dem Opfer eines zu grenzenloser Hingabe erzogenen Wehradels im besten Sinne, das Zweite Reich der Deutschen 1870, das geeinte Italien und die japanische Reichserneuerung der Meiji-Ära 1869, mit einer unmittelbaren Vorbereitungsperiode, die etwa von der Mitte des 19. Jahrhunderts an das Wiederanheben der nationalen Welle verkündet (1854—1860).

Beinahe gleichzeitig äußert sich die wiedergewonnene Kraft in ersten Kolonialansätzen, das Vorhandensein großer innerer Spannungen in Verfassungskämpfen, die Japan auch in Europa als aufmerksamer Zuschauer verfolgt, u. a. mit dem Ertrag einer Verfassungsbestimmung, daß in Japan beim Nichtzustandekommen eines gesetzmäßigen Budgets das alte weitergilt, und daß die Wahlrechtsbestimmungen ganz aus dem Verfassungsbau herausgenommen werden und die Wehrhoheit ganz in den Händen des Kaisers als oberstem Kriegsherrn bleibt.

So konnte fast gleichzeitig in beiden Völkern dieselbe, aus leidvollen geschichtlichen Erfahrungen erwachsene Abwehr- und Feindstellung gegen volksgefährdende Einflüsse erwachsen; dieselbe Neigung zur Stärkung des Führergedankens, der Staatskonzentration und gemeinnützigen Verantwortung des Gesamtvolkes in Fragen der Kultur, Macht und Wirtschaft, damit auch selbstverständlich in allen Fragen der Verankerung des Wehrgedan-

Digitized by Google

kens und der Wehrpflicht im öffentlichen Leben der Nation, der Volkheit.

Es bestand eben aus der Tiefe gleichläufigen geschichtlichen Erlebens heraus – trotz aller Verschiedenheit der Lebensräume – eine grundsätzliche Verwandtschaft der geopolitischen und kultur- wie wehrwissenschaftlichen Leitbegriffe: und es kam nur darauf an, daß sie auf kulturpolitischem Wege beiden Völkern zum Bewußtsein gebracht wurde.

Diese Verwandtschaft der Volksseelenstruktur ermöglichte – trotz der Teilnahme widereinander am Weltkrieg, trotz aller Trennungsbemühungen Dritter – jenes Durchhalten kulturpolitischer Freundschaft und eines Grades gegenseitiger wehrgeopolitischer Zuverlässigkeit, die jenseits aller Fassung in Paragraphen steht und dennoch lebendige Wirkung übt: ein durch verstehende Kulturpolitik entstandenes Ideal der Verankerung von Verträgen in den Volksseelen.

7. ABSCHREIBUNGEN

Hauptverlusträume. Australien und Indonesien, Insulinde

Im grellen Gegensatz zu den großen, in Japan geretteten unwägbaren kulturpolitischen Werten der Mitteleuropäer wird man Australien mit Ozeanien und Insulinde als die Räume mit den größten Verlusten volksdeutscher kulturpolitischer Arbeit, deutschen Blutes und Schweißes im indopazifischen Bereich bezeichnen müssen. Das gilt, obwohl die Niederlande am Weltkriege nicht teilgenommen haben und etwa 6500 Deutsche, zum Teil in angesehenen Stellungen, in ihrem Kolonialgebiet tätig sind, und obwohl in Australien einigen Dörfern rein deutscher Herkunft ihre deutschen Namen und auch dem Dritten Reich die Schiffsglocke der Emden zurückgegeben wurden.

Dabei ist der kulturpolitische Undank in beiden Fällen zum Schaden der augenblicklichen Rauminhaber, britischer wie niederländischer Herkunft, ausgeschlagen; Weitsichtige unter ihnen merken es bereits, Kurzsichtige, zweihundertprozentige Neuseeländer z. B. (wie sie Lord Bledisloe, ihr früherer Generalgouverneur nannte, der es wissen muß), merken es auch heute noch nicht; sie werden es erst innewerden, wenn es keine „White Australia" mehr gibt. Jüngste Zeugen dafür sind etwa der australische Minister Hughes, Lord Bledisloe, Graf Limburg-Stirum, einer der besten Generalgouverneure von Niederländisch-Indien. Auf dessen Stuhl saßen vor ihm vier Generalgouverneure deutscher Herkunft unter den 63: van Goens aus Rees in Cleve; Gustav Wilhelm v. Imhof aus Lehre an der

Digitized by Google

Ems; Johannes Thedens aus Friedrichstadt und Albert Heinrich Wiese aus Bremen. Aber noch viele andere gute Beobachter sangen oft genug dasselbe Lied; die Presse widerhallt von ihm, ohne daß sich die Großraumbesitzer mit ihren nirgends ausreichenden menschlichen Entwicklungskräften zu einer Änderung ihres falschen Grundsatzes entschließen könnten und die errafften Reserveräume lieber leer und unterentwickelt lassen, als sie den unter Raumnot leidenden Bluts- und Volksverwandten zur Mitarbeit zu erschließen.

Daran änderte auch die Warnung des Royal Institute of International Affairs in London von 1937 nichts, daß auf diese Weise schon Nationalstaaten zu Kolonien von Eindringlingen herabsanken und wohl auch wieder herabsinken könnten.

Sir Everard im Thurn gab 1915 in der Royal Geogr. Society Zeugnis von dem ihn selbst überraschenden Ausbruch von Haß und Neid, mit dem sich Australien beim Kriegsausbruch 1914 auf die deutsche Südsee stürzte, für den der australisch-japanische Wettlauf nach den einzelnen deutschen Inselgruppen sinnbildlich und vorbedeutend wurde, wie es in meiner „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" im einzelnen belegt ist. Das war der Dank dafür, daß die deutsche Kulturleistung und Siedelung in der Entwicklungsgeschichte des australischen Raumes eine große Rolle gespielt hatte, in die man von 1605 bis 1648, vor ihrer staatsrechtlichen Trennung vom Deutschen Reich, auch die Niederlande als Hauptträger der Erschließung mit einbeziehen darf. 1844—1848 wird der Deutsche Leichhardt zum ersten Märtyrer des kontinentalen Erschließungsgedankens in Australien. 1838 wirkt Pfarrer Kawel in Adelaide als Anreger für die Begründung der Siedlungen der rund 35000 Deutschen in Südaustralien, auf denen die Weinkultur u. a. ruht. Ähnlich wirken Deutsche erschließend in Queensland, wohin sie auf Staatseinladung kamen. 50 Gemeinden um Tuwumba entstehen; im ganzen halten etwa 100000 Deutsche an ihrer Volkheit fest, freilich fast ohne jeden politischen Einfluß in einem zu 97% rein britischen Erdteil.

Was werden ihre Nachfahren gedacht haben – wenn sie noch in Weltteilen denken –, als am „glorreichen Anzac-Day", dem Gedächtnistag des Eingreifens australischer und Neuseeländer Truppen in den Weltkrieg, zugleich ein australischer Weheruf über die 1000 Millionen Asiaten vor den Toren des „Weißen Australien" erscholl und ein Notruf nach Vermehrung der weißen Bevölkerung, von der der jüngste Erdteil mindestens 100 Millionen erhalten könne. (Sir James Mitchell, Premier von Westaustralien.) Andere Schätzungen gehen in der Bezifferung der farbigen Millionen, die in Australien leben könnten, bis zu 160 und 350! Nur die „Havenots", die Habenichtse unter den weißen Völkern, Deutschland und Italien,

Digitized by Google

hatten die wanderbereiten Erschließermillionen verfügbar, die – freilich nur bei Anerkennung ihrer kulturpolitischen Volksheitsrechte! – die Lücken rechtzeitig hätten schließen können. Jetzt ist es zu spät.

Wann wird der gleiche Trompetenstoß im größeren Ausmaß als Auftakt zu einem kolonialpolitischen jüngsten Tag für das Zerrungsfeld des australasiatischen Mittelmeeres und seinen Hauptnutznießer, die Niederlande, ertönen? Belsazars Augen sehen in Schanghai und längs der chinesischen Südküste des schreibenden Fingers warnende Zeichen genug an der Wand, zunächst bis Hainan (1939), und Shin-Nan-Gun-To.

Dabei hat es kaum so wohlwollende Schilderungen gegeben, wie sie kurz vor dem Weltkriege die Deutschen Schachner und Manes dem ihnen vorbildlich scheinenden „sozialen Erdteil" gewidmet hatten. Nach dem Kriege sind Geisler und K. Johann-Wollschläger in freundlicher Darstellung zum Ritter an dem „leergelassenen, auf der Weltkarte rot angestrichenen Erdteil von Europa-Größe" geworden, der mit seinen Deutschen so wenig ritterlich umgegangen war. Nur Gattineau hat mit scharfen Schatten die „Arbeiterherrschaft in Australien" gezeichnet.

Für die deutschen Leistungen in Indonesien, Insulinde, Ned.-Indie – wie die drei Zerrungsnamen für die reiche Sundainselwelt lauten – zeugen die Werke von Lucas: „Die Deutschen in Indien", von Schwegerle, von Kurt Wiersbitzky, und ein großzügiger Vortrag von Bloys von Treslong Prins über die „Deutschen in Niederländisch-Indien", gehalten in der Ortsgruppe Batavia am 30. September 1935, den 1937 die Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens drucken ließ. Diese Gesellschaft ist eine der rühmlichsten kulturpolitischen Gestaltungen deutscher Volkheit am Pazifischen Ozean, der als indonesisches Gegenstück die „Deutsche Wacht" in Batavia mit ihrer ausgezeichneten geistigen Haltung notwendig und würdig zur Seite steht. Sie ist ebensosehr eine Fundgrube für südostasiatische Einsichten wie für ostasiatische ehedem die „Deutsche Japanpost", früher und jetzt wieder der „Ostasiatische Lloyd" und vor allem die Veröffentlichungen der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens, die „Ostasiatische Rundschau", „Nippon" und viele andere, aus Beispiel und Überlieferung dieser Vorkämpfer entstandene kulturpolitische Organe. Aber sie alle verraten wie die neuen, jüngst geschaffenen, ausgezeichneten Arbeiten, wie große Opfer an Blut und Schweiß vom deutschen Volksboden aus für den Aufbau des niederländischen Inselreiches gebracht worden sind, mit geringerem Dank als sie in der Gesinnung die großen asiatischen Altkulturvölker zollten. Dieses kulturpolitische Guthaben der Deutschen trat vor allem hervor in ihrer strikten Ablehnung der Greuelpropaganda während des Krieges und nachher. Sie fand in Großasien das schwächste Echo auf Erden, vielleicht neben Chile.

Digitized by Google

Dabei dürfen die scheinbar geringen Zahlen der Auslanddeutschen und Volksdeutschen in den indopazifischen Altkulturländern nicht darüber täuschen, daß hinter jedem dieser Landsleute große Kultur- und Wirtschaftseinflüsse und -werte stehen, die von ihm verteidigt werden, die mit seinem Weichen vom Platze leiden oder verfallen: größere als in vielen anderen zahlenmäßig stärkeren Niederlassungen von Mitteleuropäern rings um die Erde. So ist es mit den etwa 6000 Deutschen in Niederländisch-Indien, den mindestens 3000 in China, den mindestens 1000 in Japan. Welche Werte mit dem Aufgeben des Haltes an einer bestimmten Erdstelle ins Schwanken geraten, das lehrte uns etwa die Tatsache, daß mit den rund 1500 Japanern in Hankau volle 43 Millionen $ Wert verbunden waren. Wenn also ein Bericht meldet, von irgendwo seien aus Wirren heraus 500 Deutsche an Bord eines noch so sicheren deutschen Dampfers gerettet worden, so sind nicht auch mit ihnen ihre Häuser, ihre Sachwerte, ihre persönlichen Beziehungen, ihre Kreditverhältnisse im gleichen Umfang gerettet worden, wie etwa Weib und Kind, Sack und Pack und die allernötigste Habe. Was wir in einem rasch gepackten Koffer mittragen können, ist selten der beste, der am meisten werbende Teil unserer körperlichen und geistigen Verlassenschaft! Das muß hier gesagt werden, weil es oft dem landsässigen Binnenmenschen nicht klar genug vor der Seele steht, wenn er gerettete Landsleute aus überseeischen unruhigen Gebieten in der Heimat begrüßt und dann schnell vergißt, wie viel jeder einzelne von ihnen dem Volksganzen bedeutet.

Was gewagt werden mußte, um draußen die so oft beneidete Stellung des „königlichen Kaufmanns" zu gewinnen, was von vornherein dabei als verlorener Posten abgeschrieben und eingesetzt werden mußte, das kommt der Heimat zuweilen nicht zum Bewußtsein. Sie sieht die glänzende Stellung in guten Jahren; die Sorgen, die nervenverzehrende Tropendienstzeit, das reibungsvolle Zusammenarbeiten mit fremden Rassen, schwankenden Kreditverhältnissen, das „Risiko" sieht sie nicht. Ein solches Wagnis größten Stils war der Siedelungsversuch in Neuguinea des Herzogs von Mecklenburg, vereitelt nicht zuletzt durch voreilige publizistische Trompetenstöße Unberufener. Dennoch bleibt die Notwendigkeit höchster anthropogeographischer Wachsamkeit im ganzen australasiatischen Zerrungsfeld, die Forderung des Mutes zur Prognose, die heute nicht günstig sein kann, die verpaßte Gelegenheiten anmahnt und gefährdeten Großraumbesitzern die immer noch bestehenden Möglichkeiten von Kooperation in letzter Stunde zeigt, wenn nicht London und Amsterdam, wie einst Venedig, mit leeren Händen zu ihrem Festland heimfinden sollen.

Digitized by Google

8. BILANZ

Kultur- und Wirtschaftsrestguthaben deutscher Machtstellung im indopazifischen Raum

Die Einsicht, daß Kultur stärker ist als Wirtschaft, wird bei bilanzmäßiger Prüfung der Kultur- und Wirtschaftsreste der deutschen Machtstellung im indopazifischen Raum überzeugend hervortreten.

Die Einschmelzung zweidimensionaler, oberflächlicher Macht- und Wirtschaftsstellungen ohne Vertiefung in den Boden und kulturpolitisches Wurzelschlagen ist im ganzen Bereich eine häufige Erscheinung; sie wird sofort schwieriger, wo ein solches geistiges Wurzelschlagen in die dritte Dimension hinabreichte.

So ist die Einschmelzung im Bereich des Bagdadbahnunternehmens fast vollständig gewesen, während die kulturpolitische Zusammenarbeit in der Ankaratürkei wieder aufstehen konnte, weitgehend auch in Iran, besonders lebhaft in Afghanistan.

Ein schmerzliches Kapitel ist die Einschmelzung in der Südsee, wo namentlich nördlich des Äquators im japanisch gewordenen Teil zwar manche unserer Methoden festgehalten wurden, aber die Überflutung mit fast 50% japanischen Blutes neben den 50—60000 braunen Einwohnern kaum mehr deutsche Spuren erkennen läßt, die im Mandatsteil südlich des Äquators noch sehr deutlich sind.

Dagegen haben die etwa 140000 „Goßner"-Kolonisations-Christen von 1763—1858 zu Orissa in Indien eine erstaunliche kulturpolitische Widerstandskraft entfaltet.

Weitgehende Abschreibungen haben an der ehedem so schnell aufgeblühten vorwaltenden Wirtschaftsstellung in Siam, auch aus dem im Vergleich zu Siam geringeren Bestande in Australien vorgenommen werden müssen; kulturpolitische Reststellungen haben sich in beiden, in Australien palimpsest-mäßig erhalten und hier zur Wiederaufnahme der bereits getilgten deutschen Dorfnamen geführt, dort, am Menam z. B., in den Beziehungen von Professor Freye, Frankfurt, zu seinen Fliegerschülern sich haltbar erwiesen.

Der kulturpolitische deutsche Leitzug in Schantung ist von Chinesen wie Japanern übernommen worden, was am klarsten das Schantung-Sonderheft der „Far Eastern Review" bald nach dem Kriege beweist, in dem der Gründungsidee von Kiautschau und Tsingtau, den bodenreformatorischen Zügen der Stadtanlagen mit ihren stadthygienischen Reformen und ihrer gesunden Boden- und Sozialpolitik volle Anerkennung

Digitized by Google

gezollt worden ist, während die reine Wirtschaftskraft fast planmäßig zerstört wurde oder in ihren Werten, nach fremder Überwallung, übernommen werden konnte.

Das gilt in noch höherem Grade von dem kulturpolitischen Achtungserfolg in China und Japan überhaupt, auf den die Wirtschaft bald wieder mit aktiven Handelsbilanzen aufzubauen vermochte. Er zeigte sich in dem zähen Ringen und ständigen Wiederaufbau der Tungchi-Universität, in dem starken deutschen Anteil an den anderen chinesischen Hochschulen, etwa der deutschen Erdkunde (Credner, Köhler, Panzer, v. Wißmann u. a.), in dem Wettbewerb von China- und Japan-Instituten mit ihren deutschen Gegenspielern. Selbst so rein wissenschaftliche Persönlichkeiten wie Richard Wilhelm zogen Fäden hinter sich her, die in das Gebiet der Macht und Wirtschaft hinüberspielten, ebenso wie die Bestrebungen führender Kunstwissenschaftler, wie Große und Kümmel, obwohl sie sich solche Beziehungen eher fernzuhalten suchten als nahekommen ließen.

Wie schnell hatten Solf, Gundert, Ramming, Trautz und ihre Nachfolger wieder kulturpolitische Vertrauenswurfbrücken nach dem Kriege fertig, über die sehr bald auch wieder Vertreter von Macht und Wirtschaft wegschritten, soweit sie nicht schon zuvor durch einen beiderseitigen Sprung über den Graben den Weg zu alten Freunden gefunden hatten, wie diese vorher zu ihnen. Das bewies mir persönlich das Beispiel gerade einiger der edelsten unter den Daimyo- und Samurai-Erben, die mir nur nicht verzeihen würden, wenn ich in solchem Zusammenhang ihre Namen nennen wollte – aber auch die Treue der Einfachen und Schlichten. Nur die Feststellung mag sie erfreuen, daß in meinem Erfahrungsbereich kein mit reinem Sinne ausgestreutes kulturpolitisches Samenkorn zwischen Japan und Deutschland verlorenging. Sie haben alle Frucht getragen, einige siebenfältig.

Im Fernen Osten ist das kulturpolitische Guthaben der Deutschen weitgehend durch die Macht der Eingeborenen gegen den Vernichtungsfeldzug weißer Rassenverwandter geschützt worden.

In den alten Stellungen des Deutschtums in Ost- und Südafrika hätten diese noch näher verwandten Vergewaltiger aus nordischen Rassen allen Grund gehabt, viel schonender vorzugehen, wenn sie an die Zukunft ihrer Rasse in Südafrika dachten.

Im Rahmen der dort den Deutschen unter fadenscheinigen, kulturpolitisch längst als unhaltbar erwiesenen Vorwänden geraubten, obwohl durch internationale Abmachungen (Kongo-Akte, Johnson-Verhandlungen) geschützten Räume leben heute auf dem Boden von Deutschost auf etwa 997000 qkm unter 7 Millionen Farbigen 5300 Europäer, darunter immer noch einige 2000 Deutsche. Auf den rund 3 Millionen Quadrat-

Digitized by Google

kilometern ganz Südafrikas gibt es rund 30000 volksbewußte Deutsche; in Deutsch-Südwest haben sich auf 835100 qkm unter den etwa 25000 Weißen neben ¼ Million Einwohner im ganzen mehr als 13000 Deutsche gehalten, so ungerecht ihnen Volkspolitik und Wirtschaftsdruck im allgemeinen begegneten. Blöcker, Bohle, Dürckheim, Jäger, Hanns Meyer,

Karte 4. Stellungen des Deutschtums in Afrika.

Lindequist, Erich Obst, Schulze-Jena sind einige von den Namen, die nach dem Weltkriege dort deutsche Kulturpolitik hochgehalten haben. In Deutsch-Südwest kämpfen vier deutsche Zeitungen neben einer englischen und einer dreisprachigen für die Aufrechterhaltung der kulturpolitischen Rechts- und Sprachgeltung. Die Reichsdeutschen sind unter der Leitung von Bohle, Vater und Sohn, in der Auslandsorganisation zusammengeschlossen, die vielleicht ihren stärksten Erfahrungsantrieb in

Digitized by Google

Südafrika empfangen hat. Reiche wirtschaftliche und wissenschaftliche Förderung entsprangen den Verdiensten von Merenski, dem Goldfinder, der wieder im Verein mit Erich Obst dem Grundübel der Entwicklung Südafrikas, der Wasserfrage, dem Senken des Grundwasserspiegels, zu Leibe ging und so vielleicht zum größten kulturpolitischen Wohltäter des weiträumigen, aber volksarmen Riesenraumes werden könnte. Auch in den Tropenkolonien von einst blüht deutsche Wirtschaft wieder auf, dort aber mit atlantischer Frontwendung.

Ein erfreuliches, im wesentlichen rein pazifisches Gesicht zeigt die Bilanz der Kultur- und Wirtschaftsstellung des Deutschtums in dem langgestreckten schmalen Küstenstaat Chile, vor allem in Südchile. Da sind es die Namen von Ordnern und Soldaten wie Kießling und Körner, unter den Beschreibern Martin und Samhaber, die guten Klang über viele Tausende von Kilometern haben. Dort sind es wundervolle, reiche, wenn auch fast mit zu viel des Guten an Niederschlägen bedachte Agrarlandschaften, in denen die Kette des Deutschtums weithin nicht abreißt, dessen weitmaschigen Bereich nur der Flugverkehr ermißt unter Deutschen, die den Kulturzusammenhang wahren. Deutsche Zeitschriften, wie der tapfere „Westküsten-Beobachter" – der sein aufmerksames Auge über der ganzen iberischen Pazifikküste wachen läßt und die Verbindung mit dem rührigen Deutschtum in Mittelamerika herstellt –, sorgen dafür, daß der Kulturzusammenhang nicht verlorengeht, der immer wieder auch Zuschüsse von der atlantischen Seite her, vom zahlenstarken Deutschtum Brasiliens mit seiner Million, von Argentinien, von Columbia her über die Anden empfängt.

Freilich schwebt auch über den Deutschen in den Andenstaaten die Verstädterungsgefahr, die Angelsachsen und Spanier in ihr Neuland über den Atlantischen Ozean, wie ja auch nach Australien getragen haben, der ein gesundes deutsches Sozialempfinden in Tsingtau vorbeugend entgegengetreten war, vor der es sich in Südchile durch Heraustragen der Kultur auf das Land abzuschirmen sucht, wie weiter nördlich Hanns v. Kießling in seinem Großgrundbesitz La Yerbaloca.

Viele einzelne Stellen des gewaltigen indopazifischen Raumes blieben noch bilanzmäßig zu untersuchen, wie etwa Ceylon, wo ein königlicher deutscher Kaufmann, Freudenberg, sich einer fast fürstlichen Stellung, eines die ganze Insel umspannenden Kredits erfreute. Am wichtigsten aber mag uns die schwankende Kulturbeziehung zu Indien erscheinen. Dort steht und fällt deutsche Kultur- und Wirtschaftsbedeutung mit der Anerkennung oder Nichtanerkennung des Selbstbestimmungsrechtes. Ob wir einen der deutschen Kultur geneigten Inder, wie etwa Benoy Kumar Sarkar, befragen oder Taraknath Das, der so große Verdienste um den Indien-

Digitized by Google

ausschuß der Deutschen Akademie und um die stille Sprachwerbungsarbeit hat, die sich damit verknüpft, oder ob wir die freihändig von Indien aus und sei es nur zur Brechung britischer Monopole vorwärts getragene Stellung deutscher Sprache und Technik prüfen, oder endlich die gegen alles Europäische oder Euramerikanische mißtrauische Haltung Jawaharlal Nehrus, Chandra Boses, wohl auch Gandhis: im Gegensatz zu dem Streben mindestens nach voller Kultur- und Wirtschaftsautonomie, mit dem weiteren der Dominiumstellung und Unabhängigkeit im Hintergrund, gibt es kein Fußfassen in Indien mehr. Das gilt für seinen vorwiegend mohammedanischen Nordwesten, wohl auch als „Pakistan" bezeichnet (Panjab, Afghanen der Nordwestprovinz; Kaschmir, Sindh, Belutschistan), wie für seinen überwältigend volkreicheren hinduistischen Teil, in dem nur ein Gebiet Bengalens einen starken Islameinschlag, das große Hyderabad Islamherrscher besitzt, die über Hindumehrheiten thronen.

An dem seiner Selbstbestimmung beraubten angloindischen Kaiserreich von heute vorbei gibt es keinen Weg vom außerbritischen Europa nach Indien, nur von Japan oder China aus; ein auf die eigenen Füße springendes Indien dagegen braucht noch lange europäische Kooperation und wird sie dort suchen, wo es keine Vergewaltigung zu fürchten braucht. Aber alle kulturpolitischen Wege durch die einem rasenden Wechsel ausgesetzten Übergangszustände der indischen Welt bedürfen besonderer Vorsicht und Rücksicht beim Beschreiten. Daher die Notwendigkeit, sich mit den Verhältnissen der heute etwa 360 Millionen Inder auch in ihren Strahlungen nach Afrika, zur Südsee vertraut zu machen. Das ist dort, wie überall, nur mit einem gewissen Mut zur Prognose zu erreichen, die uns sagt: Was läßt sich halten, was ist ausbaufähig, was abzuschreiben? Wohin ist Kultur- und Wirtschaftsnachschub zu richten? Wo wird er zu verlorenem Völkerdünger, und wo wirft man gutes Geld hinter dem schlechten darein? Das klingt sehr „mechanistisch" und bilanzmäßig. Aber die Erfahrung lehrt, daß Volksseelenwerte auf dem Felde der Werbung um fremde Volksseelen Hand in Hand mit nüchternster geistiger und physischer Marktkenntnis gehen müssen. Gerade kulturpolitische Arbeit an den „rechten Leuten", wie der Schweizer die wirklichen Schlüsselmenschen nennt, bewahrt vor dem Schaffen von Fehlbeispielen, vor dem Versagen kulturpolitischer Gewinnung, wie wir es leider von Mitteleuropa aus an Chandra Bose und Jawaharlal Nehru vor Augen haben, wie wir es früher in China und Japan nicht zu vermeiden wußten.

Es gilt, in fremden Rassen und Völkern die werdenden Führergestalten rechtzeitig zu erkennen und ihnen den ganzen Reichtum mitteleuropäischer Kultur und den Wert ihrer Freundschaft in würdiger Form nahezubringen. Die Folgen daraus ziehen sie dann schon selbst.

Digitized by Google

Überschauen wir noch einmal in großen Zügen Soll und Haben der deutschen Kulturpolitik in den Teilräumen des indopazifischen Gebietes, so sehen wir viele Plätze an der Sonne verloren, die hätten erhalten werden können. Wir ziehen daraus den Schluß, daß es zunächst das Wichtigste und Wesentliche sei, die „Reste des Plätzchens an der Sonne" zu wahren und die Freunde, die trotz dem Weltsturm Treue gehalten haben; denn diese wahrlich haben, was sie nach dem Kriege in der Zeit unserer Ohnmacht für uns taten, nicht aus Eigennutz und Geltungsbedürfnis getan, falls sie nicht ganz weitsichtig und fernfühlig in die Zukunft schauten; sie können als erprobt im schweren Wetter gelten, nicht als „Schön-Wetter-Partei" (Hi-yori-mi-to).

Auch ihnen gegenüber gilt zunächst der kluge uralte Ärztespruch: „Primum non nocere" – „Zuerst einmal keinen Schaden stiften" –, dann erst ans Bessermachen und gar das Erziehen der Fremde nach dem eigenen Vorbild denken; denn weltüber gilt die Erfahrung: „Beispiel ist mehr als Lehre!" Jeder einzelne draußen ist ein solches Beispiel – und sollte deshalb um der kulturpolitischen und volkspolitischen Bilanzverbesserung willen auch immer ein gutes zu geben trachten!

9. VORBEUGEN!

Panpazifische Kulturpolitikansätze mit Ausschluß von Deutschland und Italien

Vorbeugen, umsichtig nach freundlichen und unfreundlichen Ansatzpunkten ausschauen: das ist eine Hauptpflicht der Kulturpolitik, wenn sie sich nicht oft versäumter Gelegenheiten soll anklagen müssen. Dazu gehört vor allem Beobachtung und rechtzeitige Mitwirkung bei kulturpolitischen Bewegungen in großen Teilgebieten der Erde, die leicht auf ein Ganzes überspringen können.

Unter ihnen scheinen besonders bemerkenswert die Ansätze zu panpazifischer Kulturpolitik. Ihr wirkungsvollster ging ursprünglich als freies Forschungsinstitut in Honolulu inmitten des Pazifischen Ozeans von der „Christian young men's association" aus und schüttelte dann als „Institute for pacific relations" (Institut für die Beziehungen der Völker um den Stillen Ozean) bald mit einem von Elizabeth Green vorzüglich geleiteten Organ „Pacific Affairs" die ursprüngliche pazifistische Verschleierung ab. Es wuchs dann zu einer Ausgleichszentrale hohen Ranges empor, mit Tagungsorten rings um den Pazifik in Honolulu, Batavia, Schanghai, Kyoto, Banff in Kanada, Yosemite in Kalifornien u. a. Nach Gründung von Teilgesellschaften in allen pazifischen Ländern schwächte die Zentrale

Digitized by Google

ihre Wirkung durch Übersiedelung nach New York unter Owen Lattimore; sie gab sich damit offen als Werkzeug der bis dahin getarnten USA.-Kulturpolitik zu erkennen, geriet auch in Hände mit ausgesprochen bolschewistischer Hinneigung. So läßt sich leicht verstehen, warum die Antikominternmächte, wie Deutschland und Italien, trotz unzweifelhafter Kultur- und Wirtschaftsleistungen im Pazifik aus formalen Gründen davon ausgeschlossen blieben, warum Japan auf beständiger Wacht zu liegen hatte, daß es nicht – trotz seiner fast ausschließlich im Pazifik verankerten Kultur- und Wirtschaftsmacht – in unfreundlicher Weise zum Gegenstand dieser Kulturpolitik gemacht werde. Das Dreieck Berlin—Rom—Tokio zeichnete sich als Abwehrnotwendigkeit am Sehkreis ab. Der Ausschluß Deutschlands ist um so weniger zu rechtfertigen, als seine Kulturleistungen in Tsingtau wie in der Südsee, die Tatsache, daß Samoa nachweislich von Neuseeland aus viel schlechter regiert wird, vielfach in den Blättern der „Pazific Affairs" anerkannt wurden.

„Strahlend grüßte uns am nächsten Morgen Tsingtau, die deutsche Kleinstadt mit den bewaldeten Hügeln und Bergen, den Kirchtürmen und roten Hausdächern; Tsingtau ist im Aussehen deutsch geblieben. Von der Bucht aus gesehen erinnert es mich an manchen lieben Ort am Rhein. Zwanzig Jahre japanischer und chinesischer Verwaltung vermochten das Stadtbild kaum zu ändern. Auch von den Wirren des Krieges wurde Tsingtau bisher verschont. Wie lange noch?" So schrieb Walther Boßhard im Dezember 1937.

Italien, dem zwar seinerzeit das Fußfassen in der Sammunbucht in China mißlang, das aber von 1897—1937 am Westpfeiler der indoozeanischen Welt seinen Fuß breit und fest auf afrikanische Erde am wichtigsten Weltweg Europas zur See und zu Land nach dem Indischen Ozean und Fernen Osten gesetzt hat, half sich zur Beobachtung der indopazifischen Vorgänge auf kulturpolitischem Wege durch die weitsichtige Gründung des „Istituto per il medio ed estremo Oriente" in Rom. Es gibt nach Anregungen von Roberto Ricciardi unter Leitung von Gentile durch den Herzog von Avarna die vorzüglich geleitete Zeitschrift „Asiatica" heraus, in der auch das pazifische Gegenufer nicht zu kurz kommt. Sie ist, mit dem bekannten Asienreisenden Tucci als zweitem Vorsitzenden, eine vorzügliche kulturpolitische Warte für den ganzen Raum. Ähnliche Einrichtungen besitzt Deutschland trotz seiner viel positiveren Vergangenheit im Pazifik nicht; seinen vielen China- und Japaneinrichtungen fehlt der Zusammenschluß, für den die Deutsche Akademie mit ihrem Indien-, China- und Japan-Ausschuß auf dem meistversprechenden Wege ist, für den Moßdorf (Deutsche Allgemeine Zeitung) die vorzügliche Anregung eines pazifischen Forschungsinstituts lange Zeit vertreten hat.

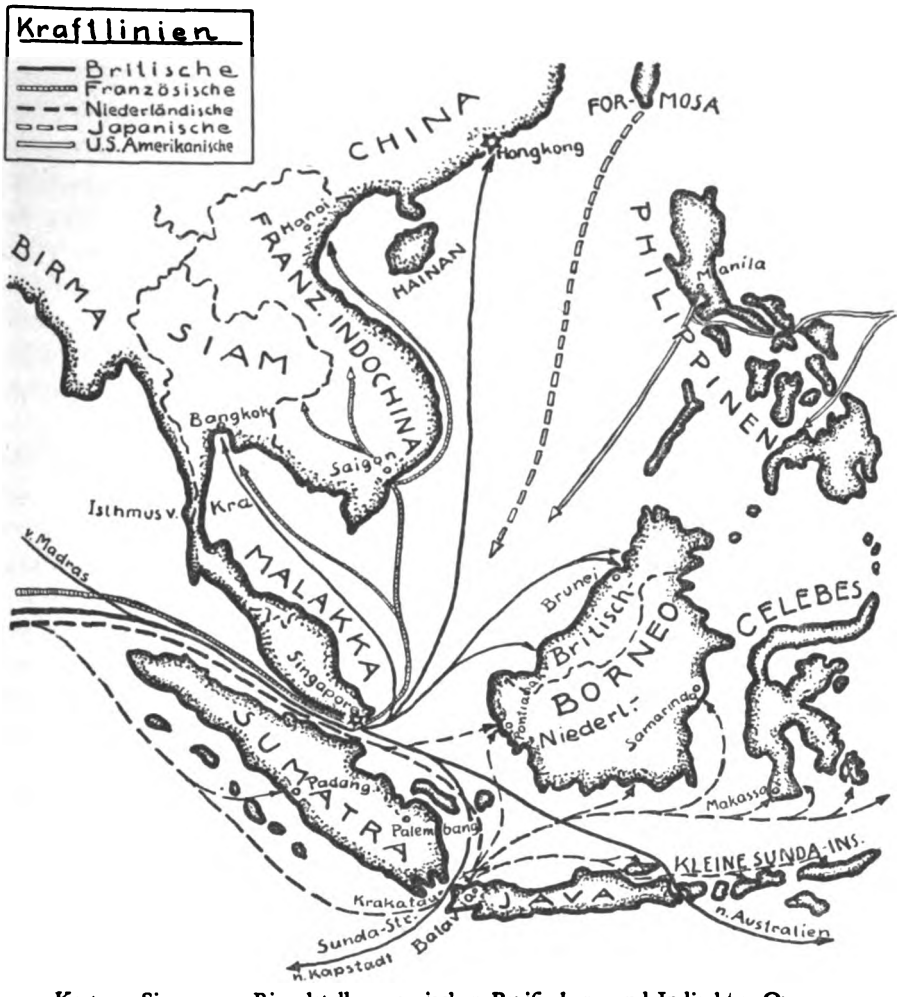
Digitized by Google

Der Beirat dazu wäre durch Zusammensetzen der kulturpolitisch hervorgetretenen Mitglieder der Länderausschüsse der Deutschen Akademie (für China, Indien, Japan), die mit dem indopazifischen Bereich arbeiten, mit dem Institut für Meereskunde, im Sinne von Wüst-, und der Seewarte am einfachsten und unauffälligsten zu erreichen. Bis dahin bleibt es noch eine Aufgabe, die weltbekannte deutsche Leistung in beiden Ozeanen, noch jüngst durch das umfassende Werk von Schott: „Geographie des Indischen und Pazifischen Ozeans" in ihren ozeanographischen, Karten- und Vermessungsleistungen zusammengefaßt, gegenwartsnah zu erhalten und die indirekte Einwirkung vorzutreiben. Daß Verständnis dafür besteht, beweist immerhin die Tatsache, daß die „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" des Verfassers ihre III. Auflage erleben konnte; auch die weite Binnenverbreitung der schönen Ozeankarten von Groll und Schott.

Zunächst gilt es, die Wege kulturpolitischer Forschung auch meerüber klarzuhalten. Entscheidend für die Wahl bei ihrem Beschreiten wird es sein, ob wir im panpazifischen Verband einen „Konkurrenten" des Völkerbundes – wie wiederholt gesagt wurde – oder mehr ein zu seiner Verstützung ins Leben gerufenes Werkzeug angelsächsischer Kulturpolitik zu sehen haben, mit dem Zweck, das pazifische Kraftfeld von denen der anderen großen Meere und Festländer abzusetzen, womöglich abzuriegeln. In ihrem Sinne läge es dann, die Riegelstellung von Malaya mit Singapore als Scheidewand zwischen Pazifischem und Indischem Ozean zu unterstreichen. Indien, Italien, Japan und Mitteleuropa müßten umgekehrt ihren Vorteil darin sehen, die Einheit des Gebietes zu betonen: Indien wegen seiner Wanderungen, die mindestens bis Fiji weit in die pazifischen Inselwolken reichen; Italien, weil es als Reichsgründer am Indischen Ozean auf diese Weise auch die Berechtigung zu kulturpolitischer Wirkung am Großen Ozean fände; Japan, weil es rings um den Indischen Ozean verkehrs- und wirtschaftspolitische Ziele verfolgt. Für Mitteleuropa, vor allem Deutschland, wäre es denkbar, daß es sich auf Grund seiner vergewaltigten Kolonialrechte am Pazifischen Ozean wenigstens wissenschaftliche und Forschungsmitwirkung neben der wirtschaftlichen und tatsächlich in bescheidenerem Umfang wiedergewonnenen Verkehrsbeteiligung ausbedingen könnte. Sie läge im Wesen des Antikominternverbandes. Wo einheimische Siedelung so weit vorgeschritten ist, daß ein Rückdrehen des Rades der Geschichte jedem als unmöglich einleuchtet, wie im Falle der einst deutschen Inseln nördlich des Äquators, wo heute schon 60000 Japaner neben einigen 50000 Malaio-Polynesiern in rascher Angleichung sitzen, da bestände immer noch die Möglichkeit formaler Rückgabe des enteigneten deutschen Südseeanteils mit Wiederverkauf an die heutigen Mandatseigner als unentbehrliches kongeniales Siedelungsland,

Digitized by Google

wo diese Mandatseigner wirklich zu siedeln verstanden, was nur nördlich des Äquators der Fall ist[1]). Auch dort ließe sich die Mitwirkung bei Forschungen ausbedingen; im südlichen Teil wäre sie mit der Wiedererlangung vorenthaltenen Besitzes selbstverständlich, und damit das Anrecht heute



Karte 5. Singapores Riegelstellung zwischen Pazifischem und Indischem Ozean.

schon auf Beteiligung an allen pazifischen Forschungsgemeinschaften übervölkischer Art.

Das wäre für ein erdumspannendes gleichmäßig hohes Niveau der deutschen Kulturpolitik deshalb bedeutungsvoll, weil über die Hochwertigkeit der Sendlinge aller Pazifikangrenzer bei den panpazifischen Tagungen

[1]) Anhang über die Rechtsstellung der Mandate.

Digitized by Google

auch der russischen Delegation, keine Meinungsverschiedenheit besteht. Man wäge nur den Bericht von Hauser über die Yosemitetagung in der „Zeitschrift für Geopolitik". Es handelt sich dabei um ein kulturpolitisches Turnier, bei dem die heikelsten Fragen aufgeworfen, behandelt und vertreten werden – wie der chinesisch-japanische Gegensatz, die Siedelungsleere der britischen pazifischen Dominien – und wo sie ein Weltforum finden, das an geistigem Wert viele Genfer Leistungen weit übersteigt.

Dabei tritt natürlich der Gegensatz zwischen der ursprünglich etwas künstlich aufgezogenen panpazifischen Bewegung, der von Ibero-Amerika ausgegangenen, dann von den USA. in ihren Dienst gestellten geographisch deutlichen panamerikanischen Richtung und den elementaren Zügen der panasiatischen Bewegung in ihrer indischen, japanischen und russischen Färbung zutage. Lebensfragen der australischen Gemeinwelt, des ersten geeinigten Festlandes mit großen inneren Spannungen, kommen dazu; ebenso wie die Vorschatten der indischen, der malaiischen Selbstbestimmung in die Verhandlungen hereinfallen. So fehlt es nicht an Möglichkeiten des Einblicks.

Eigenartig, durchaus kontinental, beiden Inselreichen der Alten Welt im Grunde abgeneigt, eher den Chinesen zugeneigt, ist die Einstellung der indischen Welt zum pazifischen Gestaltungswillen, der seine ersten Formen sucht und dabei an gefährliche Hochspannungen des Britischen Weltreiches zwischen Australien, Neuseeland und Singapore, zwischen leeren Welten und dem Wendeflaggenschutz des wichtigsten Zuganges zu ihnen aus unerträglichem Volksdruck rühren muß. An diesen Stellen voll Kurzschlußgefahr kämpfen mit unvergleichlichem kulturpolitischem Geschick Männer wie Griffith Taylor für die australische Welt (wie in „Environment and Race"), Owen Lattimore unter Einspannung der bedenklichsten Partner für Amerika, wobei man nur etwa die Quellensammlung zum chinesischen Kommunismus in Band IX, Heft III, seiner Zeitschrift oder „Recoil of westernisation in the East" als Symptome beachten mag.

Wie sehr aber der Ausdruck: „Recoil of westernisation in the East" durch die britischen Rückzüge von Weihaiwei und aus dem Yangtsetal mit dem Aufgeben der Hankaustellung bis auf das zu einem Vorwerk von Singapore gewordene Hongkong, durch die für 1945 angekündigte Philippinenfreigabe und durch die Rückbildung des einst so stattlichen nordpazifischen Russenreiches auf seinen heutigen Stand gerechtfertigt scheint: ein deutscher kulturpolitischer Beitrag ist aus diesem Rückzugsgebiet nicht wegzudeuten: Tsingtau! Diese Umwandlung eines armseligen Fischerdorfes in eine der blühendsten Erholungs- und Leistungsstätten der chinesischen Küste mit einer kulturpolitischen Ausgleichswirkung ersten Ranges schuf die einzige fremdbürtige Küstensiedelung, der weder Ja-

Digitized by Google

paner noch Chinesen wegen Anlage, Siedlungsbreite, sozialer Grund- und Bodenpolitik, ganz abgesehen von der Aufforstung, Vorwürfe zu machen hatten. Im Gegenteil: in einer reich bebilderten Denkschrift der Sondernummer der „Far Eastern Review" von 1921, also zu einer Zeit, wo die überseeische Welt sonst noch von den Lügen des deutschfeindlichen Propagandafeldzuges widerhallte, haben die Japaner der deutschen Städtebau- und Kolonialleistung in Schantung volle Gerechtigkeit, ja glänzendes Lob widerfahren lassen. Ihre Gefährdung im Januar 1938 ist ein Weltkulturschaden!

Angelsachsen und Franzosen haben die Verstädterungskrankheit ihres eigenen Lebensraumes in den Indischen und Pazifischen Ozean getragen. Man vergleiche nur die städtebauliche Hilflosigkeit von Hongkong, der am meisten überfüllten und überwohnten Stadt der Erde mit 300 Köpfen auf dem Dachfirst, auch die von Schanghai mit der Anlage von Tsingtau! Aber es ist ja schließlich auch kein Wunder, wenn im Juli 1936 das Gesundheitsministerium in London zugeben mußte, daß mehr als 850000 Familien sogar des Mutterlandes „overcrowded" wohnten und zu einiger Heilung der ärgsten Schäden der Bau von 200000 bis 500000 Häusern nötig sei. Deutsche haben schon 1898 dem Fernen Osten die Wege zur Überwindung dieser Kulturkrankheit der Verstädterung gezeigt, wie jetzt in Mitteleuropa, trotzdem sie inzwischen zu den „Habenichtsen" hinabgestoßen worden sind, weil den reichen Briten nach Nabboths Weinberg gelüstete. Darum wird Nabboth guttun, ihm auch im Pazifik auf die Finger zu sehen.

10. KONTAKT

Verkehrsfragen in Ostasien im deutschen Lichte

Unter den Räumen mit alten, schon vor der Weltindustrialisierung entstandenen Volksverdichtungen und Siedelungsballungen ist (trotz der starken Verkehrsdurchblutung des Japanischen Reiches und einzelner Weltverkehrsadern) Ostasien als Ganzes durch Armut an zeitgemäßen Verkehrsmitteln gehemmt und rückständig, was erst 1937—1939 wieder offenbar wurde.

Betrachten wir mit Clausewitz auch den Krieg als einen Akt des Verkehrs, so ziehen sich, dank dieser unzulänglichen Durchblutung des weiten chinesischen Reichs- und Volkskörpers, aber auch seiner festländischen nordischen und südostasiatischen Nachbarländer, Entscheidungen verheerend jahrzehntelang hin, die bei lebendigerer Verkehrsentwicklung

Digitized by Google

schnell entschieden werden müßten, wie die zuletzt auf eine Verkehrsfrage hinauslaufende Auseinandersetzung zwischen Fremdgewalt, Jungchinesentum und Kommunismus von 1911 bis heute.

Diese Seite der ostasiatischen Verkehrsfragen allein, dann die Tatsache, daß die Anomalie fremdbeherrschter Eisenbahngürtel in der Mandschurei Nordostasien mehr als dreieinhalb Jahrzehnte lang von einem Wirrenbereich in den anderen stürzte, die weitere, daß China trotz seiner unzulänglichen Verkehrserschließung mehr als 15—25 Millionen Menschen nach Norden, mehr als 10—15 nach Süden ausströmen ließ, beweisen die Großzügigkeit und die Tragweite des ostasiatischen Verkehrsproblems.

Wenn irgendwo auf Erden, bewährt sich am Ausdehnen und Schrumpfen des chinesischen Universalgedankens in seinem viertausendjährigen Rhythmus die Wahrheit des Britenwortes: „All human progress resolves itself into the building of new roads!" Wenn China im Verhältnis zu seiner Umwelt neue Wege baute oder fand, neue Wandergürtel erschloß, neue Wasserstraßen befuhr, dann schwoll die chinesische Kultureinwirkung über alle Dämme und sandte Heere an das Kaspimeer und über den Himalaja nach Nepal, Schiffe nach Sokotra und Sansibar, Forschungsexpeditionen in den Großen Ozean, vielleicht über ihn hinweg.

Schlief der Verkehrswille ein, dann zog China sich auf sich selbst zurück; auch das Staatsgebiet schrumpfte ein oder zerfiel wohl gar in „kämpfende Länder und Reiche", nach der uralten, mir einmal in Mukden vom Hüter der östlichen Kaisergräber mitgeteilten Erfahrung in der Länderfrage: „Lang getrennt – gehen wir zusammen; lang beisammen – trennen wir uns leicht!"

„Leicht" aber wurde die Trennung eben nur, wo die wie Klammern das Reich zusammenfügenden Verkehrsbänder erschlafften oder fehlten, zu Lande, auf den Flüssen, auf den Hochstraßen der See und neuerdings der Luft.

In der schnellen Entwicklung eines Luftverkehrsnetzes von unbedingter Zuverlässigkeit läge sogar nach vielfältiger Erfahrung die einzige Möglichkeit für das Reich der Mitte, wieder ohne schwere Verluste Herr seiner Glieder zu werden. So ist die weltpolitische Zentralfrage Ostasiens, die Frage nach dem Wiederzusammenfinden, nach der Selbständigkeit oder politischen Führung durch andere Mächte der 480 Millionen Chinas, fast eines Viertels der Menschheit, zuletzt nichts anderes als eine der Verkehrsfragen in Ostasien, freilich die wichtigste unter ihnen: nämlich die des Willens zur Verkehrshoheit im menschenreichsten Teilraum der Erde.

Die verkehrstechnischen Spannungen Ostasiens werden gesteigert durch die großen verkehrsgeographischen Unterschiede und naturgesetzlichen, geopolitischen Eignungen der einzelnen Großglieder des ostasiatischen Ge-

Digitized by Google

samtraumes für das Verhalten bestimmter Verkehrsformen. Schon Richthofen fiel der Unterschied zwischen dem Wasserverkehr Südchinas und dem Überlandverkehr im eigentlichen Lößgebiet Nordchinas, besonders den Außenländern des Hochsteppenrandes auf. So zerschneidet der ostasiatische Küstenmeerkorridor den Verkehrsbegriff Gesamt-Ostasiens einerseits in eine ozeanische, vor allem auf Küstenverkehr, auf Meerernährung angewiesene, meerdurchflutete Hälfte vom pazifischen Küstentyp mit den Inselkränzen der Philippinen, des Riu-Kiu-, Fuji-, Japan-, Kurilen- und Sachalinbogens, andererseits eine strombestimmte, potamische, festländisch vorbetonte Masse, die vom Gebiet der meridionalen Stromfurchen, mindestens der Salwin-Mekong-Wasserscheide, über Yangtse-, Hwangho und Amur-Einzugsgebiet bis zur Udabucht (dem konventionellen äußersten Nordende Ostasiens im weitesten Sinne) reicht.

Innerhalb dieses weiten Bereiches scheidet sich China wieder verkehrspolitisch in eine nördliche, seeverkehrsfeindliche und eine südliche, seeverkehrsfreundliche, hafenreiche Küstenzone und wird landwärts durch breite Streifen mit vorherrschendem Steppen- und Wüstenverkehrsbetrieb von Nordasien, Innerasien (dem abflußlosen Gebiet) und der indischen Welt abgesetzt, der gegenüber noch die Hemmungen der höchsten Kettengebirge der Erde als verkehrsverlagernde Kräfte hinzukommen.

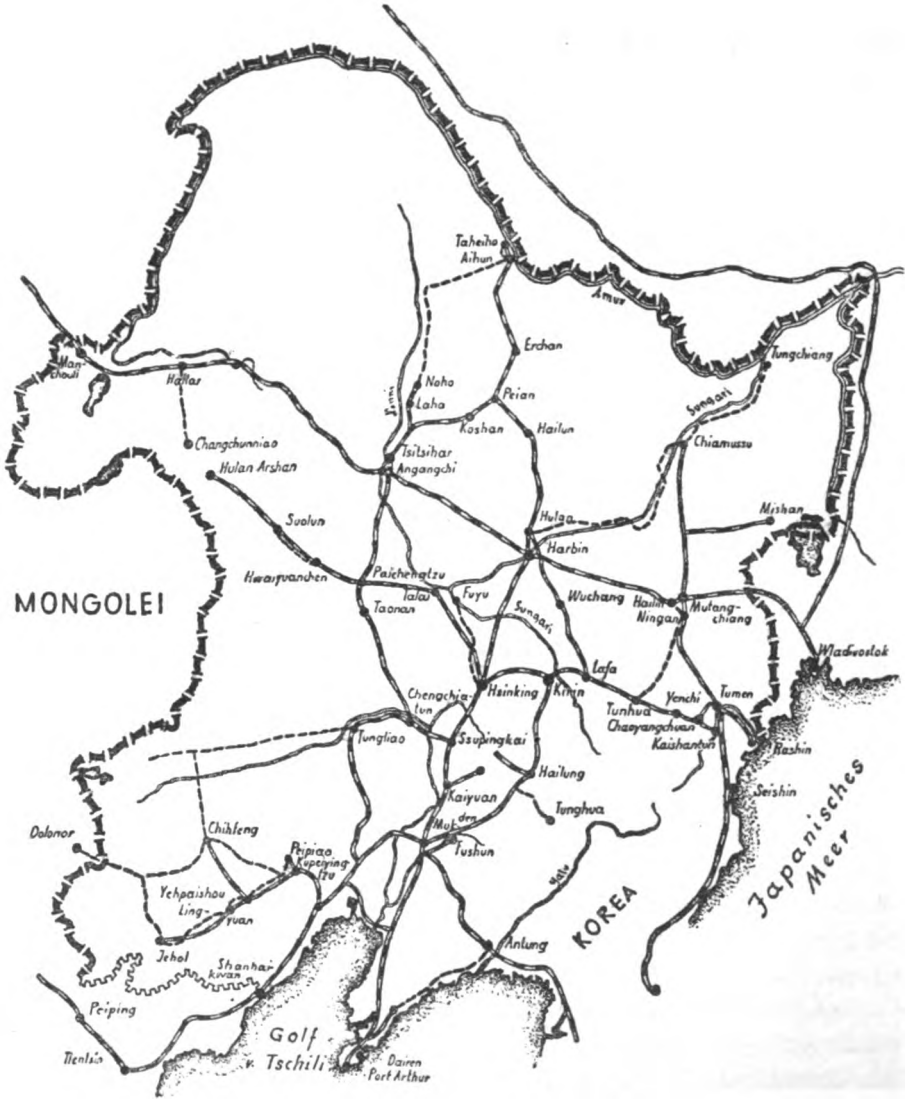
Kein Wunder, daß die am weitesten gehende Eisenbahnentwicklung in der Mandschurei begann: an der Stelle, wo die skytho-sarmatische Wanderstraße in ihrer riesigen verkehrspolitischen Ausdehnung vom Pazifischen Ozean bis an den Kanal und die Nordsee ohne größere Schranken an die Japansee und das Gelbe Meer herausstieß. Die Landbrücke von Korea geriet noch vor ihrer vollen Eisenbahnerschließung in die Verfügungsgewalt des Japanischen Reiches, das in der Mandschurei ein schon quer über 1½ Millionen Quadratkilometer Fruchtlandes mit reichen Bodenschätzen gelegtes Eisenbahnkreuz russischer Herkunft 1904/05 erkämpfte und erbte, 1923 im Besitz bekräftigte und 1931—1938 zur Schutzfreundschaft ausbaute.

Bis dahin waren verkehrspolitische Gefahren über den japanischen Inselkränzen nur aus der Entwicklung des Seeverkehrs heraufgezogen; und zwar lebenbedrohende erst, seit um die Mitte des 19. Jahrhunderts die schnell wachsende Größe der Schiffsgefäße und die Tonnagesprünge der Hochseeflotten ein Angriffsvorgehen gegen das dicht besiedelte, von Kriegern wimmelnde Reich in den Bereich der Möglichkeit rückten. Diese Drohung konnte noch nach 1600 vom ersten Tokugawa-Shogun Iyeyasu mit den stolzen Worten abgelehnt werden: „Warum sollte ich den König von Spanien fürchten?" Iyeyasu hat noch 1610 und 1613 ozeangehende Schiffe nach Mexiko ausgesandt und selbst welche gebaut, während sein

Digitized by Google

Enkel 1636 die Hochseeschiffahrt, den Bau von Schiffen mit zwei Masten und jede Auswanderung verbot.

Daraus entstand der seltsame Widerspruch, daß Japan – dem Richthofen als Wiegenspruch ein noch größeres Seefahrerschicksal als England zugeschrieben hat – durch einen seltsamen Akt eigenwilliger Verkehrsbeschränkung sich über zwei Jahrhunderte vom Hochseeverkehr ausschloß und ihn auf wenige Anlaufpunkte beschränkte.



Karte 6. Eisenbahnen in der Mandschurei

Digitized by Google

Tatsächlich ist das China der Mongolen-, Ming- und später der Mandschudynastie dem Weltverkehr offener gewesen, als die viel mehr see-erschlossenen anderen unter den „San koku", als Korea und Japan. Es hatte sogar seinen Dschunkennahverkehr so hoch entwickelt, daß die Gesamttonnage der vom Seezoll aufgenommenen unter den chinesischen einlaufenden Dschunken die mächtigen Tonnagezahlen des U.-S.-amerikanischen Überseeverkehrs nach China trotz der Größe und Zahlenwucht der dabei angewandten Ozeanriesen überstieg.

Zu diesem hochentwickelten Küstenverkehr kam noch die flußlebige Bevölkerung der chinesischen Flußhafenstädte, deren Schiffsgewimmel keiner vergessen wird, der es je in Kanton, Hankau, Hangtschau oder auch Schanghai mit eigenen Augen gesehen hat, oder der dem Flußverkehrspulsschlag des Yangtse aufmerksam folgte.

Eine gewaltige Überlieferung stand hinter dieser Ausnützung unvergleichlicher Wasserstraßengunst Südostasiens, die schon in frühen hellenistischen Zeiten bewirkte, daß die chinesischen Schiffe vor arabischen und griechischen wegen ihrer Größe, Seetüchtigkeit und Sicherheit bevorzugt wurden. Allerdings rankte sich in den Aufstiegs- und Niedergangsperioden dieser Seegeschichte neben Krieg und Handel „dreieinig, nicht zu trennen" auch die Piraterie durch die Gesamtentwicklung hindurch; sie steht heute noch in Blüte, wie die schmachvolle Seeraubgeschichte etwa der Biasbay und ähnlicher Schlupfwinkel zeigt, so daß 1930 noch fremde Luftgeschwader ausgesandt werden mußten, um verschleppte Schulkinder und britische Schiffsoffiziere in den Hwangho-Lagunen loszureißen, und 1938 der private Segelsport Schanghais vor Piraten flüchten mußte.

Dennoch kennt die chinesische Seeverkehrsgeschichte auch scharfe Rückschläge; verschiedene Versuche, die chinesische Reichsidee beherrschend in die pazifische Inselwelt hinauszutragen, brachen zusammen, wie die drei Anschläge Kublai Chans auf Japan, das sich aller kontinentalen Übergriffe zu erwehren wußte, so zuletzt des russischen in den Schlachten von Port Arthur und Tsushima. Lebensgefährlich ist das Inselreich nur im See- und Luftverkehr zu treffen, wie China nur zu Lande.

So ist die reinlichere Scheidung festlandbestimmter und meerbeherrschter verkehrspolitischer Leitmotive geradezu das kennzeichnende Merkmal der ostasiatischen Verkehrsfragen gegenüber den westlichen am Riesenkörper der Alten Welt, Eurasiens.

Aus diesem letzten Grunde begingen die Festlandmächte: China, Rußland, leider auch Deutschland, allerhand Fehlgriffe, wenn sie sich mit den meerbestimmten Verkehrsfragen Ostasiens im Frieden und im Kriege befaßten; die Russen erlebten sogar eine der bemerkenswertesten Rück-

Digitized by Google

bildungen der Weltgeschichte zwischen den Anfängen des 19. und des 20. Jahrhunderts, die in dem Verkauf der chinesischen Ostbahn und in verschleierten Verkaufsangeboten für Sachalin und sogar Wladiwostok gipfelte. Dagegen machte Japan sein Probestück auf dem Festland beim Übergang von dem küstenfahrtbeherrschten, schmalspurigen Verkehrssystem seiner Inseln über die Landbrücke von Korea zu dem breiten, kontinentalem, schroffem Klimawechsel ausgesetzten, nordgepeitschten mandschurischen Land und hat dabei gleichfalls viel Lehrgeld zahlen müssen. Langsamer als man im Inselreich hoffte, schiebt sich der japanische Flugverkehr festlandeinwärts, das Landheer an die Bahn Peiping—Hankau—Kanton, während man mit Beklemmung die großen Bevölkerungsballungen der Insel und ihren kongestiven Verkehr in die Reichweite der russischen Bombengeschwader gleiten sieht und die Rolle des amerikanischen Transpazifikflugverkehrs über Guam und ihrer chinesischen Flugstrecken ertragen lernen muß.

Langsamer aber auch, als irgendein Freund des chinesischen Volkes hoffen konnte, schoben sich die Schienenstränge verbindend in meridionaler Richtung nordsüdlich (namentlich Peking—Hankau—Kanton) und stromaufwärts nach Yünnan, am Yangtse, vorwärts. Rascher ging die Entwicklung weiter nördlich, wo die Gewohnheit größerer Nutzung des Landverkehrs und vor allem des spurfreien Kraftwagenverkehrs die Steppen- und Wüstengürtel überwinden lernte, bis zum kühnen französischen Versuch der Transasienfahrt in Kraftwagen und den Expeditionen in Mongolei und Sinkiang, der Automobilisierung der uralten Seidenstraße und der Vormarschwege Dschingiskhans.

Imperiales Denken, drängende Machtfragen haben die Lösung einiger der größten Verkehrsfragen Ostasiens beschleunigt, so vor allem den Bau der sibirischen Magistrale und neuerdings ihre Zweigleisigkeit, den Bau der Turksib-Eisenbahn, der französischen Yünnanbahn, der japanischen Bahn Antung—Mukden als Ergänzung der südmandschurischen Eisenbahnleiter nach Norden.

Fragt man aber weiter im Stile der reizvollen Untersuchungen Pontens über „Architektur, die nicht gebaut wurde", nach den Gründen der Verkehrslücken, nach den Eisenbahnen und Autostraßen, die nicht gebaut wurden, den Seehäfen, die dem normalen Sterblichen verschlossen blieben, in deren Umgebung mindestens das Aufnehmen von Lichtbildern verboten ist, so stößt man wieder auf imperiale Abwehrinstinkte und gegenseitige Mißgunst. Das gilt wohl am meisten von der empfindlichsten Verkehrslücke in den Zugängen zu Ostasien aus dem Bereich der Vollmonsunländer, aus der indischen Welt, zu Lande wie zur See.

Warum ist der so oft geplante, angeregte Versuch eines Verkehrsvor-

Digitized by Google

stoßes von Assam oder Birma aus gegen Szechuan oder Tachienlu und Yünnan unterblieben, bis ihn 1939 die Kriegsnot erzwang? Warum der so viel besprochene, so oft ausplanierte, den Verkehr vom Indischen Ozean nach Ostasien um mindestens vier Tage kürzende Durchstich der Landenge von Kra in Siam? Warum hat man durch ausgeklügelte Grenzführung und aufgezwungene Verträge Siam von China am mittleren Mekong abgeschnürt und hier britisch-indische und indochinesische, französische Raumansprüche zusammenstoßen und einen antiasiatischen Damm bilden lassen? Warum gelang es nicht, die von Deutschen geplante und vermessene Linie am Yangtse aufwärts zu führen und damit die Sonderbündelei von Szechuan chinawärts zu öffnen? Warum endlich nicht, ein Seitenstück zu der sibirischen Magistrale in dem fernostwärts mäandernden russischen Siedlerstrom zu schaffen[1]), das ein Rückgrat für den südlicheren chinesischen Wanderstrom nach Westen längs der Seidenstraße im Wei-Tal aufwärts hätte werden können? Bahn- und Kraftwagenstraße, die jetzt in Kriegsnot hastig gebaut wird, durch Chinesisch-Turkestan zu führen und so den wilden Westen ans Reich anzuschließen? Hier überall schob fremder Machtinstinkt Riegel vor!

Der stärkste Kunstriegel liegt an der Malakkastraße: Singapore! Die schwierigsten Naturriegel: die Kettengebirge und Yangtseschnellen hat der frühe chinesische Verkehr auf Saum- und Treidelpfaden überwinden gelernt, aber eben nur in einem dünnmaschigen Verkehr, der trotzdem große Kulturwirkungen hin und her getragen hat.

Am vollständigsten verkehrstechnisch überwunden sind die ehedem so gefürchteten Schranken der großen nordwestlichen Wüstensteppen;

---

[1]) Verkehrsgeographie von Russisch-Asien. Von Dr. Erich Thiel (Osteuropäische Forschungen, Neue Folge. Band 17. Herausgeber Prof. Dr. Otto Hoetzsch). 324 Seiten mit 7 Karten und 32 Abbildungen. Kart. 12 RM. Ost-Europa-Verlag, Königsberg (Pr.) und Berlin W 35. – Die Gewinnung und Verwertung der reichen Bodenschätze und Rohstoffe Sibiriens ist vollkommen abhängig von der Gestaltung des Verkehrs. Der Verfasser behandelt zunächst die natürliche geographische Grundlage, auf der sich der vielgestaltige Verkehr des Landes aufbaut. Die beiden Hauptabschnitte befassen sich dann mit dem Wasser- und Landverkehr. Alle wichtigen Wasserstraßen, Landwege, Eisenbahnstrecken und der Seeverkehr sind ausführlich behandelt. Das Buch ist nicht nur wissenschaftlich und wirtschaftlich, sondern auch militärisch sehr wertvoll. Von besonderem Interesse sind die Angaben über Linienführung, Bau und Leistungen der strategischen Bahnen. Die Darstellung des Grenzverkehrs Russisch-Asiens mit der Mandschurei, Mongolei und Westchina muß heute besonders erwähnt werden, ebenso was der Verfasser über die Luftverkehrslinien, über den Post- und Funkverkehr zu sagen hat. Die unter großen Schwierigkeiten infolge von Mangel an erreichbarem Material und an Untersuchungen über das asiatische Rußland unternommene Arbeit ist ausgezeichnet gelungen. Wir erhalten eine vorzügliche und, soweit es bei der Unrast der Wirtschaft und der dauernden Weiterentwicklung des Verkehrs in der Sowjetunion möglich ist, genaue Darstellung der Verkehrsgeographie Russisch-Asiens, wie sie bisher noch nicht vorhanden war.

Digitized by Google

viel schwerer überwindbar erwies sich lange Zeit – man denke an das Schicksal der ersten chinesischen Eisenbahn, oder an Tschang-Tschi-Tungs Mahnruf: „Lernt! Lernt! Lernt!" – die chinesische Pietät für die überall im dichtbesiedelten Land zerstreuten Gräber und Friedhöfe, die Sorge um die Ruhe der Ahnengeister.

Wie stark solche Beweggründe in Ostasien hereinspielten, das beweist etwa die Tatsache aus der Schlacht von Mukden, daß auf Einspruch des chinesischen Hüters der Kaisergräber die Schlacht rings um sie so lange unterbrochen wurde, bis die Russen ohne Feuer abziehen, die Japaner ohne Feuer folgen konnten, damit die Geister der kaiserlichen Vorfahren nicht beunruhigt würden. Leichter als der Bahnbau setzte sich der ungespurte Kraftwagenverkehr durch, weil er gewohnten Verkehrswegen folgen konnte und nicht mit seinem geraden Zug Gräber und Friedhöfe aus dem Wege zu räumen versuchte.

Immer schon endlich hielt innenbürtiger und außenbürtiger Imperialismus an gewissen Meerestoren und Flußeingängen Wacht. So geschützt waren die Verkehrsriegel und Tore der Malakkastraße und der wichtigsten Sundadurchfahrten, die Formosastraße, die einzelnen Zugänge zum Fuchsbau des Japanischen Reiches, einer riesigen Seefestung in sich, mit dem umschlossenen Meerestummelplatz ihrer Inlandsee und die Zugänge zur Japansee: Tsushima, Tsugaru- und Tatarische Straße, oder die freier durchspülten Seewege der Riu-Kiu-Inseln, der Fortsetzungen des Fujibogens, der Kurilen und Aljuten, denen der nordasiatische Flugverkehr neuerdings Bedeutung verlieh.

Wieviel verkehrspolitische Umwertungen allein haben Wladiwostok, Port Arthur, die nordkoreanischen Häfen erlebt und werden sie noch erleben!

Ein weitreichendes Verkehrsbeherrschungsmotiv – auch im Westen wohl bekannt (Mare nostro; Dominium maris Baltici; Nordseeriegel; Nasses Dreieck!) tritt erst jüngst wieder in den Vordergrund: der Gegensatz zwischen mare liberum und mare clausum, freiem, offenem, hohem und gesperrtem, beherrschtem Meer, die Frage der Territorialgewässer.

In großem Stil legen die Vereinigten Staaten amerikanische Vierecke über den Großen Ozean, sperrt Australien seine Küstengewässer. Japan antwortet damit, daß es den ganzen Raum zwischen ostasiatischer Küste und Formosastraße, Riu-Kiu-Bogen, Japanbogen und Kurilen, mindestens die Japansee und Nordchinasee umschließt, als innere Seewehrzone, seinen inneren Wehrraum erklärt, daß es den an sich schon geschützten Verkehr von der japanischen Inlandsee nach der Südspitze der Mandschurei, nach Dairen, in die noch besser zu schützende Japansee, auf die Verkehrsstrecke von Hondo nach Yuki, nach Nordkorea teilweise verlagert.

Digitized by Google

In größtem Stil wurde nebenbei durch gleichläufige, nähere Bahnen der ostchinesischen Bahn mit ihrem gemischten chinesisch-russischen Besitz der Verkehr abgegraben, bis sie als Verlustbetrieb billig in japanisch-mandschurische Hände fiel, während die Russen in eine Ausweichbahn – nördlich den Amur begleitend – auswichen.

Verkehrsablenkungen und -abschnürungen sind auch sonst in den Verkehrsfragen Ostasiens nicht selten: sie wurden namentlich beim Kampf der chinesischen, japanischen und russischen Eisenbahnsysteme in der Mandschurei vielfältig erprobt, bildeten aber auch sonst eine stehende Rubrik in der früheren Konzessionenjagd der einzelnen Macht- und Wirtschaftsgruppen. Kam es auch schließlich zu Kompromissen, so äußerte sich doch die Folgeerscheinung uneinheitlichen Vorgehens in den völkerrechtlich so verzwickten Verhältnissen des allzu engen Welthafens Schanghai schon 1932, namentlich aber 1937, in Tientsin und Hankau, in dem Kampf um Regulierung, Freihaltung der chinesischen Flußstrecken, der Verdämmung der hochgeschütteten Wasserläufe.

Alle diese Fragen sind auch dadurch in neue Entwicklungsbahnen gelenkt worden, daß man – wie Köhler – zunehmend Kraftleistung von Strömen, namentlich am Hwangho, mit ihrer Verkehrsbändigung zu verbinden strebt, daß man – nach Fenzels Vorbild – die Gefahren der unsinnigen Waldverwüstung und Forstvertilgung erkennt und sich bemüht, eine von alters her hoch entwickelte Bewässerungs- und Berieselungswirtschaft (Changsha; Szechuan!) neuzeitlichen Verkehrs- und Landwirtschaftsforderungen anzupassen.

Riesige Wasserkräfte rasen vor allem in den gewaltigen Stromrinnen der meridionalen Stromfurchen zu Tal, ungenutzt und verderbenschwanger; in Japan dagegen wird die reiche, regelmäßige Niederschlagsmenge zu höchst gesteigerter Bewirtschaftung ausgenutzt, die – im gleichen Stil – in China in viel größerem Maßstab, namentlich im Süden, angewandt werden könnte.

Weit vor den immerhin stellenweise beträchtlichen, verkehrsfördernden Lagern von schwarzer Kohle und anderem Berggut steht für die künftige Verkehrsentwicklung Ostasiens die weiße Kohle; steht die regelmäßig und im allgemeinen reichlich gespendete Flut, reichlich zu der Zeit, in der sie die Vegetationsperiode am meisten nötig hat.

Freilich ist auch der Rhythmus der Monsunregen mit seinen beiden Schwellhöhen großen Schwankungen unterworfen, die dann verwüstend in das ganze soziale und Verkehrsleben einbrechen können. Die Verkehrsstörungen durch sie sind eine Dauererscheinung, die auch die Wahl der Luftwege, ebenso wie die Nebelbildungen über den Kurilen (von russisch kurit, rauchen) ernsthaft beeinflussen, so bei der Lage der nordischen

Digitized by Google

Fluglinie, bei der Wahl zwischen der weiteren südlichen transpazifischen Fluglage und der näheren nördlichen, wobei bereits gewaltige Seestrecken regelmäßig überwunden werden.

Vorübergehend, aber heftig und durchgreifend genug sind jene anderen, gleichfalls zum Teil im Zusammenhang mit den Monsuneinbrüchen rhythmisch auftretenden Drehsturmkatastrophen und die zum Glück selteneren durch Erdbeben und Feuerberge (seismische und vulkanische), die aber immerhin auch so gewaltige Verkehrszerstörungen, wie am 1. September 1923 durch das Erdbeben um die Sagamibucht vor Tokio, oder bei Krakatauausbrüchen an der Sundastraße verursachen können.

So konnte schon Ende des 19. Jahrhunderts Wilhelm Krebs Zusammenhänge zwischen Monsun- und sonstigen Niederschlagsschwankungen, Dürren und Unruhen von weltpolitischer Bedeutung in China nachweisen. Die Verkehrshemmungen durch das Kwantoerdbeben von 1923 haben wahrscheinlich die 1931 eingetretenen Verkehrsverlagerungen und machtpolitischen Umschichtungen in der Mandschurei und inneren Mongolei um Jahrfünfte hinausgeschoben, ebenso wie die chinesischen Stromausbrüche und Überschwemmungen die Feldzüge des Bürgerkrieges noch jüngst das japanische Vorgehen 1937 und 1938 maßgebend beeinflußten; wie ja auch die fremden Hilfsleistungen gegen die Hungersnöte mit großzügigen Verkehrsbauten, Herstellung von Autostraßen und Hebung der Fluß- und Kanalschiffahrt beginnen mußten [1931; 1935].

Besonders wertvolle Aufschlüsse über die Einzelheiten der rasch fortschreitenden und ihrerseits wieder werbenden Verkehrs- und Kraftgewinnungsanlagen in China und Japan, auf den Philippinen, in Hinterindien und den übrigen nord- und südostasiatischen Randlandschaften gibt vor allem eine genaue Verfolgung der Jahrgänge der großen technischen Zeitschrift: „Far Eastern Review" (Schanghai).

Eine der wesentlichsten Machtverlagerungen in Ostasien, die japanische Vorherrschaft über Mandschukuo und Teile der Inneren Mongolei, ihr Übergreifen auf China ist wohl auf die Rückgewinnung der Verkehrshoheit Ostasiens im Großteil der nördlichen chinesischen Außenländer zurückzuführen, soweit sie ozeanischer Beeinflussung durch die Seereiche, vor allem Japan, zugänglich waren. Bei den festländischen Außengebieten Chinas: in Tibet, in chinesisch Turkestan, Sinkiang, vor allem in Tannutuwa und der äußeren Mongolei macht sich zunehmend ein weltpolitisches Abtriften als Folge britischer und vor allem russischer Verkehrsbeeinflussung (Wirkung der Turksib usw.) bemerkbar.

Tannutuwa und Äußere Mongolei sind bereits verkehrstechnisch wie wehrpolitisch und wirtschaftlich von den Sowjetbünden so maßgebend durchdrungen, daß die immer noch behauptete formale chinesische Ober-

Digitized by Google

hoheit nur mehr eine Rechtsfiktion ist, in deren Festhalten die chinesische Staatskunst allerdings immer zäh war und ist.

Dadurch wird aber der „chinesische wilde Westen" in einer Weise verkehrspolitisch umfaßt und durchdrungen, daß sein Entgleiten in naher Zeit aus rein verkehrstechnischen Gründen so wahrscheinlich wird, wie es jetzt für Tibet und weite Grenzstreifen gegen Kansu und Szechuan zu schon vollzogene Tatsache ist, während sich die starken Befürchtungen einer ablösenden Wirkung in Yünnan durch die französische Yünnanbahn bis jetzt nicht verwirklicht haben.

Sie lenkte im Gegenteil chinesische Auswanderer in unerwünschten Mengen nach Indochina, wo sie im Begriff sind, etwa ein Fünftel der Volksmenge auszumachen, und von wo sie weiterhin auf Land- und Seewegen Siam, Birma und namentlich die Straits und Malaienstaaten erreichen, in denen diese auch volkspolitisch wirksame Verkehrsverlagerung schon einen vollkommenen Wandel in der Volks- und Rassenzusammensetzung, Vorwiegen der Chinesen, namentlich in Singapore, herbeigeführt hat. Ähnlich strahlt der Seeverkehr mit ernsten weltpolitischen Folgen ostasiatische Wanderbewegungen in die Sundainseln aus, wo z. B. in Java die Chinesen durch das Volksraadgesetz schon beginnen, das Zünglein an der Waage zu werden, das gewiß nicht auf die Dauer zugunsten der weißen Rasse arbeitet.

Diese Verkehrswirkung zwingt dazu, auch der Verkehrsstrahlung in die Südsee und den Pazifischen Ozean hinaus zu gedenken, der in Gestalt der australischen, neuseeländischen, kanadischen und U.-S.-amerikanischen Einwanderungshemmungen für Asiaten gewiß Schranken entgegenstehen. Diese konnten aber doch, gegenüber der einsickernden Kraft des Verkehrs, z. B. die Asiatisierung von Hawai mit mehr als drei Siebenteln japanischer, mehr als einem Siebentel tagalischer Rassenanteile, bei starkem Rückgang der Kanaken und Zuschüssen aus Negern (Portoriko), Chinesen so wenig hindern, wie die langsame Indisierung der Fijiinseln, die Rückgewinnung des einst deutschen Südsee-Anteils durch die Japaner nördlich des Äquators. Diese und ähnliche rassenpolitische Vorgänge sprechen für ein Vordringen des farbigen Blutes, das auch in Indien beobachtet wird.

So gibt uns eine großzügige Überprüfung der ostasiatischen Verkehrsfragen im weltpolitischen Lichte die Erkenntnis, daß gerade bei dieser Art von Bereicherung und Vertiefung unseres europäischen Weltbildes die statische Betrachtungsweise besonders von Übel ist, und daß nur eine hochgespannte dynamische Verfolgung der beständig fließenden verkehrspolitischen Vorgänge so peinliche Überraschungen wie etwa den Russisch-Japanischen Krieg, die Bloßstellung des Völkerbundeingreifens in der Mandschurei, das Unverständnis für die jähen und raschen Frontwechsel der großen, in Ostasien wirksamen Mächte hintanhalten kann.

Digitized by Google

Das schon angeführte Wort, daß sich aller menschliche Fortschritt auf ein Bauen und Finden neuer Wege zurückführen lasse, zu Land, zur See und in der Luft, gewinnt sogar noch eine weltpolitische Erweiterung von großer Tragweite. Aller menschliche Rückschritt: überraschende Kriegsausbrüche, Machtverlust, der selbst große Reiche trockenlegt, wie ausbleibendes Röhrenwasser die auf seinen steten Zufluß hin gebauten Betriebe, Wirtschaftskrisen, die der Ahnungslose für vorübergehend hält, während sie in Wahrheit Folgen gewaltiger Verkehrseinbrüche neu industrialisierter Mächte in das alte Weltgefüge sind, katastrophale und chronische Verlagerungen der Kultur, Macht und Wirtschaft: sie alle sind zuletzt zurückzuführen auf Nichtbeachtung neuer Straßen, Kanäle und Zonen des Verkehrs. Kundige Augen aber konnten das erste Aufbrechen neuer Rinnen, das langsame Herauswuchten neuer Verkehrsströme aus einem anfänglich kleinen, verdämmbaren Rinnsal erkennen; ihre geopolitische Schulung vermöchte Vermeidbarem vorzubeugen, Unvermeidliches zu mildern oder in seinen verheerenden Wirkungen abzuschwächen, wenn, ja wenn die gefährdeten, die vielleicht betroffenen Reiche die kulturpolitischen Warnerstimmen rechtzeitig hörten, und wenn ihre öffentliche Meinung ihre Wächterschuldigkeit täte und das Heranziehen neuer Kräfte und Mächte, neuer Heereswucht, fremden Volksdrucks und fremder Ware, jede noch so leise Trübung des Weltbildes am Sehkreis, zu melden wüßte!

Digitized by Google

III. ÖRTLICH BESTIMMTE LEISTUNGSTYPEN UND WENDEPUNKTE

11. UM EINEN INSELBOGEN

Umriß und Kern eines Inselbogens: der deutsche Anteil an der Erschließung des japanischen und subjapanischen Raumes und seiner Volksseele im Rahmen des südostasiatischen Wiederaufstieges zur Selbstbestimmung

Bis zum Aufbau des Dreiecks Berlin—Rom—Tokio war die kulturpolitische Leistung von Mitteleuropa aus an der Erschließung des wichtigsten indopazifischen Inselbogens nach Umriß und Kern fast unbekannt geblieben. Ihr war, abgesehen von den Japan allein geltenden Büchern und kleineren Schriften, ein guter Teil meines Arbeitslebens gewidmet, da ich ebenso wie Trautz (Kämpfer und Siebold, Mitteilungen der Deutschen Akademie I/1937 u. a.) einen großen und ehrenvollen deutschen Aufwand trotz mancher Ungunst der Zeit nicht in Vergessenheit versinken lassen wollte. Denn bis auf Kämpfer und Siebold, bis an die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert und in die Anfänge des 19. gehen die zuweilen unsäglich mühevollen und unscheinbaren Versuche eines erfolgreichen Zusammenbaues mitteleuropäischer und japanischer Kulturpolitik und Wehrleistung zurück. Sie führten durch Männer wie Baelz und Holleben zu einer Persona-grata-Stellung des Deutschen in Japan – bloß weil er Deutscher war –, zu Möglichkeiten einer Weltgeltung der deutschen Sprache im Pazifik als zweiter Schulsprache Japans, die an der Schwelle des Erfolges durch ähnliche Schuld zusammenbrachen, wie sie allen Annäherungen beider Mächte, auch solchen in der würdigsten Form, nach dem störenden Zwischenfall von Shimonoseki 1895 widerstrebte. Wieder und wieder wurde das vieldeutige und angreifbare Mahnwort „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter" (die doch wahrlich von ganz anderen Mächten gefährdet wurden, als von einem in Weltuntergangsflammen heraufziehenden Buddha in betrachtender Haltung) von Brunnenvergiftern gegen die mitteleuropäische Kulturpolitik ausgespielt, bis es so weit kam, daß zwei Weltvölker, die nichts Wesenhaftes gegeneinander trieb, im Widersinn des Kriegszustandes von 1914 bis 1919 wider-

Digitized by Google

einander standen. Wieder errichteten Institute, Verbände, Gesellschaften, Akademien, zuletzt staatliche Einsichten einen neuen Zusammenbau; heute steht nach viermaligem Anlauf erneut seine Haltbarkeit auf Probe. Grund genug, seine Stufen zu beleuchten!

„Die deutsch-japanischen Beziehungen bildeten stets nur einen kleinen Teil der gesamten Außenbelange Japans" – so beginnt F. M. Trautz, der verdienstvolle Sieboldforscher und vieljährige Lenker des „Doitsu Bunka Kenkyusho", des Deutschen Forschungsinstituts in Kioto, seine Schilderung der beiden Vorstufen deutscher Kulturpolitik in Japan, die durch die Namen Kämpfer und Siebold bezeichnet werden. Von ihnen ist die erste – durch deutsche Schuld – fast ganz für britische Kulturpolitik angeeignet worden, die zweite kam machtpolitisch wesentlich den Niederlanden zugute und konnte nur fast durch ein Wunder mit ihren wesentlichen Kulturerträgen auf deutsches Konto übertragen werden. So erging es den beiden ersten weltberühmten Anläufen zu unmittelbaren deutsch-japanischen Kulturbeziehungen.

„Fast immer beruhten sie weniger auf Macht als auf Autorität, also überwiegend auf kulturellen Grundlagen, und auch da positiv oder negativ auf einzelnen Persönlichkeiten. Historischen Forschungen auf diesem lehrreichen Gebiet stehen Schwerauffindbarkeit und räumliche Verstreutheit der vielsprachigen Quellen aus drei Jahrhunderten entgegen. Sie verlangen vom Historiker zeitraubende Materialsammlung, gewissenhafte Zeit- und Quellenkritik und ungewöhnliche Sprachkenntnisse, alles ernst zu nehmende Umstände, die man nicht übersehen darf."

Nun, Trautz hat sie nicht übersehen und zunächst einmal als erste Grundsteine unter der Schwelle des ersten weltberühmten deutschen Japanfahrers Kämpfer den Ulmer Flößer und Matrosen Michael Hohreiter ausgegraben und dann den Ulmer Hans Wolfgang Braun als Gießer eines der ersten Mörsergeschütze in Japan, das heute in Tokio steht mit der Inschrift: „Hans Wolfgang Braun von Ulm me fecit Firande 1639". Erst 1690—92 begann, lange nach dieser deutschen Erzschrift, Engelbert Kämpfer, geb. zu Lemgo 1651, seine Geschichte von Japan, der vorher 1683 durch Olof Rudbeck und Pufendorf, von Upsala als schwedischer Gesandschaftssekretär über Finnland, Moskau, Moskwa, Oka und Wolga, Astrachan, Kaspisee, Baku, Nisabad Schirman, und Ende März 1684 Ispahan erreichte und damit den Zugang zum Indischen Ozean über Persepolis nach Bender Abbas.

Erst 1688 kam Kämpfer aus dem Perser Golf fort, über Maskat nach Ceylon, zur Coromandel- und Malabarküste, erst 1689 über Bengalen und Hinterindien nach Java, wo er den deutschen Botaniker Andreas Cleyer traf, der 1682 und 1686 in Japan war und ihn als einziger freund-

Digitized by Google

lich förderte. Anfang Mai 1690 ging Kämpfer zum Antritt seiner Stelle als Faktoreiarzt in Nagasaki über Siam in See und betrat, nach einem schweren Taifun, am 26. September 1690 die kleine Halbinsel Deshima im Hafen von Nagasaki, auf die sich Hollands enges Daseinsrecht beschränkte, abgesehen von der damals noch alljährlichen Reise zum Hof nach Yedo, die Kämpfer zweimal, bis zu seiner Abreise von Japan Ende Oktober 1692, mitmachen durfte. Anfang 1693 traf er – mit Erfahrung reich beladen – in Batavia, Anfang 1694 in Amsterdam ein. Dann begann das Trauerspiel des unverstandenen Heimkehrers aus dem Ausland; nur ein winziger Teil seiner reichen Sammlungen konnte herausgegeben werden, der weitaus größere glitt für ganze 562 Taler in den Besitz des britischen Sammlers Sloane und damit in fremden Kulturbereich, vor dem sich nur zwei verborgene Handschriften wahren ließen, auf denen die erste deutsche Ausgabe von 1777 beruht. Das Wesen namentlich der indischen Erfahrungen ist der britischen, nicht der mitteleuropäischen Kulturpolitik zugute gekommen. Das war die erste Stufe verlorener deutscher Kulturarbeit in Japan.

Auf der Schwelle der zweiten steht, auch er mehr in Japan als in Deutschland geehrt, aber allmählich in seiner weltpolitischen Bedeutung an einem Wendepunkt der Weltkulturgeschichte hervortretend, der „Meister" Philipp Franz von Siebold, als „Yamahollanda", als holländischer Hinterwäldler aus Bayern (geb. 1796 zu Würzburg), nach Japan geschmuggelt, das er als Deutscher nach den Verträgen nicht hätte betreten dürfen. Am 22. September 1822 aussegelnd, traf er im Frühjahr 1823 in Batavia, am 11. August in Nagasaki ein, nachdem auch ihn am 5. August ein Taifun nach der Abreise von Batavia am 28. Juni 1823 geschüttelt hatte. Nur sechs Jahre, mit einer Hofreise 1826, gönnte ihm das Schicksal Zeit zu einer der erfolgreichsten persönlichen kulturpolitischen Leistungen, da er schon 1830, freilich schon als europäische Berühmtheit, Japan fluchtartig, als Verbannter verlassen mußte und erst 1859—61 wiederkehren durfte.

Dazwischen lag eine Kämpfer versagt gebliebene, fast einzigartige und dennoch den Reichtum des gesammelten Stoffes, wie Trautz nachweist, nicht annähernd erschöpfende jahrelange Arbeitszeit in Europa mit der Möglichkeit zur Auswertung. Der Fehlschlag der Rückkehr Siebolds nach Japan an dessen großer Zeitenwende aber ist, in den Einzelheiten beleuchtet, eine solche Bloßstellung der europäischen Staatsmannskunst durch Ausschaltung des einzigen Mannes, der die dortige Lage übersah, daß jeder künftige staatsmännische Fehlschlag Europas, Japan und dem Fernen Osten gegenüber, eigentlich in nuce in diesem Scheitern eines Kulturpolitikers von höchstem Rang enthalten ist.

Digitized by Google

An der Schwelle der entscheidenden Wendung der neujapanischen Geschichte stand ein einziger Europäer, der sie vollkommen in ihren Wurzeln und Auswirkungen erkannte, der an Ort und Stelle war – und fand kein Gehör bei den Vertretern Europas. Im Gegenteil: er wurde durch einen lächerlichen Kniff an der Aussprache mit dem genialsten jungen deutschen Forscher der Mission Eulenburg, Richthofen, verhindert und zuletzt, weil er durch seine Sachkunde die Ignoranz des Diplomatenkreises störte, durch ein ganz gewöhnliches Ränkespiel von der Stelle höchster Leistungsmöglichkeit entfernt und nach Holland zurückgeschickt. Darauf blieben die Staatskünstler ungestört unter sich, die doch damals gewiß nicht das jähe Aufsteigen Japans zur Weltmacht zu fördern beabsichtigten. Leider hat z. B. v. Brandt später die Beziehungen in der unglücklichsten Weise auf unfreundliche, auseinanderführende Geleise zu lenken gewußt, obwohl eine günstige Weichenstellung durchaus möglich gewesen wäre.

Siebolds Los ist typisch für die Unfähigkeit der normalen diplomatischen Karrieremacher, wirkliche kulturpolitische Höchstleistung zugunsten ihrer Länder auszuwerten. So fand sich z. B. in Siebolds Werken die aus japanischen Quellen (Ino, Takahashi) gewonnene Einsicht von der Inseleigenschaft Sachalins; aber noch im Krimkriege entschlüpfte ein russisches Geschwader den Briten in Ostasien, weil man die Tatarische Straße nicht als solche kannte und für einen geschlossenen Golf hielt. Siebolds Kenntnis des japanischen Staatsrechts, der Ungültigkeit von Verträgen, die der Kaiser nicht gebilligt hatte, brachte niemand Nutzen, bis überstürzte Ereignisse die fremden Vertreter nach Kioto an den Kaiserhof zwangen. So häufen sich die Beispiele.

Klug genutzt, konnte die Lebensleistung Siebolds in ungebrochener Reihe über die Mission Eulenburg und die deutschen Berater aus dem Bereich der Verwaltung, der Forstpflege, der Naturwissenschaften, durch deutsche Ärzte vom persönlichen Range von Erwin v. Baelz zu einer Völkerfreundschaft führen, an der alles fremde Ränkespiel abgeprallt wäre, die eine andere Weltordnung heraufzuführen imstande gewesen wäre.

Auch ohne diese Stufe kann vor der unglücklichen Gemeinschaftshandlung in Shimonoseki mit Frankreich und Rußland von 1895, deren Dank wir 1914 so reichlich erfuhren, von einer deutschen Meistbegünstigung in Japan im besten kulturpolitischen Sinn gesprochen werden. Erst 1895 leitete der in ungünstigster Form diplomatisch vertretene Eingriff von Shimonoseki zur Zurückschneidung der japanischen Kriegserfolge eine Entfremdung ein, die sich bei klügerer kulturpolitischer Haltung nachher gleichwohl hätte überwinden lassen, wozu noch bei Beginn des Weltkriegs, ja während seines Verlaufes sich Möglichkeiten boten, die zum Teil an lächerlichen Hemmungen scheiterten.

Digitized by Google

Einzelne Wendungen, namentlich die zum Guten, habe ich seinerzeit in einer Schrift: „Der deutsche Anteil an der geographischen Erschließung Japans" herauszuarbeiten versucht.

Wieviel an der Entwicklung des Japanischen Reiches sich auf geopolitisch zwangsläufigen Linien vollzog, also gewiß der Prognose zugänglich war, schildert mein Buch: „Japan und die Japaner" (das auch französisch als „Le Japon et les Japonais" erschien), das die meisten anderen Anläufe in dieser Richtung erwähnt.

Es müßten Prägungen wiederholt werden, die, bereits auf die kürzeste Form gebracht, jenes vom rings umdrängten deutschen Volksboden so grundverschiedene Inselreichschicksal in seinen naturgegebenen, rassenbestimmten Zügen festzuhalten suchen, in einem Lebensraum, der, in zweieinhalb Jahrtausenden nie von einem Feind erfolgreich betreten, nie in seiner Entwicklung gestört, darin etwas Einmaliges im Laufe der Weltkultur darstellt: von höchstem Wert als typisch ozeanisches Beispiel.

12. ÜBER LAND

Der deutsche und nordgermanische Anteil an der russischen Ostasien-Erschließung

Juri Semjonow schildert in einem Buch von epischer Kraft, das an die großen Dichtungen der Indien erobernden Arier anklingt, die Eroberung Sibiriens, den Roman eines Landes. Zu Beginn zeigt er die Triebkräfte, die mit dem Rückschlag auf die mongolische Welle wirksam werden und zunächst an die seltsame nordisch-byzantinische Symbiose anknüpfen, der Rußland sein Dasein verdankt. Es wurde als Reich gezeugt nach jener merkwürdigen Einladung an die nordischen Waräger, die dem Sinne nach lautete: „Unser Land ist groß und weit, aber Ordnung ist nicht darin; kommt und regiert uns", was sich die kühne nordische Herrenschicht nicht zweimal sagen ließ, die sich auf dem uralten weiten Ostweg der Germanen durch das einstige Gotenreich vom Peipussee längs dem Dnjepr nach Kiew und weiter nach Süden schob.

Aber sie kämpfte sich dabei vorwärts auf einem Grunde, auf dem (wie unter anderen Strzygowski überzeugend nachweist) uralte Bewegungen nordischer, arischer, nordgermanischer Herkunft sich auf der Völkerstraße vom Ostseeraum über die aralo-kaspischen Pforten zu den indischen vollzogen und mit der ostwestlichen, skytho-sarmatischen Wanderstraße vom Pazifischen Ozean zum Atlantischen, nördlich an Altai und Kaukasus vorbei, überkreuzten. Dort schnitten sich nicht nur Rassen- und

Digitized by Google

Völkerkorridore der Macht und Wirtschaft mit allen ihren Spuren, sondern auch Wandelgänge der Kulturpolitik. Ihre Zeugen sind in Strzygowskis Werken zusammengetragen als früheste kulturpolitische Nachweise nordischer Wirkung vom Ostseeraum her bis tief nach Iran und Indien hinein – zumeist auf jenem Keil zwischen den Grenzen Ostasiens an den Pamiren, dem Kaukasus und den indischen Pässen, von denen aus sie über die schwarzen Böden Indiens am Narbudafluß und im Gangestal den Indischen Ozean erreichten. Aber das war als Vorläufer nordischer, arischer germanischer Anteil, später zwischen Ostsee und Schwarzem Meer vom Gotenreich überbrückt. Der deutsche Einfluß folgte durch dynastischen, aristokratischen Einschlag und den wagenden Kaufmann, zunächst über Groß-Naugard (Nowgorod).

Eine Riesenverantwortung liegt auf dem russischen Sechstel der bewohnbaren Erde als einzigem, niemals auch nur annähernd bewältigtem Raum. Sie kommt der Gegenwart zum Bewußtsein in der Tatsache, daß von rund 22 Millionen Quadratkilometern Staatsgebietes nur annähernd 8 Millionen einigermaßen auf Bodenschätze und Bodenwert erforscht sind. Diese Tatsache hat mit der Gründung der Glawsewmorputj „zur wirtschaftlichen und kulturellen Erschließung aller europäischen und asiatischen Territorien jenseits des 62. Breitengrades" geführt, mit ihren 40000 Angestellten „als Vorkämpfer gegen die Arktik" (nach Smolka), den 100 Schiffen, Eisbrechern, 125 Flugzeugen. Aber sie drängte sich als Ahnung seit frühen Zeiten manchen Sarmaten auf, zeigte ihnen eine raumpolitische Pflicht, und immer wieder erfaßte sie Deutsche in ihrem Dienst, zunächst aus den Reihen der Hansa, aber doch mit Saugwirkung auch sonst weit zurück in die deutsche Altkulturlandschaft. Nur finden wir dabei ungeheure Typverschiedenheiten, persönliche Spannungen, als ob sich das Erblaster der deutschen Uneinigkeit mit der fast unbegrenzten Raumausstrahlung durch die sarmatische Umwelt ins Gigantische hätte projizieren wollen.

Ein Beispiel dafür ist vielleicht die Begegnung der Schlitten von Ostermann, Münnich und Biron-Bühren, lauter deutschstämmigen Kanzlern und Führern der Russen auf der Fahrt von und nach Sibirien, aus dem Exil und ins Exil, oder der ganze Lebenswandel der „Semiramis des Nordens", Katharina II., der kleinen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, nächst Peter I., der großartigsten Herrschergestalt auf dem russischen Thron mit seinen tönernen, in Blut und Schweiß gestellten Füßen.

Schon die erste zutreffende Frühbeobachtung des werdenden Russenreiches verdankt die Welt dem zu Wippach in Krain 1486 geborenen, zu Wien 1566 verstorbenen Deutschen Siegmund Freiherrn von Herberstein, dessen Bericht über seine Gesandtschaft nach Moskau „Rerum

Digitized by Google

Moscoviticarum commentarii" (lat. 1549, deutsch 1557) als das beste Werk über das ältere Rußland gerühmt werden kann. Freilich hatte die mongolische Welle, die zu Beginn des 12. Jahrhunderts herangebrandet war, die glänzende nordisch angeregte Entwicklung am Dnjeprufer lang vorher zerschlagen.

Der Wiederaufbau russischen Lebens war, mit Gewalt wider Gewalt, List wider List, Tücke wider Tücke gegen die Tatarenherrschaft von einem viel weniger kulturträchtigen Boden als Kiew, von Moskau aus erfolgt, wie Semjonow mit Recht sagt, durch „Sammler", moskowitische Nachkommen der Wikinger mit slawischem Blut, mit byzantinischen Idealen und mongolischer Herrschsucht. Sie begannen ihr Werk als Raubritter, setzten es als berechnende Gutsbesitzer fort und schlossen es als Gottgesalbte ab. Aber es kam nicht von der reichen Schwarzerde, dem Tschernosjom her, sondern vom dürftigen Podsjol, dem sandigen Boden des Waldgebiets.

Unterwegs auf dieser Entwicklungsbahn fielen ihnen auch die deutschen, die hansischen Ansätze der Uneinigen in den Ostseelandschaften zum Opfer, und was neben deutschem Blut an dänischem, schwedischem, nordischem sonst noch darin steckte. Es war nicht nur nach Osten, asienwärts, sondern auch rein nach Norden ein Rennen um die Schutzanlehnung an die nordische Anökumene und ihre spärlichen Pelzschätze und ein Abschneiden der Handelswege. Die deutsche und skandinavische Aristokratie, die Hansakontore in Groß-Nowgorod und die Burgen und Edelhöfe der Balten waren nur jeweils das sichtbarste Opfer, wie es für Nowgorod Semjonow in so glänzender epischer Darstellung schildert.

Die deutschen Schicksale aber, die in diesen Roman hineingewebt sind, lesen sich selbst fast wieder wie Romane. Beständig wurden deutschstämmige Soldaten herangeholt, Geschützgießer, Schiffer, Wissenschaftler sowohl vor als nach Peter dem Großen, bis zur Machtstellung der Deutschen im 17. und 18. Jahrhundert. Vereinzelt finden sich Höhepunkte darunter in Glück und Fall der Familien Braunschweig und Anhalt, dann Holstein-Gottorp, in denen das slawische Blut unter der Aufschrift Romanow seine Tropfen spärlich hätte zusammensuchen müssen, wenn nicht die große Katharina in ihren Lebenserinnerungen mit Offenheit ihr Liebesleben nach der russischen Seite hin dargestellt hätte.

Eine Übergipfelung war die Zeit, darin die westfälischen Bühren-Biron, der Oldenburger Münnich und der Bochumer Ostermann um das Steuer Rußlands rangen, alle zugleich Erschließer und schöpferische Naturen.

Nicht nur Kämpfe um Feldmarschalls- und Regentenwürden, sondern auch Ladogakanal, Ausbau des Hafens von Kronstadt hängen an dem Namen von Münnich, wie die Siege von Otschakow und Chotin, bis zum

Digitized by Google

Abschluß seiner Reichskanzlerschaft unter der Regentin Anna Leopoldowna und der sibirischen Verbannung von 1741—1762, wie an Ostermann der Friede von Nystad und die rühmliche Schöpfung der Großen Nordischen Expedition unter Kaiserin Anna Iwanowna mit ihren Forschungsleistungen von 1733—1744. Sie war doch die Anregung, aus der heraus der Däne Vitus Bering und der Deutsche Franke Steller von 1742 bis 1744 Kamtschatka und Alaska erschlossen haben. Sie legten damit den Grundstein zu der märchenhaften transpazifischen, ozeanischen Entwicklung Rußlands, die dann wieder zusammensank und 1867 mit dem Verkauf Alaskas an die Nordamerikaner endete, weil sie den Russen nicht wesensgemäß war, sondern die Ausgestaltung eines fremden Antriebs und Keims. Finden wir doch unter den Pazifikfahrern unter dem Andreaskreuz lauter deutsch-baltische Namen: Krusenstern, Kotzebue, Wrangel, Eschholz, unter den Begleitern Chamisso (1818), Lütke (1821).

Freilich ernten sie wenig Dank; noch Witte, dem Förderer der sibirischen Magistrale, dem Wirker der rettenden Verkehrstat geht fortwährend der Vorwurf der wahrhaft russischen Leute nach, daß er ein Deutscher gewesen sei. Wie gehässig klingt noch in Tolstois „Krieg und Frieden" jene Szene, in der ein Offizier Alexander I. bitten will, ihn zum Deutschen zu befördern. Nicht erst die deutschen Arbeiter in Sowjetdiensten haben praktisch erfahren, daß es nicht immer ein dankbares Geschäft ist, Russen bei der Durchdringung ihres Raumes zu helfen, auch wenn man dazu gerufen wird. Daß die Erschließung der nordöstlichen Durchfahrt nicht erst ein Hochziel der jüngsten Entwicklung ist, sondern auf sorgfältiger Vorarbeit der Zarenzeit beruht, das hat u. a. Dr. A. Breitfuß nachgewiesen. („Der Sibirische Seeweg und der Osten". Petermanns Mitteilungen 1904, S. 285.) Immer schon rankten sich große Hoffnungen, auch deutsche, um die nordische Meerstraße.

Es ist keine Frage, daß starke Antriebe zur Vorwärtsführung der Forschung noch weit mehr von der Wehrgeographie als von der Wirtschaft herkamen, bis – dank einer sorgfältigen meteorologischen Beobachtung – die Durchfahrt in einer Schiffahrtsperiode gesichert schien und mit ihr die Möglichkeit des Durchführens leichter Seestreitkräfte binnen neun Tagen.

Aber auch im Spiegel der Fernostkriege Rußlands glänzen eine Menge von baltischen, deutschen Namen auf: unter den militärischen Führern Budberg, Gerngroß, Rennenkampf, Ungern-Sternberg; unter den tragenden Kräften des Siedlungsgedankens in Fernost General Unterberger und sein Gönner Baron Korff; unter den deutschen Begleitern russischer Heere, Tettau, der soviel für eine gewisse Volkstümlichkeit des russischen Namens, auch Dragomirows, in dem deutschen Wehrschrifttum getan hat. Ähnliches haben geographisch die zahlreichen Fernost-

Digitized by Google

bücher von Krahmer, v. Zepelin mit ihrem wehrgeographischen Einschlag geleistet, der unwillkürlich vom Gegenstand gefordert wurde, oder Ahnerts bodenkundliche und geologische Leistung, der Vergleich, den Immanuel zwischen dem Nordosthorn von Asien und dem Nordwesthorn von Amerika gezogen hat. Endlich wirkte die deutsche Nachkriegsforschung in Sibirien in jener Zeitspanne, in der sie möglich war, die zu Angers Arbeiten über die Sibiriendeutschen führte, zu Cleinows Neu-Sibirien, zu Erich Thiels Verkehrsgeographie von Russisch-Asien, zu Lorenz' Handbuch des Verkehrs mit dem Sowjetbund, zu den Rußlandbüchern von O. v. Niedermayer und J. Semjonow. Diese begegneten schon Schwierigkeiten, als ob nicht gerade bei kulturpolitisch gegensätzlicher Stellung die Kenntnis der Raumpolitik, der Rückhaltkräfte eines möglichen Gegners erst recht notwendig wäre!

Ein seltsames Spiegelbild der deutschen Vorausleistung bei aller russischen Tätigkeit am Pazifik trat bei Gründung des Judenstaates Birobidjan zutage – gewiß ungewollt von allen Beteiligten. B. Plaetschke schrieb in Petermanns Mitteilungen 1936, S. 226 über Birobidjan, das autonome Judengebiet im russischen Fernen Osten, einen der bemerkenswertesten Versuchsgegenstände der Weltpolitik angesichts des Versagens der Palästinateilung und der Madagaskarpläne. Dabei trat ungewollt noch einmal, wie in der Rückseite eines Gewebes, der deutsche Einschlag im Aufbau des russischen Anteils am pazifischen Asien hervor.

Da bezeugten die Dorfnamen Radde, Raddewka im Amurdurchbruch Gustav Raddes Lebenswerk, etwa mit den „Berichten über Reisen im Süden von Ost-Sibirien". (Beiträge zur Kenntnis des Russischen Reiches; St. Petersburg 1861, Band XXIII, mit der besten Schilderung des Amurdurchbruches durch den Kleinen Chingan), oder die Namen von Messerschmidt und Pallas, von Middendorf, der 1844 Entdecker der Bureja-Turana-Kohle war, mit 11000 qkm, rund 100 Milliarden Tonnen, der Urgallager mit 3%, oder des unermüdlichen Schrenck, oder Witgefts, d. h. Witthöfts, des Ermittlers der Hämatiteisenlager an der Kliutschewskaja.

In meinen persönlichen Gesichtskreis traten General Unterberger als der beste fernöstliche Siedler der Zarenzeit, Baron Budberg und Schilling als Erneuerer von Wladiwostok und der Küstengebiete nach dem Zusammensinken im Japanisch-Russischen Kriege, Ahnert als bester geologischer Kenner der Mandschurei, der in dieser Eigenschaft noch vielen jungen deutschen Forschern hilfreich beigesprungen war, und viele andere, die dort Aufbauarbeit geleistet haben.

In Birobidjan befanden sich 1935 61000 Einwohner, darunter 13000 Juden auf rund 32000 qkm, wovon ein Drittel noch brauchbarer Forst war, ein Drittel verwüsteter Wald, etwa 13000 qkm landwirtschaftlich nutzbar.

Digitized by Google

Die Tragfähigkeit wurde auf etwa 15 Menschen auf den Quadratkilometer geschätzt. Aber von den 18000 zwischen 1928 und 1933 dorthin abgefertigten Juden kamen nur 7000 an; der Rest hatte sich unterwegs verkrümelt. So schwach war im Grunde der Trieb nach einem freiwillig, wenn auch mit allerlei wehrpolitischen Hintergedanken am Amur geöffneten „Gelobten Lande".

Glänzende Streiflichter fielen auf die sonst wenig sichtbaren deutschen Verstützungen im russischen Machtbau seit seinem Ausgreifen zum Pazifik beim Auftreten des, wie sein Vater und Großvater, deutschstämmigen schwedischen Meteors Karls XII. Dieser „Held der Edda, der sich in ein ganz sachliches Jahrhundert verirrt hatte", glaubte doch einmal, dem Heer seines russischen Feindes Peter die deutschen Helfer entreißen zu müssen. Guerrier nannte ihn den „letzten Waräger"; Rambaud in seiner Geschichte Rußlands – der doch gewiß nicht zugunsten Deutscher Zeugnis ablegen will! – „den letzten jener skandinavischen Abenteurer, welche einst die russischen Ebenen von Nowgorod bis Kiew durchzogen hatten". Aber als er auf seinem Zuge von Narwa durch Polen und Sachsen zur Ukraine das Reich im Nordosten streifte, da mußte der deutsche Kaiser 400 deutsche Offiziere auf Karls XII. Druck aus dem Dienst des Zaren zurückrufen! So zahlreich waren diesem deutsche Helfer unentbehrlich gewesen.

Trotz solcher Zwangsentdeutschung sandte Peter 1710 schon wieder Forscher nach Kamtschatka, um die von dem Deutschen Leibniz aufgeworfene Frage zu entscheiden: „Ist Asien mit Amerika verbunden?", gründete 1720 eine Kartenzeichnungsschule, berief in seine neue Akademie die Deutschen Wolff und Herrmann und legte den Grund zu den Fernostvorstößen der Kaiserin Anna, die 1730 den ersten Verfassungsversuch des russischen Adels vereitelte und sich ein Jahrzehnt lang mit Deutschen unter Führung Birons von Kurland umgab. („Bironowschtschina", nach der Analogie der Tatarenherrschaft „Tatarschtschina" gebildet.) Auch hier schlug das zu weit ausgreifende Pendel zurück; aber nicht, ohne einen starken Auftrieb an Bildung und geographischer wie kulturpolitischer Unternehmungslust zurückzulassen, wie selbst Rambaud zugibt.

Aber wie Peters des Großen „Junge Adler", so zerfleischten sich Anna Iwanownas und ihrer Nachfolgerin hochbegabte deutsche Berater untereinander. Eine Möglichkeit zur Zusammenarbeit, die den Deutschen und Russen von Rhein und Maas bis zu Donau und Amur zum Segen gereichen konnte, endete mit Entfremdung, wie stets seither, in kürzeren und kürzeren Perioden. Ein tiefer innerer, in der Verschiedenheit der Volksseelen begründeter Gegensatz verhinderte immer wieder eine Zusammenarbeit im großen Stil, deren kurze Zeiten großer Erfolge ihre kulturpolitische Möglichkeit beweisen, ohne den Spaltpilz, der sie jeweils zerstörte, auf einige Dauer überwinden zu können.

Digitized by Google

13. WENDE

Die kultur- und wehrpolitische Bedeutung der Entscheidung von 1895—1905 und die Stellungswechsel Deutschlands zu ihr

Die volle kultur- und wehrpolitische Bedeutung des Jahrzehnts um die Jahrhundertschwelle zwischen dem 19. und 20. Jahrhundert ist – trotz der unverkennbaren Kulturunrast dieser Zeit – in Europa, namentlich in Mitteleuropa, nicht erkannt worden.

Nicht nur verkannten Europas Zentralmächte dauernd die Notwendigkeit chinesischer oder japanischer, russischer oder angelsächsischer Optionen, die unvermeidlich waren, wenn nicht eine Lauerstellung mit größter Zurückhaltung bezogen, statt ein Kurs mit Volldampf voraus – noch dazu im Zickzack – eingeschlagen werden wollte. Auch Europas Randmächte, der ozeanisch wie der kontinental Kolonien besitzende Teil der Kolonialmächte alten Stils, täuschten sich vollkommen darüber, daß ihre scheinbar beherrschende Stellung im Indischen und Pazifischen Ozean niemals kulturpolitisch ratifiziert worden war, daß sie nur macht- und wirtschaftspolitisch, dank der Gewalt, mit der sie erworben war, anerkannt wurde. Wenn die Gewalt nicht mehr ausreichte, war es mit der Macht vorbei.

Die Zerrung zwischen einem vorwärtsstürmenden nordwestdeutschen Volksteil und einem „temporisierenden", vielfältig auch durch seine kirchliche Zugehörigkeit gehemmten südostdeutschen Volksteil Gesamtdeutschlands (die sich ja auch in der merkwürdigen, von dem Engländer Mackinder, nicht dem Deutschen Partsch, zuerst klarer gestalteten Verschwommenheit des Mitteleuropabegriffs zeigte), hatte ein Widerspiel in den Zerrungen, denen die deutsche Macht- und Kulturpolitik, am wenigsten noch die Wirtschaftspolitik von Hause aus unterlag. Es gab ausgesprochen prochinesische Richtungen. Ihre Vorkämpfer fanden sich im Einfluß des „Chinesen-Brandt" und seiner Geltung als Sachverständigem bei Kaiser und Reich, Schrifttum und Wissenschaft, dann den Missionseinflüssen zusammen (Bischof Anzer). Es gab eine projapanische, schwächere Richtung, die jener die Waage zu halten versuchte, aber selten obsiegte, obwohl ihr so wuchtige Persönlichkeiten wie Tirpitz, der Geograph v. Richthofen und der allerdings in seiner Heimat nicht durchgedrungene Leibarzt des japanischen Kaiserhofes E. v. Baelz angehörten.

Es gab endlich in beiden Kreisen Enttäuschte; Persönlichkeiten, die durch unliebsame Erfahrungen in den einen oder anderen Reihen, oft durch verweigerte Orden, Verstimmungen persönlichster Art („Ressenti-

Digitized by Google

ments") zu lebenslänglichen Abneigungen gebracht wurden, auch dadurch, daß man ihnen (wie es von Japan aus mit dem berühmten Geologen Naumann, dem Präger der „fossa magna" und so mancher anderer Grundlagen der Reichsaufnahme geschah) ihre Arbeit zu entfremden versuchte.

In der Kenntnis vieler solcher Beweggründe wurzelt die Mahnung, in der Behandlung von Ausländern im Umgang mit dem eigenen Staat größte Vorsicht walten zu lassen. Ein Fehlgriff kann dazu beitragen, dauernde Gegner zu schaffen und zu bewirken, daß Weltmächte im entscheidenden Augenblick nicht den Anschluß aneinander finden.

Diesen Zerrungen entsprach eine andere in Mitteleuropa, die vielleicht auf einen letzten Gegensatz in mehr ozeanischer, meerbestimmter und mehr kontinentaler, festländischer Seelenhaltung zurückzuführen ist. Allgemein war die norddeutsche Wasserkante, deren Hinterlandtiefe und Einzugsgebiet zu wenig Bedeutung beigemessen wurde, so sehr die Marinewerbung für sie wirkte, überseeisch eingestellt, trotz jahrhundertelanger Kenntnis Englands auch wohl probritisch gestimmt, ebenso wie – aus anderen Gründen – die ungarische Hälfte der Habsburger Monarchie, der „Staat der gentry", während sonst Südostdeutschland, auch Österreich, kontinental dachte. Probritisch dachte alles, was der bürgerlichen Linken und dem Nationalliberalismus nahestand, der frohlockend auch die japanische Seyukai als gesinnungsverwandt reklamierte; vielfach Industrie und Großhandel, wobei einzelne Banken, wie die Deutsche unter Siemens, auszugleichen suchten. Prorussisch war vielfach der Großgrundbesitz aus Verwandtschaften innerhalb des Ostseeraumes und eine weitverbreitete Richtung im Landheer gesonnen, für die etwa der Freund Dragomirows, v. Tettau, kennzeichnend war, auch die unverkennbare Sympathie mit russischen Festlandübergriffen ostwärts in der Alten Welt.

Alle diese Einflüsse machten sich in dem unklaren Kraftlinienspiel der deutschen überseeischen wie transkontinentalen Kulturpolitik geltend, ohne daß jemals eine dauernd die Oberhand gewonnen oder auch den Mut zum Drängen auf Entscheidungen besessen hätte. Ausnahmen machten Freilanzen wie Eckardstein mit seiner ausgesprochen anglophilen Richtung; Peters mit seiner von vornherein klaren Feindstellung zu der von ihm vielleicht am besten durchschauten, weil im Grunde kongenialen Britenpolitik.

Von Japan aus wurden die japanfreundlichen Strömungen in Mitteleuropa zu wenig erkannt und unterstützt, so sehr Einzelne sich für die Annäherung einsetzten. Im Bereich der sinkenden chinesischen Tatsingdynastie wußten sich wohl einige Satrapen, wie Li-Hung-Tschang, hervorragende deutsche Dienste, wie etwa die Hannekens, zu sichern und ver-

Digitized by Google

standen es vortrefflich, wie Tseng und Li, die öffentliche Meinung Mitteleuropas zu gängeln; aber eine folgerichtige Linienführung war unter dem schauspielerhaften Regime und der staatsverderbenden Kraft der alten Kaiserin Tsuhsi nicht durchzuführen.

Die kulturpolitischen Reibungen der Heimat und der Mangel fester und sicherer Linienführung setzten sich bis ins Innere der betreffenden Vertretungen und in die Haltung der deutschen Kolonien in den betreffenden Ländern, ja deren Stammtische fort. Waren die Vertretungen in Indien anglophiler als die meisten Briten selbst und verständnislos für rechtzeitige Fühlung mit den tragenden Kräften der volkspolitischen Zukunft Indiens, so rächte sich in China die Dreiteilung der Gewalten zwischen der Gesandtschaft in Peking, dem Generalkonsulat in Schanghai und der Marine in Tsingtau, die nicht selten feindliche Lager darstellten und einander mit Hilfe fremder Einflüsse im fröhlichen büromäßigen Federkrieg Niederlagen beibrachten. In Japan blieb der deutsche Gesandte Graf Arco (1904) friedensgläubig inmitten eines schon von Mobilmachung summenden Landes und berichtete demgemäß aus Tokio, während sein Militärattaché Etzel, der die Verhältnisse erkannte wie sie wirklich waren, mit seinen vorzüglichen Berichten ungehört blieb.

Es ging ihm damit freilich nicht schlechter als seinem russischen Schicksalsgefährten, General Samoilow, der seine langjährige Kenntnis von der gefährlichen Schlagkraft Japans in Berichten, die man wegen ihrer Schwertönigkeit in Petersburg nicht gerne las, nach Hause meldete, und zum Dank dafür einen eleganten Gehilfen nach Tokio gesetzt bekam, der über die unvollkommenen Parademärsche der Japaner alles von den Hofklüngeln Gewünschte nach Petersburg vernehmen ließ. Aber auch innerhalb Japans standen ringende politische Anschauungen über das Zusammenspiel mit europäischen Mächten widereinander. Wir wissen heute aus den Erinnerungen Hayashis, durch welche wenig schönen Mittel Fürst Ito, der zusammen mit Graf Goto die Linie der deutsch-russischen Verständigung suchte, auf seiner Europareise zu den Zentralmächten matt gesetzt wurde (Codewechsel!), welchen Schwankungen mit Druck und Gegendruck der an sich deutschfreundliche Fürst Katsura zwischen Ito und Yamagata ausgesetzt wurde, welches verschleierte Doppelspiel Fürst Yamagata selbst, der andere große „Genro", getrieben hat. Er war eine der am meisten verhaltenen, am schwersten zu durchschauenden Persönlichkeiten ihrer Zeit; man sagte von ihm: er habe nie Steine in fremde Glashäuser geworfen, außer, wenn er sicher war, sie damit ganz zu zerschmettern.

Bis zum Erkennen der deutschen Beteiligung an dem Einspruch von Shimonoseki gegen die japanischen Friedensbedingungen gegenüber dem

Digitized by Google

besiegten Nordchina hatte man in Japan geglaubt, der Nichtbeteiligung Deutschlands wie Englands an einem Einspruch der Fremdmächte sicher zu sein. Man hatte auch Versicherungen in dieser Richtung erhalten, deren Bruch eine der deutschfreundlichsten Persönlichkeiten Japans, Graf Aoki, seine politische Laufbahn kostete, und Entschlüsse gefaßt, es daraufhin gegen Rußland und Frankreich allein zu wagen, nötigenfalls die hinterindischen Reisländer wegzunehmen. Erst der Hinzutritt Deutschlands mit seinem damaligen starken Ostasiengeschwader vereitelte diese Absichten. Um so empfindlicher war die Enttäuschung.

Sie wurde noch erschwert durch Fehler und Ungeschick in der persönlichen Ausführung des Eingriffes von Shimonoseki, wobei der deutsche Vertreter, statt nur eine Hilfstellung als Dritter zu geben, das Odium des Eingriffs ganz auf sein persönliches Konto nahm. Dieser war ohnehin schon durch betrübliche Verständnislosigkeit für die Sitten des Landes belastet, unter anderem eine Vorliebe für das persönliche Fahren im Kutschierwagen durch die engen und überfüllten Straßen des damaligen Tokio mit der peinlichen Begleitmusik des Knallens mit der Peitsche um die Ohren eines stolzen und empfindlichen Volkes. Seiner Psychologie hatte unter den vielen Diplomaten vor der Jahrhundertwende nur ein einziger, v. Holleben, mit Glück Rechnung getragen; der Erfolg wirkte unter meinen Augen noch bei einem letzten Japanbesuch des alten Herrn 1909 nach, dadurch, daß sonst verschlossene Türen sich von selbst vor ihm auftaten.

Dabei hatte seit der berühmten Denkschrift Franz v. Siebolds über die richtig gesehene große Veränderung, die sich seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in Japan vollziehe, eine ununterbrochene Reihe bester kulturpolitischer Nachrichten zur Verfügung gestanden: Ärzte, Forstleute, Verwaltungsmänner hatten unausgesetzt gut berichtet, waren aber selten an amtlicher Stelle angehört worden. Die ersten Tagebuchblätter des jungen Richthofen sind heute noch genußreich zu lesen, voll von richtigen Vorhersagen über die Entwicklung von Hafen, Verkehrsknoten, Menschen. Aber welcher Diplomat mit Selbstachtung fragte schon einen Geologen! Das war etwas besser für China, wo sich namentlich außer Richthofen Wegener durchsetzen konnte. Für Japan blieb es bei der Unmöglichkeit, die Farbenabneigung an der höchsten Stelle und den Einfluß des einseitig für China eintretenden v. Brandt rechtzeitig zu überwinden.

In der Krise von 1900 und 1901, den sogenannten Chinawirren, sehen wir heute den Tiefstand der Selbstbestimmungsbewegung Südostasiens, in dem machtpolitische Zurückhaltung, wie sie die USA. übten, unberechenbare kulturpolitische und wirtschaftliche Vorteile begründen konnte. Sie wurden nur sehr langsam durch das Nichtstehen der USA.

Digitized by Google

zu ihren großen Verheißungen hinfällig. Damals gab der unglückliche Fehlgriff nach der Weltmarschallwürde Graf Waldersees mit seinen Begleitgeräuschen den USA. die Möglichkeit, das Odium des Aufbrechens von China fast allein auf Deutschland zu wälzen, während Frankreich, England und Rußland überall zugriffen, um sich wirtschaftliche und Machtvorteile zu sichern, die USA. den kulturpolitischen Einfluß einheimsten.

Die angelsächsische politische Sitte des Nebeneinander politischer Bewegungen im Gegensatz zum deutschen Nacheinander (Hildebrand), die es gestattet, die verschiedensten Eisen bald nahe, bald weiter ab vom Feuer bereitzuhalten oder darin zu lassen, gab beiden angelsächsischen Mächten die Möglichkeit des Zusammenspiels mit dem Auslandchinesentum, das die wichtigste Rolle bei der Vorbereitung der Revolution übernahm, und dennoch formal die bestehende Regierung nicht zu verletzen. Typisch dafür ist die Verhaftung Sun-Yat-Sens in der chinesischen Gesandtschaft in London und die Art seiner Befreiung, die man sich in dieser Form beim amtlichen Vorkriegsdeutschland schwer vorstellen kann. Seinem Durchschnittsvertreter war es eine Unmöglichkeit, die Verbindung mit Männern, wie Sun-Yat-Sen, wie Gandhi, wie Jawaharlal Nehru aufzunehmen, schon weil die Unbefangenheit der freien Bewegung auf kulturpolitischem Boden fehlte. Schon eine Verbindung, wie sie zwischen Lady Macdonald und dem um britische Kulturpolitik in Japan so hochverdienten Schotten Brinkley und seiner japanischen Frau bestand, war für die deutsche Kulturpolitik erst nach dem Kriege denkbar.

Selbst wirtschaftspolitische Leistungen, wie sie neben technischem Hochstand nur bei einer hohen ozeanographischen Kultur möglich waren, wie die Kohleversorgung der russischen Ostseeflotte durch die Hapag, gereichten uns im Gegensatz zur französischen und britischen Zurückhaltung zum Schaden.

Denn sie konnte natürlich insofern als eine japanfeindliche Haltung dargestellt werden, als es mehr als wahrscheinlich war, daß ohne diese überragende deutsche Leistung die baltische Flotte überhaupt nicht an Ort und Stelle ihrer Vernichtung gelangt wäre: eine unfreundliche Auffassung, die noch durch viele öffentliche Äußerungen und Schritte belegt werden könnte, ohne daß diese Schritte im geringsten das russische Mißtrauen zerstreuten, das am besten Kuropatkin bezeugt, und das vielleicht dem Bewußtsein der eigenen Hinterhältigkeit entsprang.

Im Gegensatz dazu bediente sich das britische Einschwenken in die projapanische Linie, die – sobald man die Bündnisreife des östlichen Inselreiches erkannt hatte – dem westlichen Inselreich durch das britisch-japanische Bündnis von 1902—1922 so viele Vorteile gebracht hatte, sehr gewandt der vorgeblich feindseligen Haltung Deutschlands gegen Japan

Digitized by Google

als Kulisse. Es ist der große Fehler der deutschen Kulturpolitik gewesen, daß sie weder der britischen noch der russischen Anschwärzung auch nur zeitgemäße Abwehr entgegenstellte, obwohl die menschlichen Beziehungen dafür vorhanden gewesen wären.

Vielleicht die dunkelste Stelle an dem ersten Bündnistext ist die sogenannte Indien-Verteidigungs-Klausel, die immerhin beweist, mit welcher relativen Handlungsfreiheit England noch an die Optionsperiode zu Beginn des 20. Jahrhunderts herangegangen war, welche Möglichkeiten also auch noch für Deutschland im Sinne der Gedanken des älteren Chamberlain offengestanden hätten. Das galt freilich wohl nur bis zum Abschluß des Bündnisses, das die Voraussetzung für den Russenkrieg Japans von 1904 war, der den größten Erfolg der Selbstbestimmungsbewegung im indopazifischen Raum mit sich brachte. Er führte zugleich die Vereinigten Staaten als Schiedsrichter auf die Bühne der Alten Welt, wie Japan an die Schwelle der Weltmachtstellung, und riß für die indische Freiheitsbewegung den bis dahin noch völlig umdunkelten Sehkreis auf. Mit diesem Ausgang war das Britenreich in die Abwehr geworfen.

Wir müßten viele Seiten aus dem berühmten Kriegsbuch Jan Hamiltons: „A staff officer's scrap book" anführen, um den darin liegenden Beweis öffentlich zu liefern, daß nicht zum erstenmal an dieser wichtigen Schwelle Soldaten die besten kulturpolitischen Beobachter waren. Was bei der Kanonade von Valmy Goethe den preußischen Offizieren sagte, das sagten umgekehrt im Russisch-Japanischen Kriege Soldaten der noch ungläubigen Staatskunst und Wissenschaft: daß eine neue Periode der Weltgeschichte angebrochen sei, und daß, wer sie erlebte, sagen konnte, er sei dabei gewesen. Aufsätze, wie Professor Ernst Boerschmanns großartige Würdigung der Chinaarbeit von Richthofen und Wegener mit ihrer frühen Prägung der „Gedanken des Einheitlichen und zugleich Dynamischen für China" (DAZ. vom 22. 11. 36) hätte die Wissenschaft der Staatskunst in Mitteleuropa schon an der Wende von 1900 liefern müssen und liefern können, wenn die Wissenschaft, besonders die Erdkunde, ihrer vorbeugenden und warnenden Wächterpflicht vor den Soldaten, nicht nach ihnen, gerecht werden wollte.

So wie sich der kulturpolitische Vorgang in Wirklichkeit mit seiner ganzen hilflosen Gefolgschaft der angeblich Wissenden hinter der Empirie abspielte, kann er uns kulturpolitisch nur zur Warnung dienen. Wer auch nur einigermaßen vorgewarnt war, hatte einen ungeheuren Vorsprung vor den Ungewarnten, der sich zuletzt in Erhöhung und Raumgewinn der Reiche der einen, in Sturz und Raumverlust der Reiche der anderen auswirkte. Die stützenden Hebelenden dafür sind zuerst in Ostasien, am Pazifikrande eingesetzt worden. Von dort aus ist Mitteleuropa aus den An-

Digitized by Google

geln gehoben worden; und möglicherweise trägt die große Gleichgewichtsstörung dort dazu bei, diese Angeln wieder einzuhängen – soweit die Mitteleuropäer dafür Verstand genug haben. Der Anfang ist 1938/39 gemacht worden, – leider ohne zu halten, was er versprach.

Sein schönstes kulturpolitisches Fangwort von des weißen Mannes Bürde („the white man's burden") war dem Briten für den indopazifischen Raum entwunden; und wenn es selbst durch das abgrundunehrliche Rattenfängerlied von der Selbstbestimmung der kleinen Völker zwischen 1914 und 1919 die Selbstbestimmung der großen Völker, der Chinesen, Inder und Deutschen, wie des Nahen Ostens wachrief, so sind es nur die Früchte seiner eigenen kulturpolitischen Taten, die ihm reiften. Immerhin manövrierte das Britenreich nun (nach dem Verschwinden der Donaumonarchie in die erste Reihe der Vielvölker-Reiche gerückt) mit seinem immer noch an Raum und Menschenzahl reichsten Staatsgebiet der Erde auch weiterhin mit bemerkenswerter kulturpolitischer Geschicklichkeit. Sie offenbarte sich in der Kunst des Lavierens zwischen China und Japan; im Aufgeben der unhaltbar gewordenen Stellung von Hankau (einer indirekten Folge des Herausdrängens der Deutschen aus China und der Vertreibung von Deutschen und Russen aus ihrer internationalen Stellung in China); in der gewandten Art, wie beständig mit dem mittelbaren Druck der Vereinigten Staaten gearbeitet wurde – auch wenn diese durchaus nicht willens waren, ihn wirklich auszuüben und jeweils vor den Folgen ihrer eigenen Schlagworte zurückzuckten, wie unter Hay und Lansing.

Aber schließlich war das Ergebnis eben doch, daß der japanische Kaiser 1936 in Osaka eine Parade über mehr als eine Million Tonnen an schwimmendem Flottenmaterial halten konnte, wobei noch lange nicht alles versammelt war, zu einer Zeit, wo der Washingtonvertrag von 1922 gerade noch in Geltung war und nur 315000 an schlachtbrauchbaren Flottentonnenzahl gestattet hätte. Darin lag ein kultur- und wehrpolitisches Übertrumpfen der ozeanischen Mächte durch gelehrige Schüler, wie sie selbst es für das japanische Landheer, das jetzt so unbequem in China steht, zwischen 1900 und 1904 vorbereitet hatten, wenn auch in der Hoffnung, Japan, wie man auch 1919 für Deutschland glaubte, auf absehbare Zeit in Schuldknechtschaft zu halten. Kapitalistisches Denken hatte die kulturpolitische Fernschau überschattet – am wenigsten noch bei echten Soldaten- und Kriegertypen wie etwa Jan Hamilton, dem weitsichtigsten Zuschauer des Krieges von 1904/05.

Digitized by Google

14. STROMKULTUR

Kulturgeographie und Wehrgeopolitik der indopazifischen Ströme und der daran liegenden Kernzellen der Kulturverbreitung. Deutscher Anteil dabei

Bewässerungpflege, Küsten- und Uferschutz, Stromverbauung, Tränkezutritt, gepflegte Wasserwirtschaft – je mehr durch regelmäßigen Klimagang und Gleichmaß der Niederschläge zeitlich geordnet, desto besser – gehören zu den ältesten kulturpolitischen Erziehern der Menschheit, um ihr Stammes- und Volksgemeinschaft, Gemeinhaftung in der Kulturarbeit zum Bewußtsein zu bringen und damit auch Kulturverantwortung; im eigentlichen Sinne des Wortes cultura: Pflege.

Gerade die bekannte Eigenart des indopazifischen Raumes, weniger Hinterlandtiefe im Einzugsgebiet zu besitzen als das atlantische umspannt, unterstreicht dabei die Schärfe des Unterschiedes zwischen vorwiegend küstenbestimmter (litoraler) Wasserberührung und fluß- und strombestimmtem (potamischem) Zusammenleben mit Wasserläufen.

Noch schwebt der Streit über die Ursprungsgebiete der Kultur, ob wir sie mehr an Strommündungen, an der Berührung von Küsten und Flußrinnen, Salz- und Süßwasser oder in geschützten Hochländern, Beckenlandschaften, zu suchen haben. Sicher ist, daß die Kerngebiete des indopazifischen Raumes, soweit wir sie jetzt kennen, alle an Flüssen oder Strömen liegen oder in Seebecken, wie die Kernräume der Azteken- und Quichuakultur. Die mesopotamische in ihrer Wechselwirkung mit der Niltalkultur, die vorarische Induskultur, die den Fünfströmen, dem Ganges und Narbada folgende Arierkultur in Indien, die Khmererkultur, die beiden frühchinesischen Strahlungsstellen am Hwangho und Weifluß und am oberen Yangtse, die Oasenkulturen des Oxus, Jaxartes und Tarimgebiets, die arktischen Frühkulturen (wie sie Montandon untersucht), die Zentren der Mongolen an den Amurquellflüssen: sie alle sind strombestimmt in ihren zum Teil sehr früh hoch entwickelten Bewässerungs- und Berieselungskulturen und damit wesensverschieden von rein litoralen Strahlungsstellen wie Südkjuschu und die japanische Inlandsee.

Vor allem China und Indien werden wir am besten verstehen, wenn wir sie als im wesentlichen kulturgeographisch und wehrgeopolitisch strombestimmte Erdräume betrachten.

Nur ist, entsprechend den verschiedenen Grundrichtungen der chinesischen und der indischen Kultur, das Verhältnis zu ihren maßgebenden Wasserläufen in Indien mehr metaphysisch, in China mehr rationalistisch gefärbt. Mutter Ganga ist – trotz allen zerstörenden Kräften – noch heute

Digitized by Google

der heilige, entsühnende Strom für Millionen; der Hwangho aber – zusammen mit dem Weifluß Chinas ursprünglich reichsbildender Strom – der „Kummer Chinas".

Sehr früh wird in der indischen Wehrgeschichte das Penjab als das „wehrpolitische Genick" Indiens in seiner Schwellenlandschaft zwischen Indus- und Gangesgebiet erkannt. Die Erfahrung, daß ein Handlegen auf den Austritt des Hwangho aus dem Gebirge einen Griff nach den Lebensadern der alten chinesischen Reiche mit den rings um diese Stelle herumpendelnden Frühreichs-Hauptstädten bedeutet, klingt heute noch im Namen der lebenswichtigen Landschaft Schensi „westlich der Pässe", in Hope „nördlich des Flusses" und Honan „südlich des Flusses" nach.

Von den Strömen bestimmt sind die meisten Schlachtfelder, auf denen indisches oder chinesisches Schicksal ausgekämpft wurde, heute noch, angefangen mit den neun Schlachten um Indrapasthra-Delhi, mit Plassey, das – heute im Fluß versunken – Indiens Herrschaft 1756 in Britenhände legte, wie nochmals 1857 Delhi, oder den vielen Kämpfen am Hwangho, von der tibetischen Abschnürung angefangen bis zu Tsinan 1938 und von Schanghai und Nanking im Yangtsetrichter. Selbstverständlich und geläufig sind uns die Zusammenstellungen Hwei- und Hwanghokultur, Indus- und Gangeskultur.

Wie sehr jede Verkehrsentwicklung in China von seinem Verhältnis zu den großen Stromgebieten abhängt, lehrt uns sein ganzes Schrifttum von jenen ersten sagenhaften Verkehrsministern an, von denen die ersten Verkehrsaufnahmen des himmlischen Reiches stammen, bis zu Richthofen und des früheren Verkehrsministers Chu-Chua-hua: „Chinas postal and other communication services" in der „China to-day"-Folge von T'ang Leang-Li. Es ist eine geschlossene Kette, in der jeweils die Ströme jede staatliche Unordnung durch Dammbrüche und Wassersnot bestrafen.

So vertraut die chinesische Stromverbauungskultur mit ihrem wichtigsten Kraftstrom, dem Hwangho, und ihrem großartigsten Verkehrsstrom, dem Yangtse, war, ist doch Richthofen für das Abendland gewiß der erste gewesen, der im Hinterland von Hwangho und Yangtse jene Scheidung zwischen vorwiegenden Land-, Löß- und Steppenverkehrsgebieten Nordchinas weltbekannt machte, und zwischen vorbetonten Wasserverkehrsgebieten, zu denen Mittel- und Südchina heute noch zählt. Nach Richthofens Vorbild arbeiteten O. Franzius, G. Köhler und Fenzel am Hwangho, schrieb Köhler seine Hwanghobiographie, Emil Kayser sein deutsches Mosaikporträt des Hwangho in der Geopolitik (1932). Damit gaben sie doch wohl den Schlüssel zu solchen chinesischen Arbeiten wie Yi-Schen: „Der Flußbau in China" und Shao-Ting-chi:

Digitized by Google

„Key economic areas in Chinese history as revealed in public works for water-control" (London: Allen & Unwin).

Geopolitisch so stark schutzumhegte Kulturkernlandschaften wie die altjapanische um die Inlandsee, die in zweieinhalb Jahrtausenden nie von einem Feinde betreten wurde, können keine Vorstellung von der Tragik hochentwickelter Wasserbaukulturen z. B. an Hochsteppenrändern haben, die fortwährend von diesen Nomadenbrutgebieten aus überflutet werden und ihr mühevolles System der Berieselung und Wasserlaufbändigung nach jedem solchen Einbruch von neuem zu beginnen haben, mit jeder neuen Erfahrung dem eigenen Kulturwerk skeptischer gegenüberstehend.

Weder den Tayüan noch den Tatsing ist, ebensowenig wie wahrscheinlich den Japanern bei ihren vielfachen Einbrüchen in Korea und ihren neuesten in China, zum Bewußtsein gekommen, wie abweisend ihnen notwendig aus dem bloßen Verbitterungsgefühl des Bewässerungsbauern und Strompflegers heraus, der seine Lebensadern zerstört sieht, der Großteil des chinesischen Landvolks gegenüberstehen mußte. Es umschließt aber immer noch mindestens 80% der Volksmasse wie in Indien, wo das Verhältnis der Verstädterung zur überwältigenden Agrarmehrheit noch vor kurzem 11% städtischer Menschen gegen 89 landverbundener, bodenwüchsiger ausmachte. So scheint es uns mindestens im indopazifischen Gebiet im Wesen der Flußkultur zu liegen, daß sie zäh an vorwiegender Agrarstruktur festzuhalten sucht und sich für ihre Erhaltung bis zur Vernichtungsgefahr zur Wehr setzt, was wieder die mehr verstädterten Inselreiche nicht verstehen.

Dazu könnte uns die eigene mitteleuropäische Entwicklung Zweifel erwecken. Wir selbst sind als Deutsche, namentlich mit einzelnen Stämmen wie den Franken, typisches Flußvolk (Nadler), mit dem Problem der drei Flüsse: Donau, Rhein, Weichsel nach Rudolf Kjellén behaftet. Wir sind zwar zum Glück nicht auf den hohen Verstädterungsgrad Englands mit nur mehr 8% landwüchsiger, bodenverhafteter Bevölkerung herabgesunken, aber immerhin ist der Reichsdurchschnitt nur mehr 27%, in Österreich 39%, in Bayern 40%. Aber wir legen das wohl mit Recht dem gewaltsamen Zusammendrängen unseres Volkes von außen her, als Volk ohne Raum, der Verstümmelung des Volksbodens zur Last, nicht einem, dann allerdings lebensgefährlichen Trieb der Volksseele, der Landflucht. Wir finden eine Bestätigung dieser kulturpolitisch wichtigen Ansicht nicht nur in dem Drang zum Eigenheim auf eigener Scholle im enggewordenen Reich, sondern auch in der Anpassungsfähigkeit gerade vieler Deutscher an die Lebensgewohnheiten potamischer Kulturgebiete, wie des nordasiatischen, des chinesischen und indischen

Digitized by Google

Verkehrsbereichs. Dieser Leitzug schlug durch, auch wo wir ihnen Verkehrsmittel, wie Eisenbahnen und Luftlinien erschließen mußten, die Anschluß an Stromsysteme suchten, und Stadtgründungen wie Tsingtau als eine Art von kulturpolitischem Ausfuhrmusterlager vorzunehmen hatten.

Während eine solche Tätigkeit, außer in Landesaufnahme und Forstwesen, in Indien für Deutsche so gut wie unmöglich war, haben sie sich in China mit praktischen Einrichtungen, wie mit Entwürfen zur Strombändigung, dem strombestimmten Charakter des Landes vorzüglich anzupassen verstanden, noch in allerneuesten Entwicklungen wie etwa Junkers mit der „Eurasia"-Gründung oder Endrucks mit Eisenbahnvorschlägen. Daß ein Vorstoßen des Staatsbahngedankens in die ganze Tiefe des Yangtseeinzugsgebietes bis Szechuan der rettende Gedanke des chinesischen Landverkehrswesens werden konnte, ist von Deutschland aus früh begriffen und der Ansatz zu einem deutschen Bahnbau dort versucht worden. Vielleicht war es der Schlüssel zu den heutigen wehrpolitischen Schwierigkeiten Chinas, daß an dem Provinzialegoismus von Szechuan der Staatsbahngedanke scheiterte.

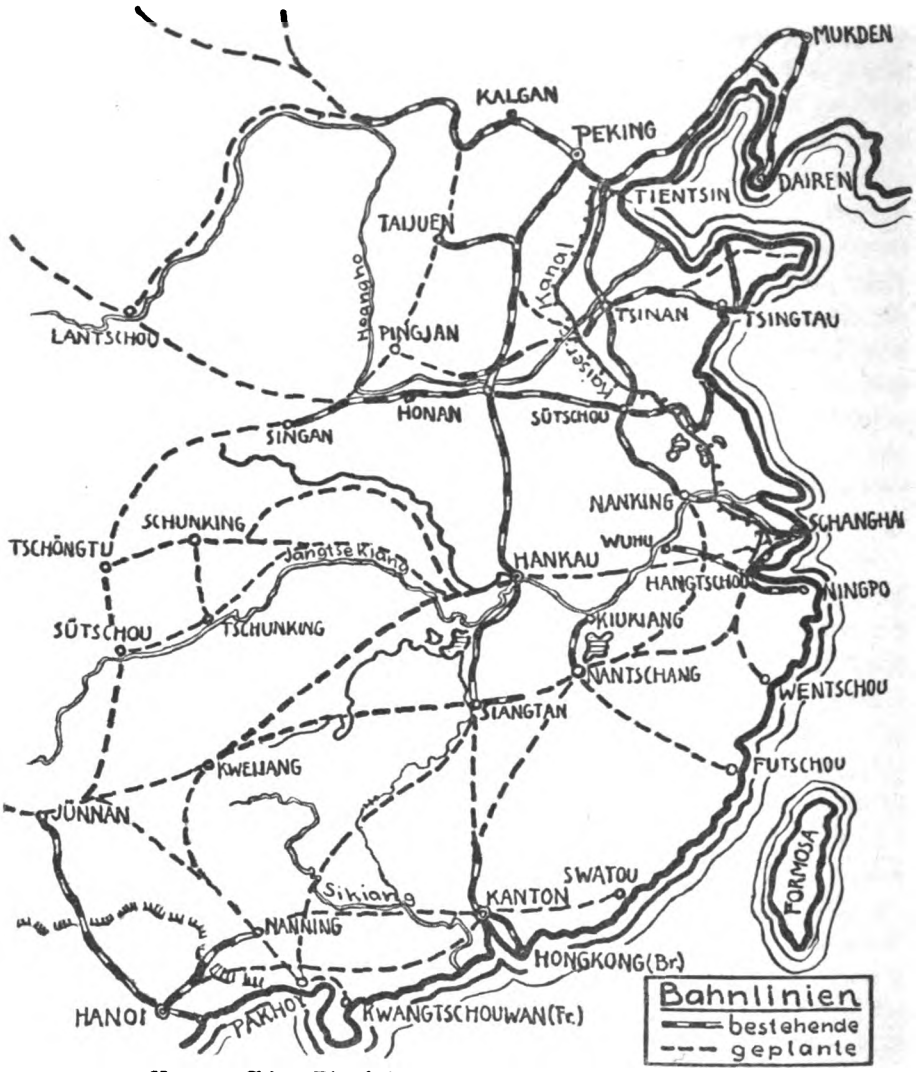
Entsprechend dem verkehrspolitischen Grundgedanken des Kaiserkanals (seit 609 v. Chr., den die Chinesen Yün-ho, Transportfluß, nennen – mit seiner künstlichen flußartigen Verbindung der Reisüberschußlandschaften an der Yangtsemündung über den Hwangho weg bis Peking, der Nahtstelle zwischen Hochsteppenrand und Lößebene) – ist dann die eisenbahnpolitische Lösung durch Querverbindung von Peking über Hankau nach Kanton und von Tientsin über Tsinan nach Pukau-Nanking und Schanghai, dann Hangtschau, mit leiterartigen Querverbindungen gesucht und gefunden worden, wenn auch viel zu dünnmaschig. Ergänzung konnte ein mit großer Tatkraft angegangenes Kraftstraßenverkehrsnetz und vor allem ein planmäßig aufgebauter Luftverkehr bringen, in dessen hastigem Ausbau vielleicht die rettende Verkehrstat lag.

Ein großer Fortschritt wäre auf diesem Wege der transasiatische Flugverkehr über Afghanistan, die Pamire und Chinesisch-Turkestan gewesen, der von deutscher Seite aus über Kokand bereits angebahnt war. Rechtzeitig ins Leben gerufen, konnte er China den Besitz seines „Wilden Westens" erhalten, der augenblicklich machtmäßig zwischen Sowjeteinfluß und Dunganenwillkür hin- und hertaumelt, wie es die deutschen Flieger (Vasel, später Gablenz) und Filchners Expedition erfahren haben.

An chinesischen Eisenbahnbauten hat sich der jetzige Generaldirektor der Deutschen Reichsbahn, Dorpmüller, die Sporen verdient. Mit Recht machte Professor Richard Stumpf darauf aufmerksam, daß die jäh wechselnden Schwellhöhen der chinesischen Ströme ganz besondere Forderungen an die Brücken, z. B. Hebbarkeit, stellen. Selbst im Flachland,

Digitized by Google

nach der ersten Stauseenreihe erreichte der Yangtse im Hochwasser 19,5 m Schwellhöhenunterschied, in den Durchbruchsklammen bis zu 85 m. Aber jenseits dieser Klammregion liegt noch ein weites schiffbares



Karte 7. Chinas Eisenbahnnetz in Wunsch und Wirklichkeit.

Netz, das im ganzen für den Yangtse 17600 km Wasserstraßen in einem Einzugsgebiet von rund 2 Millionen Quadratkilometer und 225 Millionen Menschen erschließt, auf dem sich 91 Millionen Tonnen mit 210000 einheimischen Flußfahrzeugen tummeln. Das ist wohl die intensivste flußlebige Kultur am Indopazifik.

Digitized by Google

Gegen die Stromkulturleistung des Yangtse fallen der nordchinesische Hwangho mit rund 1,5 Millionen Quadratkilometern Einzugsgebiet und 115 Millionen Einwohnern und der südchinesische Sikiang mit rund 1 Million Quadratkilometern Einzugsgebiet und nur 70 Millionen Bewohnern weit zurück; das Gebiet des Hwangho wegen Auswirtschaftung des Bodens, vor allem radikaler Entwaldung, das des Sikiang, weil es aus rassenpolitischen Gründen die mögliche Entwicklung noch nicht erreicht hat, trotz der Hochblüte von Kanton.

Wunsch und Wirklichkeit spannten sich weit von den rund 9000 Bahnkilometern, die China beim Anbruch der Revolution 1912 besaß, zu dem 120000-km-Bauprogramm der von Sun-Yat-Sen vorgesehenen Netze, von dem immerhin die Nordsüd-Rückgratlinie Peking—Kaifeng—Hankau—Kanton, die Hwangho-Stichbahnen nach Suiyüan und Sianfu, die Küstenbahn von Tientsin bis Ningpo nebst wichtigen Teilstrecken der südlichen Yangtse-Begleitlinie laufen.

Aber jede Eisenbahnkarte verrät, wie sehr das Vertrauen auf die altbewährte Binnenschiffahrt die Bahnbauunternehmungslust im Süden hemmte, wie stark also in diesem Fall das Bremsen durch die potamische Kulturhöhenstufe war.

Die kulturpolitische Ortswahl von Port Arthur - Ryojun und von Tsingtau, beide in ihrer Entwicklungsfähigkeit als Wehrstützpunkte und Kulturpforten bewährt, hängt an den Deutschen Hanneken und Richthofen-Tirpitz, wie es Josef März in einer eigenen Studie nachgewiesen hat.

Ähnliche technische Leistungen im Indus- und Gangeslande verbot den Nichtbriten die Ausschließlichkeit britischer Ausbeutung. Wohl aber ist Max Müllers Verdienst um das Vertrautwerden Europas mit indischem Geistesleben untrennbar mit der Erkenntnis der Indus- und Gangeskulturen und ihrer Weiterwirkung auf die Weltkultur verknüpft. Von dort ausgehend hat deutsche Forschung an der Verbindung zwischen der präarischen Kultur des Indus- und Gangestals mit der Mesopotamiens (Ur), dann Irans mit seiner Arierdurchdringung lebhaften Anteil genommen, wie wir ja auch Irans arische Landschaften in der „Zeitschrift für Geopolitik" kartographisch hervorhoben.

Den einmal ins Industal eingedrungenen Ariern und ihren weiteren Vorstößen aus Aryavarta folgten unausgesetzt weitere Macht- und Kulturwellen aus der großen transasiatischen Wanderstraße und öffneten am Ende einerseits die gräko-buddhistische Kultur- und Wehrverbindung, an deren Nachweis neben Aurel Stein auch Grünwedel und Le Coq so starken Anteil haben. Nomadenkrieger und Berieselungskulturen stellten eine Verbindung der strombestimmten Bevölkerungsballungen und Hochkulturländer her, wenn sie auch leicht unterbrechbar war. Aber

Digitized by Google

immer wieder suchte, wenn auch auf verkehrsdünnen Saumpfaden, das chinesische potamische Kulturgebiet das indische, weniger das indische das chinesische zum Kulturaustausch auf, namentlich der östlichen Weltreligion des Buddhismus dienend.

Viel breiter ergoß sich von Westen der Islam mit seinen Rassenträgern durch die einmal aufgebrochenen Pforten und stellte in Indien ein fast geschlossenes Islamgebiet her, das sich breit auf Punjab, Nordwest-Grenzprovinz, Kaschmir, Sind und Beluchistan stützt, das als „Pakistan" von hindufeindlichen Stimmführern zusammengefaßt wird. In weitester Ausdehnung würde die Pakistanbewegung das ganze Indusgebiet umfassen und sich vom Gangesgebiet an der Schwelle von Delhi abheben. Sie wird deshalb von der überwiegenden Mehrheit der Inder und der Kongreßpartei als Anfang einer Zerreißung Indiens abgelehnt, die seine Flußsysteme auseinanderlegen und damit die Einheitshoffnung lähmen würde.

Gegenüber solchen Auseinandersetzungen kann das Auslanddeutschtum sich nur mit großer Vorsicht indirekt einschalten, wie es früher Alexander von Humboldt, die Brüder Schlagintweit, der Geologe von Krafft, bei steigender Kenntnis der Fragen auch die deutschen Himalaja-Bergfahrer mit größter kulturpolitischer Vorsicht getan haben. Auch auf diesem wenig bekannten und doch höchst fesselnden Gebiet gilt als erste warnende Weisheit: „Nicht schaden!" Erst nach gründlicher Erkenntnis wird man vorsichtig urteilen, vorsichtiger noch handeln und über Verbindungsmöglichkeiten Gedankenaustausch mit wirklichen Kulturträgern pflegen.

15. MEER-FESTLAND-WIDERSTREIT

Vermittelndes und Gegensätzliches im ozeanisch-kontinentalen Abringen der Menschheit: die Deutschen und die Kulturgeographie der jenseitigen Küstenlandschaften

Der strombestimmte Mensch ist, wie strombestimmte Völker und Rassen, (auch solche, wie wir, mit unserm Dreiflüsseproblem zwischen Rhein, Donau und Weichsel, von der Maas bis an die Memel), ein Zerrungsgegenstand zwischen dem Festland – dem Fels, wo der Strom beginnt – und dem Meer, wohin ihn zuletzt der Strom hinauswirbelt. Unendlich viel einfacher ist die Lage solcher kulturpolitischer Einheiten, die nur von einer grenzschaffenden Kraft abhängig sind: dem Silbergürtel des Meeres oder von Waldgebieten, wie Beckenstaaten vom Typ Böhmens oder Ferghanas.

Digitized by Google

Das letzte Ziel kulturpolitischer Untersuchungen von Übergangserscheinungen ist also in unserm, im nahöstlichen, im indischen und chinesischen Fall ein Klarwerden über die maßgebenden Stellungen und Erfolgsaussichten im Kampfe zwischen Meer und Steppe, den beiden großräumigsten Erziehern der Menschheit von der Erde und ihren bodenwüchsigen Kräften her.

Die nächste Frage geht dann selbsttätig bei uns Deutschen dahin: Wo liegt bei unserer Mehrheit das größere Verständnis: für das Meer und den Schritt aufs Meer hinaus, endlich hinüber zur Gegenküste – oder für Kontinentalpolitik? Nach Ansicht vieler Briten, z. B. Mackinders, leben wir Mitteleuropäer in einem Zerrungsraum, zusammen mit dem Nahen Osten, dem Mittleren Osten und dem chinesischen Festlandanteil der Alten Welt im Fernen Osten bei verwandten Raumschicksalen zwischen dem Zentralreich der Steppen (das er „Pivot of history", das Achsenlager, den Drehpunkt der Geschichte nennt) und zwischen den ozeanischen Randlandschaften, namentlich den Inselreichen, die sich hüten müßten, von dieser Zentralmacht ganz aufs Meer hinausgeworfen zu werden.

Von diesem Gesichtspunkt gehen uns freilich zunächst die atlantischen Küstenlandschaften, vor allem Nord- und Ostseeraum, an; aber wir werden auch die indopazifischen Küstenlandschaften daraufhin ansehen, wie weit sie unserem politischen Schicksal verbunden sind, namentlich soweit sich Deutsche kulturpolitisch an ihnen betätigt haben. Das ist, wie wir bereits aus Andeutungen wissen, in viel höherem Grade der Fall gewesen, als im allgemeinen im Binnenland bekannt ist.

Die Leser haben schon die weltumspannende Tätigkeit der Hamburger Seewarte, des Berliner Instituts für Meereskunde rühmen hören; sie wissen, daß Schott in seiner „Geographie des Pazifischen und Indischen Ozeans" noch einmal das ganze bisherige Schrifttum und den gewaltigen Kartenstoff monumental zusammengefaßt hat, und daß von Berlin aus vom Institut für Meereskunde her klug das kulturpolitisch Notwendige an Auswertung geschieht, nachdem wir schon vorher die wunderschönen Wandkarten des Indischen und des Pazifischen Ozeans von Groll hatten.

An exakter Einzelleistung war vor wenigen Jahren das Werk von Mecking über die japanischen Häfen, von Hanns Julius Schepers über die japanische Meerernährung hinzugekommen. Aus Vorkriegsleistungen in der Inselwelt ragen die Südsee-Arbeiten, die mexikanischen und mittelamerikanischen des Altmeisters Sapper hervor, der die lebendigste Verbindung von praktischer Wirtschaft und Erdkunde vorstellt, dem das in Äonen sich abspielende Leben der Feuerberge so ver-

Digitized by Google

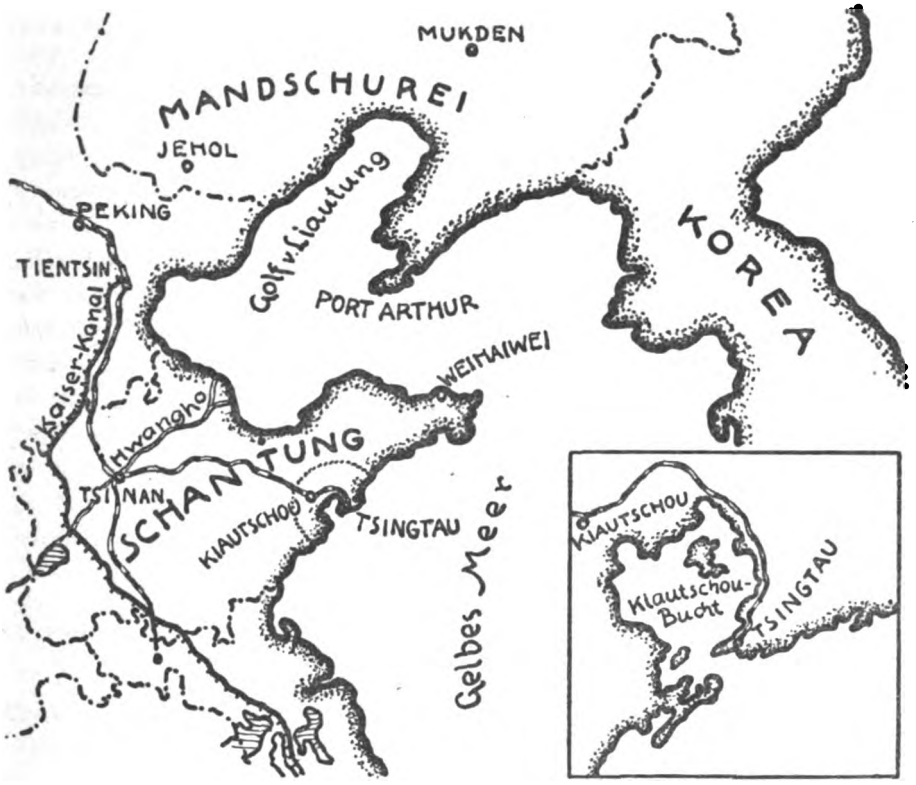
traut ist, wie die mit Tag und Stunde jäh herauf und herunter schnellenden Kaffeepreise eines Gutes des Weltmarkts, das dem Kenner genau dieselben Wertunterschiede aufweist wie Edelweine und andere Genußmittel.

An solchen Persönlichkeiten trat die erzieherische Leistung unseres Südseereiches ganz besonders anschaulich hervor; aber sie erfaßte alle, die mit ihm in Berührung kamen. Dieses am meisten ozeanische Reich der Erde zwang alles, was mit ihm zu tun hatte, dazu, großräumig, über weite Seestrecken hinweg zu denken, wenn es auch nur einen Brief zur rechten Zeit erhalten oder abfertigen wollte, geschweige denn, wo es mit Macht, Wirtschaft oder Kultur in Herrenstellungen zu schalten hatte. Aber es war – und das blieb die schwache Stelle – eine kleine Zahl, nie mehr als zweitausend deutsche Menschen, wo heute zwischen 40000 und 60000 Japaner den 50000 Chamoros und andern zugesellt sind. Darin lag und liegt der wunde Punkt unserer Südseestellung; ihr Vorzug war hingegen, daß sie eindeutig ozeanisch war. Für die Rechtsfrage der Zukunft hat Deutschland zäh die kulturpolitische Tatsache festzuhalten, daß diese Einwanderung und Auswertung zwar in dem winzigen Landanteil nördlich des Äquators im japanischen Mandat mit großem Erfolg stattgefunden hat, daß aber die den britischen Dominien Australien und Neuseeland anvertrauten Teile südlich des Äquators viel schlechter verwaltet werden als je von Deutschen. Das geschieht aus einem Grunde, den beide Mandatare nicht ändern können, aus Mangel an siedlungswilligen Menschen und pflegenden Händen, die ja schon für das eigene Land und seine Kultivierung nirgends ausreichen. Das wird als weltkundig angenommen, wie der Rechtswahrer sagt „unterstellt"; sollte es jemand bezweifeln, könnte man ihm das Zeugnis des australischen Ministers Hughes und des weiland neuseeländischen Gouverneurs, Lord Bledisloe, nennen.

Eine kulturpolitische Zwitterrolle aber spielte die Schantungstellung. Sie ist zwar als Flottenstation erworben worden und war der Marine unterstellt, die gerade kulturpolitisch dort Vorzügliches geleistet hat und damals von einem unternehmenden, alle Wissenschaften in ihren Dienst zwingenden Geist durchweht war, die mit ihrer Bodenpolitik, ihrem Hafenbau, ihren Wasserkraft- und Seebadanlagen, ihrer Aufforstung weithin Muster gab. Aber das änderte nichts daran, daß die Küste von Schantung sonst eher verkehrsfeindlich war, was ja auch das Opfer des „Iltis" bewies; und daß diese am meisten übervölkerte und ausgewirtschaftete Landschaft des Himmlischen Reiches mit ihren Agrarerzeugnissen, ihren Kohlenwerken und Eisengruben, ihrer Eisenbahn typisch festländisch blieb. Vor allem: von den Vereinigten Staaten aus

Digitized by Google

war die Schantungstellung als möglicher Eisenbahnendpunkt einer deutsch-russisch-chinesisch-japanischen Überlandpolitik der Alten Welt erspürt und als solche verdächtigt; sie schien ihren weltpolitischen Führern unheimlich, mit Möglichkeiten belastet, die vielleicht von den meistbeteiligten Staaten keiner sah. Man erkannte diese Endstellung als befähigt, „to take Germany and Japan far", wie man schrieb, weil sie eben



Karte 8. Kiautschau und die Schantungstellung.

transasiatisch, eurasiatisch Verbindungen gewährleistete, ohne daß die meerbeherrschenden Mächte sich dazwischenlegen konnten. Daher vor allem kam auch das freundliche, zur Einmischung drängende, nicht ganz uneigennützige amerikanische Nachkriegsinteresse an der Schantungfrage – bis 1922 (Washington!).

Hier in Schantung sollte – nachdem man die Gelegenheit zum Dazwischentreten einmal in statu nascendi 1898 zwischen China, Deutschland und Rußland, dann 1915 zwischen China und Japan übersehen hatte – allen vier in der Vereinigung gefährlichen Mächten des Nordens

Digitized by Google

der Alten Welt ein solider Sperrblock als Riegel vorgeworfen werden. Das gelang auch durch die Überrumpelung durch Washington, die Admiral Kato mit so viel besserer, eherner Miene aufnahm als sein britischer Kollege, wo amerikanische Demokratie die britisch-japanische Allianz und damit auch später eine europäisch-japanische Kooperation für immer gesprengt zu haben hoffte, und ganz nebenher die von den amerikanischen Missionen mit so scheelen Augen gesehene deutsche Kulturpolitik. Dieses hohe Spiel hing an dem schmalen Erdenfleck um Tsingtau und um die Kiautschaubucht!

Klarer noch über die Art, wie ihm faktisch mitgespielt worden war, als der damals entmachtete und beraubte deutsche Lebensraum, ist sich das Inselreich im Fernen Osten geworden; und es schwor innerlich Rache, die es jetzt langsam nimmt, aber nach dem spanischen Sprichwort: Rache sei ein Gericht, das kalt genossen werden müsse.

Das war kein Wunder, denn mit einer Reichsküstenlinie von mehr als 52000 km war es peripherisch feinfühliger als unser in der Luftlinie nur 950 km, mit allen Einbuchtungen und Flußmündungen etwas über 1400 km Meerberührung messender Lebensraum, der zudem an seinen Landgrenzen noch viel schmählicher verstümmelt worden war als an seiner Wasserkante. Dazu kam, daß man damals die Drohung von Gdingen nicht so sah, wie sie sich dann auswirkte, auch wohl die Möglichkeit des Memelskandals noch nicht erkannte.

Immerhin ziehen wir aus alledem den wohl berechtigten Schluß, daß kulturpolitisches Macht- und Wirtschaftsverständnis für ozeanische Kulturpolitik und Wehrgeographie, noch dazu im vielfach wesensfremden indopazifischen Raum, bei uns auf eine Minderheit beschränkt ist und beständiger Nachhilfe bedarf.

Die Folgen zeigten sich schon in einer gewissen Verständnislosigkeit für den Verlauf des Landungskrieges von 1894/95 und 1904/05, obwohl den Japanern ein Deutscher, Meckel, die Pläne angelegt hatte, und ein anderer Deutscher auf chinesischer Seite, Hanneken, vorher das Hauptkampfobjekt beider Küstenkriege, Port Arthur, im Auftrag Li-Hung-Tschangs in den Zustand versetzt hatte, der es zu langem und feldzugsgefährlichem Widerstand befähigt hatte. Tettaus intimes Verhältnis zu den Russen früher und zuletzt noch in Mukden, in der Nordmandschurei und in Wladiwostok, gleichzeitige Ordensgaben an Sieger und Besiegte, nicht ganz gleichen Schnittes; Sympathien für zahlenstärkere Reiche, die nur ihre Wehrkraft verwahrlost hatten, statt sie, wie Japan, aufs höchste abzuspannen; Verständnislosigkeit für die Wandernotwendigkeit eines übervölkerten Inselreichs, das man über See nicht auswandern ließ: das alles schuf kulturpolitische Beklemmungen im Mitteleuropa,

Digitized by Google

die stark genug waren, um die über das wirkliche Kraftverhältnis klarsehenden Sachkenner zu hemmen.

Ähnliche Register werden in der Frage der Rückkehr der pazifischen Mandatsgebiete gezogen, wobei doch der Schwerpunkt auf den scharfen Unterschied zwischen den pfleglich behandelten Teilen nördlich des Äquators und den mißverwalteten Teilen südlich davon gelegt werden müßte. Unter Freunden würde doch z. B. der Gedanke eines Angebots der nordäquatorialen Inseln und ihres Verkaufs an die befreundete Macht, der sie eine macht- und kulturpolitische Notwendigkeit sind, keine Schwierigkeiten machen. Sie sind von Deutschland seinerzeit redlich gekauft und bezahlt worden; Gewinn und Verlust läßt sich feststellen; der Flaggenehre ist durch die Seeschlacht von Coronel, durch den Ruhm der „Emden" und die Verteidigung eines mäßig verschanzten Seebads gegen Armee und Flotte einer Weltmacht wahrlich genug getan. Wozu sich wieder einmal verhetzen lassen? Schon kulturpolitische Einsicht allein müßte uns davor bewahren! Ist sie aber dafür im Binnenhinterland stark genug?

16. ÜBER DEN WÜSTENGÜRTEL

Kulturübergänge über Hochland und Hochgebirge, Steppe und Wüste der Alten Welt – die anderen Erzieher zur Großräumigkeit neben dem Meer

Der Wüstengürtel der Alten Welt, von Steppen gesäumt, durch Hochland und Hochgebirge in seiner Scheidewirkung verstärkt, war jahrtausendelang die größte kulturpolitische Hemmung, indem sie sich zwischen die späten Menschheitsverdichtungen im Abendland und am Mittelmeer und die beiden frühen Zusammenballungen am Indischen und Pazifischen Ozean legte: Indien und Ostasien, den „Großen Orient", den „Mittleren und Fernen Osten".

Es war natürlich, daß die Handels- und Kulturwege zu seiner Überwindung zunächst von den Anrainern, den Mittelmeerrassen des „Kleinen Orient", des „Morgenlandes" gesucht wurden. Sie blieben schwache, leicht abschneidbare, oft auch – zur Vermeidung von Gewalt und Macht unterwegs – hin und her verlegte Fäden, Saumpfade, Karawanenwege, auf denen ein dünnmaschiger Austausch hin und her floß, dessen Spesen nur hochwertige Waren und kühne, tapfere Menschen tragen konnten.

Das war die Chance für die Beteiligung deutscher Forschungslust und deutschen Abenteurergeistes auf diesen Wegen. Hätten sie Massengüter

Digitized by Google

hin und her getragen, wäre die Beimischung nordischen und mitteleuropäischen Geistes – abgesehen von den frühen Wanderzügen zwischen Ostseeraum und iranischen und indischen Pforten – im großen Strome der näheren Nachbarn kaum zur Geltung gekommen.

So wie der Einschlag sich nur geltend machen konnte, mußte er in späteren Zeiten die Wesensart einer Auslese zeigen. Nur wer an Arbeitszähigkeit und hochfliegendem Streben weit über dem Durchschnitt stand, konnte von Europas Mitte aus die Fremdgewalten des Wüstengürtels, seine Wesensferne und Widerstände zu Wirkung hier und jenseits von ihm, an indischen und pazifischen Gestaden überwinden. Er mußte der Fremde für lebenswichtige oder sonst überragende Belange notwendig sein, damit sie ihn nur überhaupt ertrug, wie den kühnen Schiltberger, den starkwilligen Engelbert Kämpfer, den hochfliegenden Forschergeist A. v. Humboldts und die tapferen drei Brüder Schlagintweit, die zähe Durchschlagskraft Filchners, die gipfelstürmenden Bergsteiger in Zentralasien und im Himalaja.

Der festländisch betonte Krafteinsatz der Deutschen auf dem Wege durch das „tote Herz" Asiens, als Steppen- und Hochlandstürmer, als Wüstenüberwinder zum indopazifischen Raum zeigt nach einem großen Wegbahner, Alexander von Humboldt, und zwei schwer übertreffbaren Vorbildern in Richthofen und den drei Schlagintweit als Vorläufern, eine Gruppe von Deutschen um das Werk von Sven Hedin, Le Coq und Grünwedel bei der kulturgeographischen Auswertung der Hochsteppenlandschaften. Während des Krieges haben Oskar von Niedermayer in Afghanistan und Iran (Persien), Waßmuß in Südpersien gezeigt, wessen deutsche Kraft bei stärkerem Rückhalt auf persönlichem und sachlichem Gebiet fähig gewesen wäre.

Nach dem Kriege haben Trinkler, de Terra, Schäfer auf tibetanischen Wegen in die unmittelbare Nachfolge Sven Hedins eingelenkt, der sich in einem edlen Selbstzeugnis als Schüler Ratzels und Richthofens bekennt, den Liebe zur Wahrheit – unter den strengen Gestirnen hochasiatischer Landschaft, wie nordischer als Lebensgut erworben – gegen allen irdischen Vorteil in einer großen Weltentscheidung auf deutsche Seite führte. Wir werten ihn deshalb als einen der Unseren im besten Sinne, als einen großen Menschen, der an einer großen Landschaft zum Ritter geworden ist, und die allgemeine Sache der Menschheit in der seinen und jener der Landschaft seiner Sehnsucht und seiner Wahl führte.

Wie viele junge deutsche Herzen haben sich an seinen Schilderungen, an den einzig schönen Farben seiner Bilder der strengsten Landschaft entzündet! Die so Begeisterten hat es dann über den Kaukasus in die Pamire – wie die Expedition Rickmers – zum Altai und Tianschan, zum Trans-

Digitized by Google

himalaja und Himalaja gezogen, dessen Aufbau und Wesenszüge schon vorher Deutsche im Dienste der indischen Geologie (v. Krafft) erkannt hatten, dessen Waldmantel Deutsche im Dienste indischer Forstwirtschaft aus tausendjähriger Wildnis in gepflegte Formen zu bringen suchten (Heske).

Auf ihren Spuren haben sich dann junge Deutsche in selbstlosem, kameradschaftlichem Einsatz an den leuchtenden Hochgipfeln von Kanschengzönga, Siniolchu und Nanga Parbat emporgekämpft.

So schwer uns der frühe Heldentod der besten und hoffnungsvollsten jungen Kämpfer, wie Karl Wien, an den schönsten Hochgipfeln der Erde auf die Seele fällt: sie haben erreicht, daß eine ganz eigenartige und edle Gloriole von Bergbrüderschaft Bauer und seine Kameraden in Angloindien umgab; das hat ihrem Ringen mit dem Himalaja seinen tiefen Sinn geworben. Auch in der Kolonialpresse, die sonst nicht leicht bereit ist, deutschem Wesen gerecht zu werden, fand sich ein Zug, der einem Höheren galt als der bloßen Sportgemeinschaft, vielleicht etwas von jenem freien menschlichen Gefühl, das Prokop bewog, dem Heldentum der Ostgoten gerecht zu werden, das die Flieger ihre eigenen Gesetze der Ritterlichkeit im Großen Kriege wahren ließ.

Nachdem Ferdinand von Richthofen von Osten her, vom pazifischen Gestade ausgehend, der Seidenstraße folgte, und die deutsche Kartographie dann – auf den Spuren seines Chinawerks weiter pflügend – durch Herrmann den großen Atlas von China schuf; während es eigener Zusammenfassungen bedurfte, um das Gesamtwerk Sven Hedins in seiner Ernte darzustellen, arbeiteten sich Heim und Schäfer an den meridionalen Stromfurchen, an der nach Natur und Stammesart widerspenstigsten der tibetanischen Randlandschaften vorwärts. Sie drangen bis in die Hochsteppen, in denen die großen chinesischen Ströme 5100 km von ihrer pazifischen Mündung entspringen, wo sie sich mit dem Arbeitskreise von Filchner und Tafel um das sagenreiche Kloster Kumbum begegneten. Es geht ein eigenartiger Zauber von jenen osttibetischen Randlandschaften aus. Über sie hatte einst ein Vorstoß der Tibeter gegen das alte China schon bis zu dessen militärischer Strangulierung an den Hwangho-Engpässen geführt, als der würgende Griff unter dem Einfluß der Lehre des Buddha gelockert wurde. Sie säumen ein Reich, dessen Einwohnerzahl-Angaben nach den größten Sachverständigen zwischen 1½, 3 und 10 Millionen schwanken, je nachdem man eben die stets hin und wider wallenden Hoheitsgrenzen Tibets im Osten zieht, die nur im Süden am Himalaja, im Westen in den Pamiren ziemlich fest liegen. Mehr noch als in der harten Feldarbeit ist natürlich auf dem Felde des Schrifttums das „pivot of history", der Drehpunkt der Geschichte in seinem toten asiatischen Herzen umworben.

Digitized by Google

Unter den neueren deutschen Arbeiten, die ihm gelten, sind besonders bemerkenswert: Fickelers Altai, Mahatschecks, Klebelsbergs, Leuchs, Merzbachers Tianschanbücher und -karten, Mänchen-Helfens und Laimbachs Tannutuwa, Arved Schultz mit seinen Pamir- und Turkestanarbeiten und Fochler-Hauke und Platschke mit mandschurischen Studien.

Im größeren, landschaftlich weiter umfassenden Stil haben Richthofens Nachfolge Franke mit seiner Geschichte Chinas, Krause mit seiner Geschichte Ostasiens angetreten; nördlich von ihrem Arbeitsbereich schildert Anger Leben und Los der Deutschen in Sibirien.

Der dämonische Reiz Zentralasiens auf den Deutschen – der sich auch in der Vorliebe für Sven Hedins packende Schilderungsart zeigt – mag nicht zuletzt in der Eigenart der Zugangswege begründet sein, die in ihrer landschaftlichen Ähnlichkeit mit den Randgebieten der alten Rassenwiege um den Ostseeraum bei ihrem Anblick nach langer Steppenfahrt eine wieder aufleuchtende Erinnerung an sie im Blute wecken mag.

Es steht nach neuesten Forschungen außer Zweifel, daß nördlich von dem Wanderfeld der wirtschaftlichen Zyklone, das der Amerikaner Brooks-Adams so packend beschreibt, auch immer nordische Gegenströmungen anders gerichteter Kultur hin und her gegangen sind. Liegt in dem Ausgleich späte Sühne für alte Schuld gegenseitiger Überrennung und Störung? Wir wissen es noch nicht – aber viele unserer geistigen Führer vermögen es zu ahnen; und aus den Spuren, die sie weisen, wird immer ein Austausch hochwertiger Kulturgüter, wenn auch keine Massentransporte hin und her gehen und Spitzenleistungen Mitteleuropas mit Spitzenleistungen des indischen und pazifischen Raumes, auch über Gebiete mit toten Herzen hinweg verbinden.

Bald glühen und wachsen diese Fäden – wie Lauffeuer in gespannten Zeiten – zu ungeahnten weltpolitischen Wirkungsmöglichkeiten empor, so groß, daß bürokratische Mittelmäßigkeit sie nicht begreift und ihre Träger, wie Niedermayer um Kabul und Waßmuß um Bender Abbas, allein läßt; bald fordern sie mitten im Frieden tragischen Zoll, wie die Nanga-Parbat-Stürme von 1934 und 1937 oder lange vor ihnen 1857 Adolf Schlagintweits Schicksal. Wenig mehr als achtzig Jahre nach seinem Tode in Kaschgar, am 26. August 1857 – als Abschluß der 1854 nach Kaschmir begonnenen Reise der drei Brüder Robert, Herrmann und Adolf (auf die Alexander von Humboldt hingewiesen hatte) – zeigten die Erlebnisse von Filchner und von Gablenz, des einen im Lamawanderkleid und des anderen im Flugzeug, daß dicht neben dem „toten Herzen" Asiens (dessen Pulsschlag Huntingdon geschildert hatte) noch sehr wilde, ungezügelte Leidenschaften in der Blutbahn kreisten.

Schwieriger als die Widerstände des Wüstengürtels an sich waren die

Digitized by Google

der Religion, die ihm entsprang, des Islam, in seinen fanatischen Spielarten, und der Nomadenstämme, die sich ihn wesensgemäß ausgestaltet hatten. So krönte der abgeschlagene Kopf eines der liebenswürdigsten und erfolgreichsten deutschen Kulturträger am Rande Hochasiens gegen die indische Welt eine Schädelpyramide in Kaschgar, und erst 1888 sühnte ein von Chinesen und Russen errichtetes Denkmal die Untat.

Wie nahe Filchner und das notgelandete deutsche Pamirflugzeug mit seinen drei Insassen ähnlichen Losen standen, haben wir erst jüngst erfahren. Immer noch liegt auf den Festlandwegen zwischen Mitteleuropa und indopazifischen Gestaden ein rauher Filter: zuweilen gelüftet, wie in jener von den Sowjets unterstützten Expedition Rickmers, die zur Bezwingung des höchsten Berges in Alai und Transalai und den Pamiren führte; heute wieder – trotz und wegen der Turksib und der russischen Turkestandurchdringung – rauher und dichter als lange zuvor. Dort überkreuzen und schneiden sich die Wege zu den Zielen der Macht und Wirtschaft, und die Kulturpolitik gerät dabei ins Hintertreffen; es sei denn, man bezeichne, was Rußland in Turkestan treibt, als Kultur.

Wenn man so feine Zeugnisse verständnisvoller kulturpolitischer Teilnahme liest, wie das, was unter der Schlagzeile „Nanga Parbats Toll" am 22. Juni 1937 im „North China Herald" zu Ehren Karl Wiens und seiner Freunde erschien, fällt der Gegensatz zu dem Ton auf, in dem vor zwei Jahrzehnten die Namen von Niedermayer und Waßmuß in der angelsächsischen Presse genannt wurden. Denn in den Nachrichtenkarten, die regelmäßig verteilt wurden, waren weite Räume der indischen Nordwestgrenze und ihrer Nachbargebiete in Iran nur mit diesen beiden Namen Niedermayer und Waßmuß bezeichnet, zweier Idealisten, die aus Forschern zu Kämpfern wurden, die ursprünglich dieselbe Erkennerfreude und Einfühlungsfähigkeit nach Iran gelockt hatte, wie die Humboldt, Schlagintweit nach Hochasien, in den Kuenlün, zuerst die drei Brüder nach Kaschmir (wofür ihnen das damalige Bayern nur den Urlaub, Friedrich Wilhelm IV. aber – schwer in Berlin dafür gescholten – das Geld gab).

War es ein Vorklang für die Schwierigkeiten, die Waßmuß von der Heimat aus in den Weg gelegt wurden? Seit 1910 Konsul in Buschir am Perser Golf, schlägt er sich 1914 unter großen Schwierigkeiten nach Deutschland durch, kehrt Anfang 1915 nach Südpersien zurück, um in der Wildnis zwischen Schiras und Buschir, in Chuistan und Frasistan mit den Tengistanis einen Raum von der Größe Großbritanniens in ihrem eigensten südpersischen Interessengebiet für die Briten zu sperren. Was er dort, bei bescheidensten Mitteln bis 1918 geleistet hat, das bestätigte ihm 1919 die „Daily Mail": „Waßmuß war ein Symbol für alle kühnen und gefährlichen Methoden, die Deutschland bei der Gewinnung des Ostens an-

Digitized by Google

wandte. Im November 1914 versuchten wir vergeblich, diesen jungen Mann zu fangen. Er entging uns, wie die ‚Goeben', und eine menschliche ‚Goeben' blieb er den ganzen Krieg hindurch, eine ständige Gefahr, eine politische Macht, mit der wir rechnen mußten, ein Faktor, der dauernd britische Soldaten festhielt. Er löste seine Aufgabe mit einem Erfolge, der für einen einzigen Menschen an das Fabelhafte grenzte. Erst griff uns ein Stamm an und dann wieder ein anderer. Es mußten britische Verstärkungen nach Persien gesandt werden, wo jeder Mann dringend anderswo gebraucht wurde . . ." Niedermayer und Waßmuß zusammen wird die Kapitulation von Kut el Amara zugeschrieben, weil sie 40000 Mann am Persischen Golf und in Indien festgehalten hätten!

Dabei war Waßmuß ganz allein, angewiesen auf seine kulturpolitische Schulung und das, was er an Mut und Verantwortungsfreude im Herzen trug; Niedermayer, dem sein größter Gegner Sykes das Ehrenzeugnis ausstellt, die deutsche Iran-Afghanistan-Expedition wäre ohne seine Tatkraft und Sachbeherrschung nicht über Aleppo hinausgekommen, brachte wenigstens von den 140 Menschen und 236 Tieren, mit denen er von Isfahan, seiner letzten Etappe, aufgebrochen war, noch 37 Menschen und 79 Tiere im August 1915 auf afghanischen Boden und im Oktober nach Kabul.

Aber das ist einer der seltenen Fälle, wo der Wirkungswert kulturpolitisch hochgezüchteter und seelenstarker Menschen wehrpolitisch vom Gegner festgestellt worden ist und hier einem starken Panzerkreuzer und 40000 Mann gleichgesetzt wurde! Die Wirkung Niedermayers hielt auch noch an, als dieser im Mai 1916 den Rückmarsch durch Turkestan und Persien angetreten und den Anschluß an sein Heer gewonnen hatte, was ihm wenige nachtun werden. Sieben ernste Angriffe der Grenzstämme auf die empfindliche indische Nordwestgrenze, der III. Afghanenkrieg mit der Folge der Unabhängigkeit Afghanistans und der Auftrieb Irans zur Selbstbestimmung sind zuletzt auf die kulturpolitische Arbeit zweier Männer zurückzuführen, wenigstens werden sie von ihren Gegnern – bei denen sie berühmter sind als im Vaterlande – darauf zurückgeführt.

Es ist nicht ihre Schuld, wenn nicht aller kulturpolitische Nutzen aus ihren Leistungen gezogen wurde, der daraus zu ziehen gewesen wäre. Vom persönlichen Undank des Vaterlandes an Waßmuß schweigen wir besser; aber sein Gegner Sykes und sein Waffengefährte Niedermayer haben deutlich genug ausgesprochen, was Deutschland ihm schuldet. („Waßmuß, der Engländerschreck".) In die Nachwelt hinüber leuchtet als Vorbild, vom Gegner noch mehr anerkannt als von den Freunden, denen sie dienten, beider durch Iran zum Indischen Ozean weit hinausreichende kulturpolitische Höhenleistung über Wüste, Steppen, Hochland und Hochgebirge hinweg!

Digitized by Google

IV. DIE INDOPAZIFISCHE BEWEGUNGSWUCHT UND DEUTSCHE ALS VERKEHRSERSCHLIESSER

17. DYNAMIK

Deutsche Arbeit in der allgemeinen kulturgeographischen und wehrgeopolitischen Erschließung der Zugänge zum indopazifischen Raum als „Ankurbler", „Anwerfer"

Die verkehrsgeographische Bewegungswucht des Indischen und des Pazifischen Ozeans trägt einen andern Grundzug als die des Atlantischen. Wahrscheinlich ist der Pazifische Ozean der erste, der an schmalen Stellen, wie an der Beringstraße, der Südspitze Hinterindiens, wie in seiner vollen Breite (nach Arbeiten von Friederici, Simmersbach u. a.) von der wandernden Menschheit überwunden worden ist; im nördlichen Teil des Indischen Ozeans spannte sich zuerst die Küstenschiffahrt zur weiten Fahrt, dank der Kunst des „Monsunreitens" durch die Ausfahrt mit dem abströmenden, die Heimfahrt mit dem einströmenden regelmäßigen Winde (Periplus) zwischen Indien und Rotem Meer und Persergolf.

Dennoch tragen beide Ozeane einen mehr zentripetalen, in sich selbst zur Ruhe strebenden Zug ihrer wichtigsten Randgebiete: Indiens, Chinas, ursprünglich Japans, Mexikos, Perus. Sie lassen sich suchen; sie suchen nicht auf, wie die Randgebiete des Atlantischen Ozeans in ihrem ausdehnungslustigen, expansiveren Lebenswillen. Nur die Malaien und Malaiopolynesier machen darin, den Wikingern ähnlich, eine Ausnahme, mit kleinsten Zahlen größte Raumwirkungen über See erzeugend. Sie verbinden wohl als erste die indoozeanische mit der pazifischen Welt auf dem Seewege; ihnen folgen westöstlich Araber, ostwestlich Chinesen. Die Japaner scheinen am Rande der pazifischen Welt in Malakka und den Sundainseln haltgemacht zu haben. Von den Chinesen wissen wir, daß sie bis Sokotra, bis zur Euphratmündung kamen.

In dieses Kräftespiel mit leidlicher Ausgeglichenheit fuhr seit dem Erkundungszug von Nearchos mit dem weißen Einbruch am Kap Horn und Kap der Guten Hoffnung eine neue motorische Kraft.

Sein Eintritt ist reich an Opfern von Heldenleben seit Albuquerque, Vasco da Gama und Magalhães, Cook, La Peyrouse, dem wackeren

Digitized by Google

deutschen Schoner Frauenlob, den Schiffen vor Samos, dem Geschwader Spee und der „Emden", der „Königsberg". Die Tragik der deutschen Arbeit in der kulturgeographischen und wehrgeopolitischen Erschließung der Zugänge zum indopazifischen Raum trägt auch noch eine ganz besonders schmerzliche Färbung dadurch, daß uns geraume Zeit ihre ganze „motorische Leistung" als Ankurbler und Anwerfer, die schon in der Ausfahrt von Magalhães verborgen lag, planmäßig mit vielen Mitteln wissender Kulturpolitik gestohlen werden sollte, um einem der am redlichsten tief pflügenden Kolonialvölker der Erde die Fähigkeit zur vollberechtigten Teilnahme an ihrer Kolonisierung abzusprechen.

Die Lüge hatte zu kurze Beine; sie ist vor dem strengen Gesicht der Wahrheit zusammengebrochen, nicht zuletzt deshalb, weil sie gerade bei den zahlenstarken Altkulturvölkern des Ostens niemals ein Echo fand. Fragen sich die Westmächte nicht in lichten Augenblicken, ob sie nicht selbst damit den Grund zu einer der Dreieckseiten des Dreiecks Berlin—Rom—Tokio außerhalb des „Genfer Kreises" gelegt haben?

Wieviel an deutschem Blut und deutschem Schweiß auf dem eurasiatischen Nordweg zum Fernen pazifischen Osten der Alten Welt verlorenging, das haben wir schon zu zeigen versucht; angefangen von den Wegen der Waräger und dem hanseatischen Geist Groß-Nowgorods über Herbersteins kostbare Schilderung des russischen Hofes, die Balten, die Deutschen in der sibirischen Erschließung, den Impuls, den ihr das deutsche Dreigestirn um Anna Iwanowna gab, Humboldts Winke und seine Entdeckung der Brüder Schlagintweit, denen Chinesen und Russen gemeinsam das Märtyrerdenkmal in Kaschgar setzten, bis zu den kühnen Gedanken von Junkers, der seinen Plan einer „Eurasia"-Verbindung gleich nach dem Kriege, in Zeiten ringsum lastenden Drucks in Gesprächen mit mir andeutete und in der heute von Deutschland erkundeten Pamir-Flugverbindung die Rettung Chinas sah.

Nicht minder reich besät mit deutschen Opfersteinen ist der indische Landweg zum Persischen Golf, auf dem sich einst der tapfere Schiltberger herumschlug, durch den auf Umwegen Engelbert Kämpfer als schwedischer Gesandtschaftssekretär über Isfahan nach Bender Abbas und von dort durch die indische Welt in die ostasiatische gelangte. Auf ihm versank am Euphrat die Gedankenwelt von der Goltz-Paschas mit ihrem Träger, nachdem sie eine seltene Fühlung mit der türkischen gefunden hatte; auf ihm versandete Auler-Paschas Mekkabahn. Dort zerbrach der großartige Verkehrsgedanke der Bagdadbahn, durch Siemens zur Frühblüte geführt, geraume Zeit verheißungsvolle Gemeinschaftsarbeit mit England versprechend. Mit ihm endete in Blut und Flammen, Haß und Neid die Verbindung London—Hamburg—Berlin—Konstan-

Digitized by Google

tinopel—Bagdad—Kuweit, um einem kultur- und verkehrspolitischen Trümmerfeld voll von Klitterungen Platz zu machen, die heute weder Briten, noch Franzosen und Italienern, noch Arabern, Türken und Juden gefallen. Zersetzung und Kleinräumigkeit, sinnlose Grenzenziehung von außen her trat an Stelle der kurz aufgeleuchteten konstruktiven, schöpferischen, raumweiten Gedanken, die sich nun auf ganz anderm Weg, durch großarabische Zusammenschlüsse zu verwirklichen trachten.

Neben diesen beiden festländisch vorbestimmten, so oft in sich verlagerten Zuwegen führten rein ozeanische zum indopazifischen Raum um das Kap der Guten Hoffnung, dessen Hinterland so viel deutsches Blut und deutschen Schweiß in sich aufnahm – wie es Schmidt-Pretoria schildert –, und um das Kap Horn, verbunden durch die Zone, den Gürtel der „braven Westwinde", und nördlich davon die Südsee, der wir eine eigene Betrachtung widmen.

Abkürzungen gab es für den Zuweg vom Südatlantik aus Westen nach dem Indischen Ozean zu durch die afrikanische Hylaea, auf Pfaden, von denen aus Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwest gegründet wurden. Zwischen dem Zuweg vom Abendland zum Mar del Sur, den Magalhães Fahrt und Balboas Zug durch Darien erschloß, führten viele Möglichkeiten durch die zunächst spanische Neue Welt am Pazifik, von denen eine der ersten, von der La-Plata-Mündung bis zu den Goldländern um den Titicacasee, der wackere Straubinger Patrizier Schmiedel sich erfocht. Dann freilich folgten ihm viele durch Nord- und Südamerika und durch jene Teile Mittelamerikas, die Colin Roß als „Amerikas Balkan" zwischen seinem Norden und Süden zusammenfaßt. Die Wege dorthin schildert er in „Unser Amerika"; ihre nordischen Beschreiter sind unter dem Schlachtruf „Westward ho" nach dem Pazifik vorgedrungen oder geleitet von dem erfahrenen Yankeerat: „Go west, young man!" – öfter aus Golddurst als von Großräumigkeit und Idealismus getrieben.

Ein beliebter Filterweg führte durch den Indischen Ozean zum Pazifischen über die Meerengen des niederländischen Inselreichs um die Sundasee, auf denen immer der Schatten der Kolonialpolitik der Westmächte lag, seit Albuquerque durch die Eroberung Malakkas den Triumph des Kreuzes über den Halbmond – beides außenbürtige Symbole – herbeigeführt hatte. Dann waren sich Niederländer, Franzosen, Briten in der Umwerbung der Pforten- und Schwellenlandschaft am Südostende Asiens gefolgt; immer wieder waren deutsche Kulturträger durch die bald weiten, bald engen Maschen geschlüpft, vor allem die Japanpioniere Engelbert Kämpfer und Franz von Siebold. Was an dieser Stelle trotz allen Schwierigkeiten ein hervorragender, kulturpolitisch gesalbter Wirtschafts-

Digitized by Google

kämpfer leisten konnte, das hat Emil Helfferich gezeigt, dem seine Gefährten der Tropenjahre wahrlich mit tiefer innerer Berechtigung ein Buch mit seinen Reden und Taten unter der stolzen Aufschrift „Dienst am Vaterland" widmen durften. Die Zeitschrift „Deutsche Wacht" in Batavia, ein Hauptzeuge seiner und der deutschen Gesamtleistung in Insulinde-Indonesien, ist eines der besten Stücke kulturpolitischer Leistung. Wenn nichts von Emil Helfferich bliebe als der im Februar 1919 in Batavia gesprochene Satz – in einer Zeit tiefer Verzweiflung vieler an deutscher kulturpolitischer Wiederauferstehungskraft –, wäre es beispielhaft genug: „Das Ergreifend-Menschliche, das im Unglück liegt, wird das ganze Volk erschüttern, läutern und erheben. Starke Männer werden erstehen und starke große Gedanken aufleben. Unversieglich rinnt der Quell deutscher Vaterlandsliebe und deutschen Idealismus."

Das ist der Geist, der unter den schwierigsten Verhältnissen die deutschen Sucher eines Zugangs zum indopazifischen Raum in einem Wirbel von friedlichem und kriegerischem Wettbewerb in allen Spielarten aufrechterhielt. Daneben wirkten gewiß die verschiedensten Beweggründe mit. Als Frau von Imhof in der Rolle einer Egeria des Reichserbauers Warren Hastings in der langen Indienfahrt jener Zeit den Zugang zum Indischen Ozean über das Kap der Guten Hoffnung ansegelte, da war gewiß auch das seltsame erotische Moment jener langen Fahrt in engem Schiffsraum mitbeteiligt. So hat auch wohl die Romantik ihrer Periode, zusammenklingend mit dem auflebenden naturwissenschaftlichen Anteil, die Raumenge und die unbefriedigenden Verhältnisse ihrer baltischen Heimat die beiden Forster an die Seite des Südseeblutzeugen Cook geführt (der dem schwer zu behandelnden Vater Forster gegenüber eine himmlische Geduld bewies, die ihm sonst nicht zu eigen gewesen scheint).

Im niederländischen Heeresdienst zog Yorck von Wartenburg diesen Weg, um das deutsche Heer durch unbezahlbare Erfahrungen über aufgelöste Gefechtsformen zu bereichern, die noch hundert Jahre später dem Britenreich viel Blut und Geld gespart hätten, wenn sie von ihm verarbeitet worden wären. Was Jan Hamilton in seinen wertvollen Notizen über den Japanisch-Russischen Krieg schrieb: „Jedes große Heer hat seinen eigenen Konservatismus und ist in seiner Masse unfähig, fremde Erfahrungen zu verwerten, was immer seine Militärattachés oder Weltfahrer berichten" – das bewahrheitete sich auch in den Burenkriegen am Kap und landeinwärts.

Aus dem südamerikanischen Zuweg kam das hamburgische Handelshaus Godeffroy von Valparaiso aus 1860 nach Samoa. Um das Kap Horn, durch Pampas, Anden und Gran Chaco baute sich die südpazifische Stellung des südamerikanischen Deutschtums in Südchile, in Bolivien auf,

Digitized by Google

wo nach dem ersten Vorläufer der Chacobahn, dem tüchtigen Schmiedel, später die deutschen Soldaten wirkten: Körner und Kiesling in Chile, Kundt in Bolivien, Faupel in Peru.

Zwischen dieser gewaltigen Schwingungsweite jener reinen Südmeerstrecken, die das Kap der Guten Hoffnung und Kap Horn verbinden - und die heute wieder eine seestrategische Bedeutung gewinnen, die ihnen lange durch Suez- und Panamakanal verloren schien –, spannt sich das weite Netz der frühgeschichtlichen einheimischen Wanderungen über See. Sie sind mindestens von Madagaskar bis zur Osterinsel erwiesen, und gerade durch die wissenschaftliche Arbeit der Deutschen Friederici und Simmersbach einerseits, die Nachweise des Seespiegels Mohît und andrer, von Wien aus erschlossener Quellen von der Ostküste Afrikas bis zur Westküste Amerikas bezeugt. Das sind Verbindungen, in großem Stil von Ratzel geschaut und in ihren Möglichkeiten gezeigt (durch Stäbchenkarten und Seefahrergenie), durch Frobenius in seinen ersten Südseestudien geahnt, durch Thilenius in seinen Forschungen über die ozeanischen Siedlungswege der Südsee genauer untersucht, an denen viele deutsche Hände gewoben haben, die ehrende Erwähnung verdienen würden.

Ebenso schwer, fast unmöglich ist es, einigermaßen vollständig die Fäden aufzuweisen, die Deutsche zwischen der atlantischen und der pazifischen Küste der Neuen Welt und von dort pazifikwärts gezogen haben. Einige davon trägt Colin Roß rühmend in seinem Bande „Unser Amerika" zusammen: J. J. Astors Astoriagründung von 1811; die Deutschen am Colorado 1825; die „Germania"-Expedition in Texas von 1838; den Bau von Fort Sutter in Kalifornien 1846 (der nicht, wie so oft landläufig gesagt wird, ein Schweizer, sondern ein vor unerträglichen politischen Verhältnissen ausgewanderter Badener war); 1852 die Gründung von Seattle durch den Deutschen Jeßler. Dazu kommen die vielen Deutschen, die im ersten Mexikokrieg der Vereinigten Staaten gegen Santa Anna fochten und das Stahlgerüst der improvisierten Nordheere gegen die Konföderierten bildeten, auf dessen festem Grunde Karl Schurz sein Wirken aufrichten konnte.

Neben diesen vielfach verschlungenen, mittelbaren kulturpolitischen Wegen durch fremde Umwelten hindurch mehrten sich mit der wachsenden Macht- und Wirtschaftsunterlage des wieder erstarkenden Vaterlandes auf seinem Entwicklungsgang zum Zweiten und Dritten Reich die unmittelbaren Antriebe durch eigene Schiffahrtsgesellschaften, eigene Kolonialgesellschaften, endlich durch den Staat. Von ihm kam als einem der fruchtbarsten, schon vielfach erwähnten Antriebe die Sendung Eulenburgs nach Ostasien, die Richthofen und Brandt an die Stätte ihres späte-

Digitized by Google

ren weltbekannten Wirkens brachte, von der eine folgerichtige, durch Josef März aufgewiesene Linie über verschiedene Flottenstützpunkt-Anläufe durchgeht, bis eine Endreihe in Tsingtau mündet.

Eine Anschlußbilanz dieser motorischen Leistung läßt uns auch die Wege durch Zentral- und Südafrika, die Taten von Wißmann und Peters, den Aufbau Deutsch-Ostafrikas im Gesamtrahmen einer zusammenstrebenden, in ihrer Weise großartig geschauten kulturpolitischen Leistung sehen. Sie erfuhr eine weittragende Bestätigung in dem wehrgeopolitischen Widerstand Lettow-Vorbecks, in der Tatsache, daß sich die so schwer angegriffene Kolonie bis zum Weltkriegsende halten konnte, ja, eine vorübergehende Einheit des ganzen Gebietes durch deutsche Waffenleistungen und ihre kulturpolitische Grundlage, die Treue der Askaris, herstellte. Als solche Bestätigung müssen wir den durch Übergewalt erstickten Anlauf ansehen; von unserer Seite als kein kulturpolitisches, verneinendes Endergebnis, sondern nur ein „Nondum liquet" – im Glauben, daß wir dort auf dem rechten Wege waren und es nur in der kleineuropäischen Kulturpolitik versehen haben.

Wenn wir es ein zweites Mal, im Sinne des Ausspruchs von Helfferich durch schwere Erfahrung belehrt, nicht mehr tun, dann hat die harte Lehre ihren Zweck erfüllt.

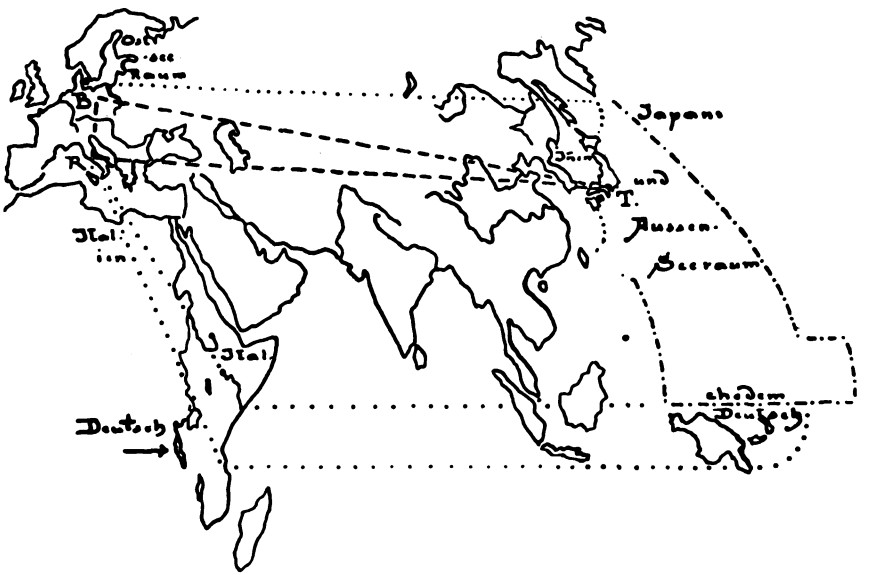
18. DURCH AFRIKA

Das so viel gebrauchte Wort vom Dreieck Berlin—Rom—Tokio außerhalb des Genfer Kreises vermittelt eine kulturgeographisch und geopolitisch falsche Vorstellung von der Ausdehnung seiner Kraftlinien aus der Geopolitik.

Das Japanische Reich dehnt sich von der Nordspitze der Kurilen bis zur Südspitze von Formosa und weit in die Inselwolken des Pazifik bis an den Äquator und bildet so eine Trapezseite, keine Dreieckspitze, bei aller Anerkennung der Tatsache, daß sein politischer Schwerpunkt in Tokio liegt. Der Duce Italiens hat Sizilien den Mittelpunkt des Imperiums genannt, der sogar reichlich nördlich für seine Ausdehnung bis zum Jubaland aus Deutschlands Kulturerbe liegt. Für Deutschlaud lagern im Ostseeraum, der Wiege seines richtunggebenden Rassenbestandteils, so große in schwierigen Lagen unentbehrliche Kultur- und Wirtschaftswerte, daß die Fernhaltung einer ihm ans Leben strebenden Kraft – wie z. B. der Sowjetbünde – von einer maßgebenden Machtstellung darin eine Lebensnotwendigkeit bedeuten kann. Das legt die europäischen Dreieckspitzen nördlich und südlich weit über Berlin und Rom hinaus;

Digitized by Google

und südlich der italienischen Afrikastellung liegt ja noch ein unveräußerliches deutsches Lebensrecht in den Teilen Afrikas verborgen, die unter haltlosen Vorwänden in einer von der Volksseele niemals ratifizierten Gewalthandlung als Mandate abgerissen worden sind. Erst von ihnen aus, von den Wegenden der deutschen Afrikapioniere vom Atlantischen zum Indischen Ozean aus den Tagen des Aufbaues unserer Afrikastellung, läuft die Dreieckseite zum Südende des Japanischen Reiches, fast rein meerbestimmt durch den Indischen Ozean. Sie zeigt uns noch



Karte 9. Die geopolitische Ausdehnung des Dreiecks Berlin–Rom–Tokio.

einmal die weite Ausdehnung unseres einstigen Besitzes im indopazifischen Raum: vom Küstenland vor Kilimandscharo und Tanganjika bis Neuguinea, den Inselwolken um Jaluit und Kap Schantung.

Wir sind diese großräumige Betrachtung nicht nur den Vorkämpfern deutscher Kultur am pazifischen Westufer schuldig, deren Namen oder noch bestehender Lebensleistung wir diesen Dank schon gezollt haben, sondern auch den Deutschen, die nach fast hundertjähriger Vorbereitung (durch Dr. Paul Pogge und durch Dr. Gustav Nachtigal, durch Krapf und Rebmann) den Machtweg vom Atlantischen zum Indischen Ozean fanden, wie Herrmann von Wißmann. Dreimal durchwanderte der kühne Offizier den schwarzen Erdteil, das erstemal von Loanda aus zum Kongobecken und dann über den Tanganjika nach Saadani, bis er sich so viel Ruf erwarb, daß ihm Bismarcks Vertrauen die Wiederaufrichtung

Digitized by Google

der deutschen Herrschaft in dem Araberaufstand der Sklavenhändler anvertraute.

Mit 300 Offizieren und Mannschaften der um Sansibar liegenden deutschen Kriegsschiffe, 80 Askaris und 40 Somalis der deutschen Ostafrika-Gesellschaft, 650 geworbenen Sudanesen und 350 Zulukriegern aus Mosambik hat Wißmann von den geretteten festen Plätzen Bagamoyo und Daressalam aus das verschanzte Lager des Häuptlings Buschiri gestürmt, dessen Herrn tief ins Innere verfolgt und gefangen, Banaheri gestellt und sein Lager Sadani zerstört und zu guter Letzt die Besiegten für die neuen Herren gewonnen. Am 18. Januar 1891 richtete er dann noch im Gebiet des Kilimandscharo die deutsche Oberhoheit auf, beförderte einen zerlegbaren Dampfer auf den Njassasee, wo die Station Langenburg entstand, wurde nach schweren Kämpfen mit den Wawemba im Tanganjikagebiet 1895 zwar noch Gouverneur, aber nicht Kolonial-Staatssekretär, und zog sich grollend ins Privatleben zurück.

Nicht viel besser, wenn auch anders fiel der Dank für den Einzelgänger Karl Peters aus, der, mit britischen Methoden vertraut, 1884/85 die Rechtsgrundlagen für Deutsch-Ostafrika geschaffen hatte, obwohl ihm in Sansibar der deutsche Konsularvertreter eine Depesche aus Berlin überreicht hatte, wonach einem gewissen Karl Peters mitzuteilen sei, daß seine etwaigen Erwerbungen in Ostafrika auf einen Schutz des Reiches nicht rechnen könnten. Trotzdem zog Peters in die schon vorher durch die Reisen der Missionare Krapf und Rebmann von 1848—1852 aufgeschlossenen Landschaften mit den gewaltigen Seen und den Schneegipfeln Kilimandscharo und Kenia und kehrte mit Verträgen zurück, die dann doch am 27. Februar 1885 den Schutz des Reiches fanden, ebenso wie die Gebrüder Denhardt in Witu. Den Einspruch des Sultans Said Bargasch von Sansibar und sein Scheinrecht beseitigte ein Geschwader von acht Kriegsschiffen unter Admiral Knorr.

1888 spannten sich die Vertragsrechte der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft vom Rovuma bis Kap Guardafui; sie hatte sogar die Zollhoheit an der ganzen Küste erlangt. Da aber brach der Araberaufstand los, auch von Indern mitgeschürt; und nur das Reich besaß die Kraft, ihn niederzuschlagen, und hatte in Wißmann den rechten Führer für diese Aufgabe.

Nun aber kam die Auseinandersetzung mit England, das hinter dem Schattensultan von Sansibar gestanden hatte. Im Sansibarvertrag von 1890, der nicht mehr von Bismarck, sondern von Caprivi mit seinem Leitwort „Je weniger Afrika, desto besser" abgeschlossen wurde, entglitten viele der von Peters erhofften Ziele, darunter die Räume der heutigen britischen Kolonie Kenia mit dem bereits fest erworbenen Wituland und die Insel Sansibar selbst, die gegen Helgoland ausgetauscht

Digitized by Google

wurde. Immerhin war fester Fuß am Indischen Ozean gefaßt, und erst der Weltkrieg sollte beweisen, wie fest er auf den afrikanischen Boden gesetzt war. Ist der Sansibarvertrag ein Seitenstück zu Faschoda gewesen, das Frankreichs Transafrika-Hoffnungen ebenso zerschnitt wie die Verstümmelung von Deutsch-Ost mit dem vorgelagerten Sansibar die ostafrikanische Kolonialstellung am Indischen Ozean? Waren die Johnston-Vorschläge zur inneren Belebung und Verbindung des afrikanischen deutschen Besitzes, 1915 veröffentlicht, ehrlich gemeint als Junior-Partnerschaft, oder waren sie es nicht? Das ist heute noch umstritten und wird umstritten bleiben! Daß Peters und seinen Freunden die Verstümmelung seiner hochfliegenden Pläne der Anfang vom Ende schien, daß auch Wißmann im Innersten vergrämt aus dem Reichsdienst schied, steht fest. Sie konnten sich aus ihrer kulturpolitischen Weltschau nicht zu der dürftigen Registratorrolle der deutschen Erdkunde zurückfinden, mit der sich ihre Vorgänger begnügt hatten, beherrscht von dem individualistischen, überaltruistischen, machtfremden Leitzug der anfänglichen deutschen Afrikaforschung. Das paßte dazu, daß der Deutsche Waldseemüller nach einem Italiener den Namen Amerika verbreitet, der Deutsche Krämer als Mercator Weltruf gewann; zu Männern, die mit Blut das Recht auf Boden gewonnen hatten, paßte es nicht. Sie mußten nach ihrem Wesen ganz freie Bahn durch Afrika bis zur Mündung auf den Indischen Ozean fordern, nachdem sie einmal den Zugang zu ihm mit solchem kulturpolitischen Geschick beschritten hatten wie Wißmann.

Es wäre reizvoll, dem Opfer und Verlust der Deutschen auf den verschiedenen Wegen von Mittelmeer und Atlantischem zum Indischen Ozean nachzuspüren, auf denen sie die drei Hauptkulturgebiete Afrikas überwanden, die in der Einteilung von Frobenius und seinem Atlas Afrikanus als tellurisch, chthonisch und hylaeisch bezeichnet werden. Er selbst hat sie nach allen Richtungen durchquert und früheste Kulturrunen in allen gefunden, sei es auf dem Nilweg, den die Kap—Kairo-Route verfolgt, jetzt so nah an dem italienischen Machtbau am Osthorn vorüber, sei es auf Ritten und Autopfaden durch den Wüstengürtel selbst, in dessen arabischem Teil der gleichnamige Sohn Hermann von Wißmanns Lorbeeren pflückte; sei es auf dem Kongoweg oder dem Sambesi folgend oder sonst Südafrika durchquerend wie Erich Obst.

Waren die stellenweise kulturpolitisch so verheißungsvoll angesetzten deutschen Kolonialanläufe in Afrika mit so befremdlichen Schönheitsfehlern wie dem Entenschnabel Kameruns, seinen Zungen zum Kongostromsystem, dem Caprivizipfel von Südwest dazu verdammt, in Sackgassen zu münden, vor die England seine Schranken hinwarf, so, wie es versuchte, einen Nachwuchs in Ostasien zu hemmen, vor dem es seine

Digitized by Google

Kraftlinien aus Weihaiwei, aus Hankau, aus Schanghai zurückzog? Oder wären Ausgleiche wie die von Johnston gezeigten, wie ihn vielleicht das Portugalabkommen wies, fruchtbar gewesen? Jedenfalls ist in Deutsch-Ost und den Tropenkolonien des Westens, in Kamerun und Togo, die pflegliche Behandlung dieser Zugänge zum Indischen Ozean vom Atlantischen her auf ein Höchstmaß gesteigert worden, bei dem die deutsche Tropenmedizin Vorbildliches geleistet hat. Spannt man von dieser rein naturwissenschaftlichen Leistung die wissenschaftliche Forderung der Vorbereitung des Kolonialverlangens bis zum künstlerischen Zug der Arbeiten von Frobenius und seines Atlas Afrikanus, so kommt man freilich zu der berechtigten weiteren zürnenden Frage, wo es irgend besser gewesen sei.

Ein echt tragischer Zug aber liegt darin, daß diese Frage gerade von Südafrika aus verhöhnt und abgelehnt worden ist, wohin so viel deutsches Blut und Kulturgut geströmt war[1]). Auch seine Erben wurden nun – abgesehen von jener Handvoll, die sich gegen die britische Raubpolitik erhob – zur Abwürgung der deutschen Kolonialtätigkeit in wenig rühmlichen Kampftaten einer Überzahl gegen eine winzige Minderheit in den Dienst der Großraubpolitik gestellt. Vergleicht man den Aufwand an Menschen, Kriegsgerät und Werten, den das Weltreich und Südafrika zum Endsieg über die ganzen 3000 Weißen und 11000 Eingeborenen mit nur 15000 Gewehren für die Aufstellung der 300000 „Eroberer" aufbrachte (die doch weder den deutschen Durchbruch nach Portugiesisch-Afrika, noch einen solchen nach Südwest verhindern konnten, wenn dieses ähnlich wie Deutsch-Ost hätte Farbe halten können), so wächst die kulturpolitische Schande der Kolonienräuber bis zur kriegsgeschichtlichen Groteske. Sie wird vollendet durch die Tatsache, daß im März 1918 nach fast zweijähriger Besetzung des nördlichen Teils der Kolonie die Volksabstimmung unterblieb, weil Gefahr bestand, daß 80% gegen die Britenherrschaft stimmen würden.

Heute werden viele Südafrikaner, nicht nur Deutsch-Afrikaner, bei rückschauender Betrachtung rot; und dem Unionswehrminister Pirow soll – trotz nachträglichem Umfall – unvergessen bleiben, was er in mutigen, ehrenhaften Worten über die wünschenswerte Wiederkehr Deutschlands in die Afrikakulturentwicklung sagte. Mehr noch danken

---

[1]) Werner Schmidt-Pretoria: Der Kulturanteil des Deutschtums am Aufbau des Burenvolkes. Hannover 1938. – Wenn wir den Burenkrieg im Rahmen der Kulturentwicklung Westeuropas sehen, dann zeigt es sich, daß wir es hier nicht mit einem Konflikt zwischen zwei Völkern zu tun haben, sondern mit dem Zwiespalt zwischen dem kulturfesten Bauerntum und dem kulturlosen Liberalismus. Als die Suid-Afrikaanse Republiek und der Oranjefreistaat vom Erdboden verschwanden, wurden damit die letzten Staaten, in denen germanisches Bauerntum nach eigener Gesetzlichkeit regierte, vernichtet.

Digitized by Google

wir der wissenschaftlichen Zusammenarbeit von Obst, von Troll und Merenski, die dem Grundübel Südafrikas, der Austrocknung, dem Sinken des Grundwasserspiegels, von ganz großen Untersuchungen aus zu Leibe gehen wollen. Auf diesem Feld fände sich zwischen Indischem und Atlantischem Ozean an der Südspitze des Schwarzen Erdteils eine wundervolle Gelegenheit zum Zusammenbau der Erfahrungen zweier Ozeane. Aber jenseits einer schmalen Schicht mit offenen Augen und freiem Blick sickern die Einsichten langsam in verhetzte Gemüter, auch wenn die Gefahr für die schmale weiße Oberschicht über den dunklen Millionen offen zutage tritt und die 2500 Deutschen unter den 8500 Europäern Ostafrikas heute so wenig entbehrlich sind, wie vor dem Krieg die 4100 unter 5300 Europäern neben schwarzer Flut und indischem Zustrom.

Entscheidend bleibt auch für den Deutschen bei allen kulturpolitischen Lösungen an transafrikanischen Zugängen der Kultur, Macht oder Wirtschaft zu dem fast überall von farbigen Rassen umrandeten Indischen Ozean und dann weiter durch ihn zum Pazifischen die ethnopolitische und rassenpolitische Leitfrage dieses Raumes. Bietet er – abgesehen von den schmalen Südspitzen des afrikanischen und australischen Festlandes, denen beiden jetzt ihre ausgesetzte Gefahrlage bewußt wird (Südafrika schneller, Australien langsamer) — ausreichende Siedelungsmöglichkeit und ausreichenden Siedelungsraum, um eine dauernde Führerstellung der weißen Rasse bei seiner Entwicklung zu gewährleisten oder nicht?

Gleitet die Entwicklung in die Geleise der französischen Eingeborenenpolitik, die aus demokratischem Doktrinarismus der widerspruchsvollen Lehren und Ideen von 1789 und wehrpolitischer Zahlensucht (rage de nombre) der größeren Anpassungsfähigkeit, dem Rassendurcheinander, daran das Römerreich starb, dem Kampf im Ehebett oder Lotterbett freies Spiel läßt? Geht sie den indischen Weg, wo das Blut der arischen Einwanderer trotz allem Kastenschutz der ursprünglichen drei oberen Kasten in dem sichtlich wieder vordringenden dunklen Blut der Dravida und Tamilen oder der rassisch wenig bekannten einstigen Träger der vorarischen Kultur des Industals verrieselt? Ist sein Herrendrang darin aber doch stark genug, um die Verwirklichung der indischen Träume von Afrika als „Indiens Amerika" anzustreben? Wird es einem indischen Imperialismus gelingen, den schon früher einmal breit dahingeflossenen Kultur- und Menschenstrom nach Hinterindien und Indonesien wieder zum Fließen zu bringen, dem die fleißigen Madrassihände in Rangun und auf Malakka vorarbeiten, von dem Ankorvat und Borobudur als Prunkdenkmale stehengeblieben sind, und von dessen Möglichkeiten der Wandererfolg der Inder über die Melanesier in der fernen Fijigruppe Zeugnis ablegt?

Digitized by Google

Damit stehen wir auch kulturpolitisch vor der Inderfrage in Ost- und Südafrika, in der die Briten zwischen ihrer weißen Südafrikaherrschaft und ihrem indischen Kaiserreich ein so schwieriges Ausweichespiel haben.

Die Inderfrage hat schon in Deutsch-Ostafrika, solange Deutschland die Verantwortung dafür trug, schwere Sorgen bereitet, obwohl die reinliche Exaktheit der deutschen Verwaltung, ihr ganzer militärischer Zug mit seinem Eingeborenenschutz dem eingewanderten arabischen und indischen Händlertum nicht so günstig war wie die längere britische Zügelführung mit ihrem Geschehen-Lassen (Laissez-aller). Brennender aber war sie, wie vorher schon einmal die Frage der eingeschleppten Malaien und Chinesen, in Südafrika. Dort hat ja auch Gandhi, die immer noch stärkste geistige Macht der indischen Unabhängigkeitsbewegung, seine Laufbahn angetreten und ist vom freiwilligen Verfechter des Empire-Cant durch praktische Erfahrung des Zwiespalts zwischen rassentoleranter Phrase und der Wirklichkeit unter dem British Raj zu dem Ankläger geworden, der in jener denkwürdigen Gerichtsverhandlung wie Christus vor dem angloindischen Pilatus einen nicht mehr zu verschließenden Spalt aufriß.

Ertrinkt darin das ganze fremdbürtige Kulturwerk um den Indischen Ozean oder nicht? Das ist die kulturpolitische Weiterwirkung der rassenpolitisch mit unerhörter Schärfe von Jungindien aus gestellten Frage. „Den Eingeborenen ist die schlechteste einheimische Regierung lieber als die beste fremdbürtige." – So faßte einmal ein scheidender Kenner des Randraumes um den Indischen Ozean seine Erkenntnisse zusammen. Admiral Suyetsugu tat einen ähnlichen Ausspruch, ehe er Minister des Innern in Japans entscheidendem Kriegskabinett wurde. Ist zwischen einem wirklich so denkenden Japan und einem nach Afrika übergreifenden Indien auf der ganzen afrikanisch-asiatischen Seite überhaupt noch Raum für euramerikanische Kulturpolitik? Wer hat diese Antithese in solcher Schärfe aufbauen helfen, wenn nicht die Spaltung der Welt durch die Ententepolitik von 1902 bis 1914 und nachher, worin u. a. der Sohn Chamberlain das Gegenteil von den Ideen verwirklichte, die sein größerer Vater mir 1899 in London darlegte? Dort sind die Wurzeln zur Überschärfung der Inderfrage, auch in Afrika. Daran trägt Deutschland keine Schuld, das gewiß nicht die farbigen Völker zum Kampf gegen Mitteleuropa aufbot.

Das blaue Spinnrad (Charka) im weißen, mittleren Streifen der waagrecht safrangelb-weiß-grün dreigestreiften indischen Unabhängigkeits- und Kongreßflagge ist ein kulturpolitisches Sinnbild von weittragender Bedeutung. Sie verkündet die Ablehnung jeder Industrialisierung in westlicher Form genau so, wie die rote aufgehende Sonne Japans ein

Digitized by Google

machtpolitisches Vorzeichen für den Anspruch auf Vorherrschaft ist, soweit die aufflammende Sonne die ganze pazifische Küste des Fernen Ostens bestrahlt. Es war ein Anspruch, der nur als solcher aus Mangel an kulturpolitischer Einsicht nicht rechtzeitig erkannt wurde, während andererseits ein uralter japanischer Spruch warnt: es sei gefährlich, gegen Sonnenaufgang zu schießen – eine vieldeutige Lehre, die jedenfalls dem Abendland zu denken geben sollte.

Versucht man, sich aus dem neuzeitlichen indischen Schrifttum ein klares Bild seiner afrikanischen Ansprüche zu machen, so geht es allermindestens auf volle Gleichberechtigung aus. „Gleiche Rechte für alle Menschen gleicher Zivilisation", wie Lord Olivier, ein ehemaliger Staatssekretär für Indien vor Jahren einen gedankenreichen Aufsatz schloß, der sich mit den Schwierigkeiten befaßte, die nun für die Kenyakolonie, das Tanganjikamandat, das portugiesische Mozambique und die Südafrikanische Union, nur gradweise verschieden, aus der Inderfrage in gleicher Weise hervorquellen. Dahinter steht der Vorzugsanspruch – denn es gab ja tatsächlich indische Siedelungen in Ostafrika, lange ehe die Portugiesen dort erschienen – den aber die Weißbuchkommission von 1923 in dreißig langen Sitzungen in seinen Wurzeln abschnitt.

General Smuts zog 1925 sogar Wegeners Theorie von der Wanderung der Kontinente als kulturpolitisches Argument heran für die Nordsüd-Orientierung gegenüber einer westöstlichen Südafrikas angesichts des Auseinanderdriftens von Gondwanaland und den andern Südspitzen der Kontinente. Die Zerklüftung zwischen „Schwarzer Gefahr", indischem Druck zugunsten der süd- und ostafrikanischen Landsleute und weißem Herrenbewußtsein wurde immer größer und zu einem Spaltpilz der britischen Umrandung der indopazifischen Meere.

Dr. Malan, ein südafrikanischer Innenminister, erklärte im Januar 1926 öffentlich, sein Ziel sei, die Inder so unter Druck zu setzen, daß sie von selbst das Land verließen; der Justizminister Room sekundierte ihm dabei. Umgekehrt setzten die Inder, damals schon ihrer Unabhängigkeitserklärung entgegensteuernd, die britische Außen- und Indienpolitik unter stärksten Druck für ein „Empire-Bürgerrecht", das vielleicht allein ein farbiges Riesendominium mit 360 Millionen bei einem Reich erhalten könnte, in dem es bei wirklicher Anwendung der so laut gepriesenen, wahrhaft demokratischen Grundsätze der Dreiviertelmehrheit entgegenwachsen müßte.

Auch die Gouverneurskonferenz von Nairobi wußte keinen Rat, sosehr sie die Verkehrsentwicklung auf der Linie Kap—Kairo förderte. Dabei sind die Zahlen der Inder in Afrika an sich gering, am höchsten in Natal mit etwa 150000 Köpfen zusammengedrängt, da ja schon die

Digitized by Google

Einwanderungsschranke von 1913 die Asiaten von Südafrika abgeschnürt hatte. Die Gesamtzahl in Südafrika umfaßt vielleicht 175000 bis 200000, in Kenya mehr als ein Zehntel davon: 22000 bis 25000 Köpfe. In allen Fällen handelt es sich um winzige Volksdichten in weiten Räumen, die nur in Sansibar-Pemba 85 erreichen, sonst nirgends über 11 (Uganda und Njassa) bis 16 (Basutoland) steigen und in Tanganjika auf 4, in der Union auf 6, in Rhodesien auf 1 bis 2 sinken. Aber dahinter stehen die Kultur- und Rassenempfindlichkeiten der 360 indischen Millionen: hinter jedem Gesetzgebungsakt, hinter jeder Einwanderungsbeschränkung, deren Vertretung z. B. im Kongreß Freizügigkeit und Gleichberechtigung innerhalb des Reiches fordert, wenn Indien auch nur angesonnen werden soll, als Dominium im Reichsverband zu bleiben. Diese Fragen sind in Japan schon seit 1910 aufmerksam verfolgt worden und haben die besten Kulturpolitiker Englands auf den Plan gerufen; bis zu einem gewissen Grade erfahren die Gegner der indischen Einwanderung in Afrika einen indirekten Schutz aus der sichtlichen Abneigung, mit der das moskaufreundliche Jungindien Jawaharlal Nehrus den Führungswünschen Japans in Ostasien entgegensteht, ohne zu merken, daß sein eigener Selbstbestimmungswunsch dadurch Auftrieb erfahren würde. Hier steht auf weite Sicht kulturpolitische Führung in großen Räumen auf dem Spiel.

19. SÜDSEEREIZ

Deutsche in der Südsee auf Wegen zu indopazifischer Geltung

Deutsche Kulturbeziehungen zur Südsee, zum Stillen Ozean sind so alt wie das Auftauchen der weißen Rasse im größten Meer der Erde überhaupt, wenn sie auch immer an dünnen und feinen, zumeist persönlichen Fäden hingen. Denn schon an der ersten Südseefahrt von Magalhães war deutscher Unternehmergeist, Wagemut und deutsches Geld beteiligt; und sie kamen sogar – trotz dem Verlust von zwei Dritteln des Geschwaders und dem Tode des Admirals auf Cebu – bei dem Verkauf der kostbaren Ladung des letzten heimgekehrten Schiffes auf ihre Rechnung.

Mitten in der Südsee, 3600 km von ihrem heutigen Besitzer Chile, 6200 km von Neuseeland, 2000 km von der nächsten namhaften Inselgruppe, liegt, nur 178 qkm groß – ein Stecknadelkopf auf der Erdkugel –, ein Eiland, das seine Bewohner vor seinem späteren weltbekannten Namen „Rapa nui" (Osterinsel) „Tepitu de Henua" oder Fenus (Nabel, Uterus der Welt), benannt hatten. In einem der besten kulturpolitischen Vorträge, die je über eine weltverlorene Insel gehalten wurden, wies (7. Juli

Digitized by Google

1937) Universitätsprofessor Dr. G. Rahm nach, daß, als sie am Osterfest 1722 entdeckt wurde, unter dem Holländer Roggeven als Befehlshaber einer kleinen Truppe des holländischen Geschwaders ein Deutscher, der Mecklenburger Karl Friedrich Behrens, dabei war. Ihm verdanken wir den ersten, äußerst wertvollen, weil ganz sachlichen Bericht über Pasch-Eiland, wie Roggeven die Insel nannte.

Damals war die heute kahle Insel noch bewaldet; ihre merkwürdigen Steinbilder trugen die seither abgefallenen Steinkronen aus rötlicher Tufflava. Mehr als ein Jahrhundert später fand Cook die Insel wieder auf, und wieder waren Deutsche in seinem Geleit, die beiden Forster: Johann Reinhold und Georg; und als 1818 der „Rurik" davor ankerte, war Adelbert v. Chamisso an Bord, sang Loblieder auf die Kanaken, die man nicht Barbaren oder Wilde nennen dürfe, und verlieh der benachbarten Klippe Salas y Gomez durch sein Gedicht in einer Kultursprache den Ewigkeitswert, der ihr sonst schwerlich beschieden gewesen wäre.

Inzwischen aber hatte auf der Insel, die höchstens 10000 Menschen ernähren konnte und damals etwa 3000 beherbergt haben mag, ein Umsturz stattgefunden. Die im 12. oder 13. Jahrhundert zugewanderten Polynesier, im 14. oder 15. Jahrhundert von Melanesiern unterjocht, hatten sich gegen ihre Herren erhoben, deren Denkmäler zerstört, mindestens deren weitere Errichtung unterbrochen. Beide Erobererstämme sind sicher, was auch nach den Blutgruppenzugehörigkeiten wahrscheinlich ist, von Westen nach Osten meerüber gefahren, dann wohl auch nach Chile weitergewandert, wo ihre Spuren nach H. Schneider-Concepcion, wieder deutscher Herkunft, auf der kleinen Insel La Mocha gefunden wurden.

So ist mit der vielleicht am meisten romantischen Stelle der Südsee, voll von leider unlesbaren Kulturrunen, die wohl nicht so alt sind, wie man sie zeitweise schätzte, auch deutsche Romantik verbunden, wie es deutsche Wirtschaft mit der ersten Fahrt der weißen Rasse war, die zuerst die volle pazifische Breite überwand, die allerdings von den Anrainern längst zuvor überwunden worden war.

In bunter Folge ranken sich weiterhin verstiegene Romantik und kühle, nüchterne Kaufmannschaft durch die Beziehungen Deutschlands zur Südsee; diese Eigenart bleibt ihnen bis heute. Finden wir in den blühenden und ertragreichen Unternehmungen der Hamburger Handelshäuser Godeffroy und Hernsheim auf Samoa und den Marschallinseln um Jaluit doch auch feinste kulturpolitische Blüten, wie etwa den Privatdruck von Hernsheim über Jaluit, neben den wirtschaftlichen Früchten. Betrachten wir den stattlichen deutschen Leserkreis typischer Südsee-Romantiker aus anderen Sprachen, wie Stevenson, Tomlinson, blättern wir in den auch vom Schrifttumsstandpunkt fesselnden Tagebüchern der beiden Forster

Digitized by Google

um Cook; weht uns der romantische Einschlag der beliebtesten Nachkriegsweltfahrer in der Südsee entgegen bei Francé-Harrar, Johann-Wollschläger, Colin Roß, so zeigen auch sie die große Spannungsweite zwischen Romantik und Geschäft im deutschen Verhältnis zur Südsee. Gilt gewiß im größten Ozean erst recht das Wort von Gibbon: „Wind und Wellen sind allzeit auf der Seite der fähigsten Seefahrer", so fehlte es den Deutschen durchaus nicht an „fähigsten Seefahrern", wohl aber diesen am Machtrückhalt und Volksverständnis, die allein in Dauerformen gestalten konnten, was ihre vereinzelte Schau erfaßte. Wer sich an dieser Schau nun so beteiligen wollte, daß für die Kultur, die Macht und Wirtschaft seines Vaterlandes Vorteil aus seinem persönlichen Verstehen erwüchse, der mußte sich natürlich klar sein, daß er in mehr als einem Sinne von Antipoden zu Antipoden kam.

Wie aber wirkte nun als Ganzes sein Antipodenreich auf Deutschland? Wie sah zuletzt kulturpolitisch, macht- und wirtschaftsgeographisch, wie aber auch – in dieser Betrachtungsweise viel kritischer dastehend – wehrgeopolitisch die deutsche Südseestellung aus? Ließ sie sich aus ihrer Entstehung für uns als etwas art- und bodengemäß Gewachsenes begreifen? Was blieb für uns von ihr übrig?

In diese drei Fragenkreise ist wohl der Gesamtumfang deutscher Kulturpolitik in der Südsee beschlossen.

Bei bloßer kartographischer Betrachtung schon fällt ihre Spannweite und ihre wehrpolitische Belastung auf: die Ausdehnung ihrer Verankerung zwischen der Flottenstation von Kiautschau und der Schantungstellung, die beste deutsche Köpfe, Richthofen und Tirpitz, herausgesucht hatten, in deren Ausbau ein für die kurze Zeit mächtiger geistiger Aufwand steckte: zwischen der Stärke der deutschen Wirtschaftsstellung auf der hinterindischen Halbinsel in Siam; zwischen den einzelnen, so durchgängigen und typisch ozeanischen Inselkränzen und Inselwolken der Ladronen, Marianen, Karolinen und Marschallinseln, dem Viertel von Neuguinea und dem Großteil von Samoa.

Nachdenklich stimmen mußte, daß überall fremde Beobachtungsposten und Kabelrechte eingesprenkelt waren: in Schantung Weihaiwei, in den Marianen Guam als Zwischenposten der amerikanischen Philippinenstellung, unter deren Schatten die Suluinseln lagen, die sich vergeblich um ein deutsches Protektorat bemüht hatten; in Neuguinea das australische Südostviertel der Rieseninsel mit Port Moresby; in Samoa das amerikanische Pago-Pago und ringsum argwöhnische und mißgünstige Missionen. Von Norden forderte der Bonin- und Vulkanbogen, die Südfortsetzung des japanischen Fujibogens, eine Ausweitung in das „Nanyo"-Gebiet hinein, dem Formosa-Taiwan als Übergangsstation voranlag.

Digitized by Google

Keinem Beobachter, der tiefer blickte, entging der seltsame Gegensatz zwischen kulturgeographischem Sicherheitsgefühl und wehrgeographischer Hochspannung, der über diesem Reiche lag.

Er war weltpolitisch bedingt durch einen Widerspruch, der nur bei höchster Vorsicht im Manövrieren des Mutterlandes allenfalls auszugleichen gewesen wäre: dem zwischen den rein ozeanischen Daseinsgrundlagen des Südseereiches und dem über Tsingtau und der Schantungbahn für Weitblickende sichtbaren Endpunkt transkontinentaler, eurasiatischer Eisenbahnpolitik (vgl. Brooks-Adams!). Diese hätte eine deutsch-russisch-japanische Zusammenarbeit vorausgesetzt, wie sie Fürst Ito, Graf Goto u. a. in Japan vorschwebte, wie sie in meinem wehrpolitischen Buch „Dai Nihon" schon 1913 im Abschnitt XV vorgezeichnet worden ist. Dieser typischen Kontinentalpolitik aber widerstrebten die Daseinsbedingungen des am meisten ozeanischen Inselreichs der Erde, das nur zusammen mit den ozeanischen Mächten zu halten war in einer Verbandsmöglichkeit, wie sie kooperativ, allenfalls noch mit den USA. in stiller Teilhaberschaft, als Arbeitsgemeinschaft zwischen Deutschland, Großbritannien und Japan dem alten Chamberlain noch 1899 vorgeschwebt hatte.

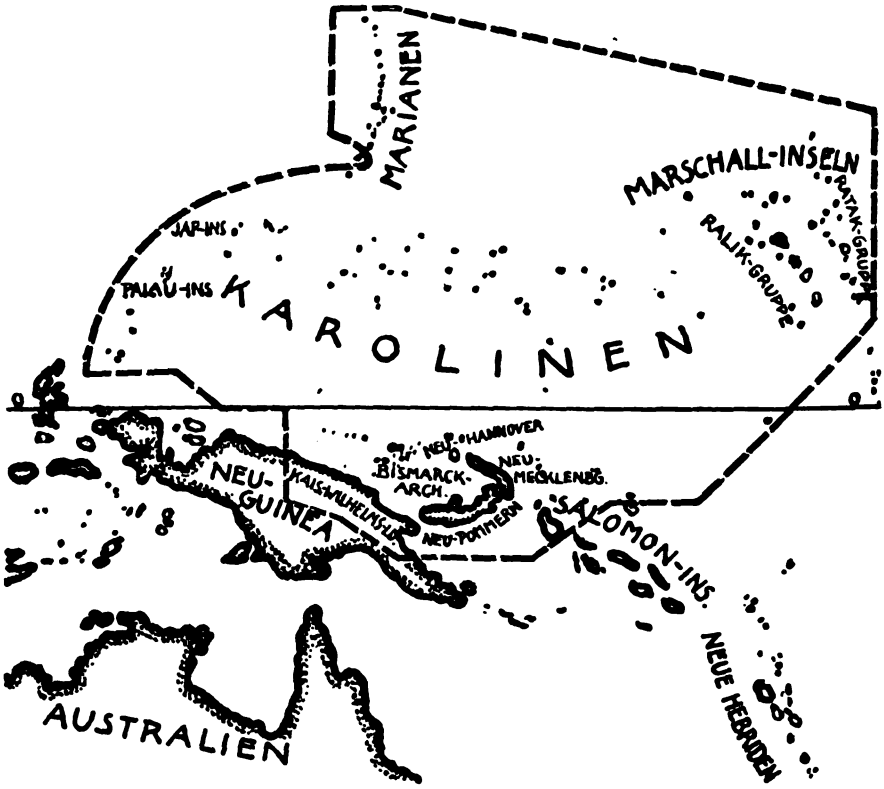
Die kulturgeographischen Reize und wehrpolitischen Zerrungen dieser Lage sind mit ein Antrieb zu meinem Buch: „Geopolitik des Pazifischen Ozeans" gewesen. In einem straffen Band: „Das Deutsche Kolonialreich" hat Georg Wegener, der 1900 der Flaggenhissung in Samoa beiwohnte und „Deutschland im Stillen Ozean" beschrieben hat, die geopolitischen Daseinsbedingungen unserer überseeischen Besitztümer zusammengefaßt. Sie umfaßten ja im Großen Ozean winzige Landräume, im Verhältnis zu den weiten Seestrecken, über die hinweg sie zusammengehalten werden mußten: Kaiser-Wilhelm-Land und Bismarckarchipel mit 237000 qkm und 300000 Einwohnern; Karolinen, Marianen und Marschallinseln mit 2600 qkm und 56000 Einwohnern; Samoa mit 2572 qkm und 35000 Einwohnern; Kiautschau mit 552 qkm unmittelbar erpachteter, 50 km im Umkreise, etwa 7100 qkm als Vorfeld geschützter Fläche und 192000 Einwohnern. Also denkbar ungleiche Raumwerte! Das waren, als Agrarproblem gesehen, 240427 qkm mit allen Abstufungen pflanzengeographischer Nutzungsarten vom tropischen über das subtropische zum gemäßigten Klima; mit nur ungefähr 583000 Einwohnern, der Menschenzahl einer einzigen deutschen Stadt auf der halben Landfläche des Reiches; mit Meeresbreiten und Seeräumen, die nur durch die zweitstärkste Flotte der Erde allenfalls zu schützen waren – wenn die Zentralmächte allein blieben.

Welche großräumige Volksauffassung, welches weitsichtige Weltbild setzte ein solcher Besitz beim Aufdämmern des Pazifischen Zeitalters voraus!

Digitized by Google

Das Inselreich allein, ohne seine Anhaftepunkte auf Europa gelegt, entsprach ungefähr Europas Abmessungen und zwang jeden Angestellten dort, zum mindesten in kleineuropäischen Raumweiten zu denken.

Wie waren die Deutschen dazu gekommen, ein immerhin durch Wasserstraßen zusammenhängendes Gebiet mit solchen kulturpolitischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten überhaupt noch erwerben zu können in einer Zeitperiode, in der bereits die dritte pazifische Flurbereinigung be-



Karte 10. Die deutsche Südseestellung.

gann, die nach dem Spanisch-Amerikanischen Kriege zu einer völligen Bodenverteilung im Pazifik führte? Wie war ein solcher Erwerb möglich, noch dazu, nachdem die gescheiterte Samoavorlage mit einer unsterblichen Blamage des Deutschen Reichstags, der sie ablehnte, 1880 die Weltaufmerksamkeit vorzeitig auf die deutschen Raumwünsche in der Südsee gelenkt hatte?

Nachdem Deutschland vielleicht am längsten auf den wenig tragbaren Wogenschäumen der gesamteuropäischen Südseeromantik mitgeschwommen war, in der die beiden Forster wohl den Höhepunkt bedeuten, die

Digitized by Google

aber nie ganz abklang, überwand die Schneide zwischen Romantik und Kaufmannsgeist im großen Stil von Valparaiso aus das Hamburger Haus Godeffroy. Es fand Nachfahren in verwandtem großen Stil in den Hernsheim auf Jaluit, in dem Hause Schlubach sonst an pazifischen Ufern, königlichen Kaufleuten, bei denen Handels-, Kunst- und Wissenschaftsinteressen nicht zu scheiden waren und ethnopolitische als notwendige Machtunterlage zwangsläufig mitvertreten wurden. Gleichen Schrittes stießen deutsche Missionen in das so reichlich aufgelockerte Gebiet vor. Das Haus Godeffroy hatte, von Apia auf Upolu in Samoa ausgehend, etwa 50 Faktoreien zunächst auf Samoa, dann auf Tonga-, Ellis-, Gilbertinseln, Salomonen und Bismarckarchipel errichtet; seine Tropenpflanzungen waren durch eine eigene Flotte verbunden, die Unternehmungen aber zu weit ausgedehnt, so daß der Niederbruch drohte, dem Bismarck durch eine bescheidene Zinsgewähr des Reiches vorbeugen wollte. Ludwig Bambergers Querköpfigkeit brachte die Vorlage zu Fall; aber aus dem Volkszorn darüber wuchs 1882 der Deutsche Kolonialverein empor (Frhr. v. Maltzan, Fürst Herrmann Hohenlohe-Langenburg) und 1887 die Deutsche Kolonialgesellschaft.

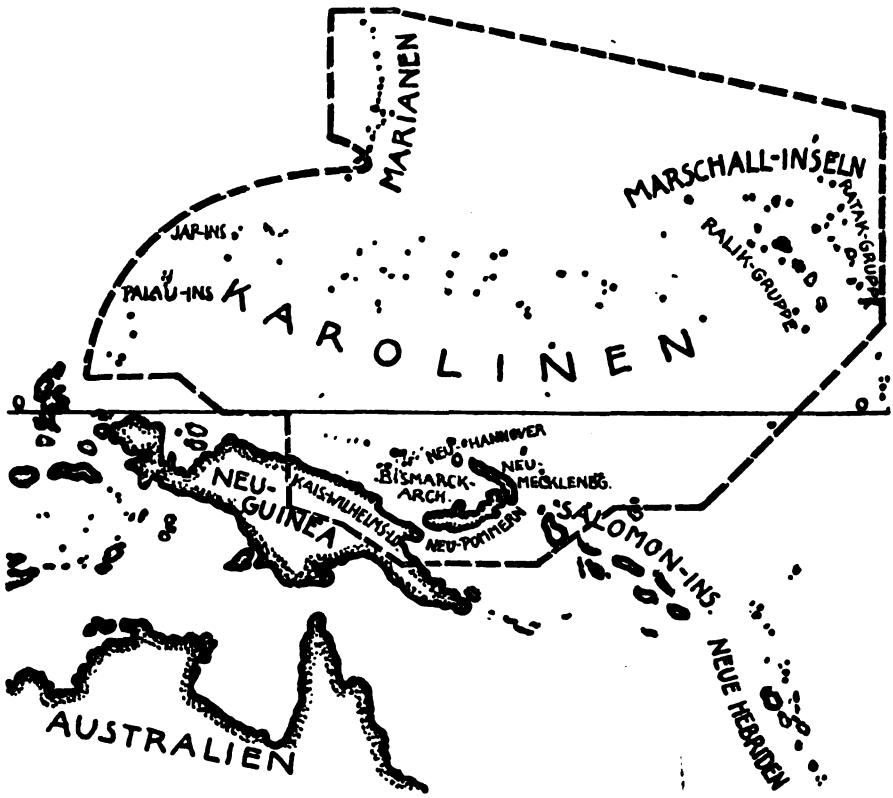
Das Vorgehen des Hauses Godeffroy und der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee" war das dem Pazifik angemessene Verfahren, das der binnendeutschen Vereine, Verbände und Bünde war das verkehrte; aber es schien den Gründern zum Wachrufen weiträumiger Einsichten unerläßlich, wenn auch natürlich sofort die Eifersucht Australiens auf den Plan gerufen wurde. Immerhin waren in der Südsee die Stützpunkte der Godeffroy, der Hernsheim auf den Marschallinseln und im Nordosten von Neuguinea und für die Insel selbst (seit 1882) Anregungen von Adolf von Hansemann als Ausgangspunkte festgelegt. Als Queensland kurzerhand Neuguinea als annektiert erklärte, zögerte die britische Regierung, und der deutsche Kolonialpionier Dr. Finsch kam im Juni 1884 mit seiner Bitte, seinen Landerwerb unter deutschen Schutz zu stellen, dem australischen Neid und der heimatlichen Kurzsichtigkeit Bambergers zuvor.

Nach schweren Zerrungen wurde am 5. Februar 1885 durch Lord Granville der australische Anspruch abgewiesen, und im April erfolgte die friedliche Teilung der Rieseninsel zwischen Holland, das die Westhälfte erhielt, Deutschland, das ein Nordostviertel und die Inseln des späteren Bismarckarchipels und Buka, Bougainville, Choiseul und Ysabel von den Salomonen gewann, und Australien im Südostviertel um Port Moresby. 1885 gelang dann noch die Flaggenhissung auf den Marschallinseln; erst 1898 folgte Kiautschau; 1899 der Kauf der Marianen, Karolinen und Palau-Inseln aus dem spanischen Reichserbe für 16¾ Millionen Mark und end-

Digitized by Google

Das Inselreich allein, ohne seine Anhaftepunkte auf Europa gelegt, entsprach ungefähr Europas Abmessungen und zwang jeden Angestellten dort, zum mindesten in kleineuropäischen Raumweiten zu denken.

Wie waren die Deutschen dazu gekommen, ein immerhin durch Wasserstraßen zusammenhängendes Gebiet mit solchen kulturpolitischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten überhaupt noch erwerben zu können in einer Zeitperiode, in der bereits die dritte pazifische Flurbereinigung be-



Karte 10. Die deutsche Südseestellung.

gann, die nach dem Spanisch-Amerikanischen Kriege zu einer völligen Bodenverteilung im Pazifik führte? Wie war ein solcher Erwerb möglich, noch dazu, nachdem die gescheiterte Samoavorlage mit einer unsterblichen Blamage des Deutschen Reichstags, der sie ablehnte, 1880 die Weltaufmerksamkeit vorzeitig auf die deutschen Raumwünsche in der Südsee gelenkt hatte?

Nachdem Deutschland vielleicht am längsten auf den wenig tragbaren Wogenschäumen der gesamteuropäischen Südseeromantik mitgeschwommen war, in der die beiden Forster wohl den Höhepunkt bedeuten, die

Digitized by Google

aber nie ganz abklang, überwand die Schneide zwischen Romantik und Kaufmannsgeist im großen Stil von Valparaiso aus das Hamburger Haus Godeffroy. Es fand Nachfahren in verwandtem großen Stil in den Hernsheim auf Jaluit, in dem Hause Schlubach sonst an pazifischen Ufern, königlichen Kaufleuten, bei denen Handels-, Kunst- und Wissenschaftsinteressen nicht zu scheiden waren und ethnopolitische als notwendige Machtunterlage zwangsläufig mitvertreten wurden. Gleichen Schrittes stießen deutsche Missionen in das so reichlich aufgelockerte Gebiet vor. Das Haus Godeffroy hatte, von Apia auf Upolu in Samoa ausgehend, etwa 50 Faktoreien zunächst auf Samoa, dann auf Tonga-, Ellis-, Gilbertinseln, Salomonen und Bismarckarchipel errichtet; seine Tropenpflanzungen waren durch eine eigene Flotte verbunden, die Unternehmungen aber zu weit ausgedehnt, so daß der Niederbruch drohte, dem Bismarck durch eine bescheidene Zinsgewähr des Reiches vorbeugen wollte. Ludwig Bambergers Querköpfigkeit brachte die Vorlage zu Fall; aber aus dem Volkszorn darüber wuchs 1882 der Deutsche Kolonialverein empor (Frhr. v. Maltzan, Fürst Herrmann Hohenlohe-Langenburg) und 1887 die Deutsche Kolonialgesellschaft.

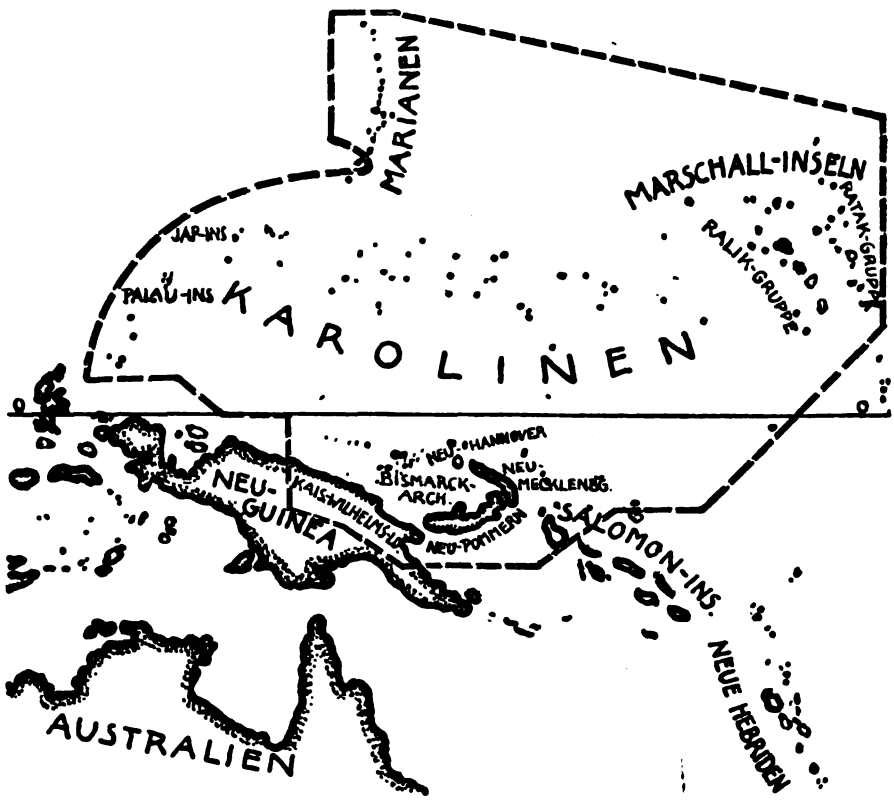
Das Vorgehen des Hauses Godeffroy und der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee" war das dem Pazifik angemessene Verfahren, das der binnendeutschen Vereine, Verbände und Bünde war das verkehrte; aber es schien den Gründern zum Wachrufen weiträumiger Einsichten unerläßlich, wenn auch natürlich sofort die Eifersucht Australiens auf den Plan gerufen wurde. Immerhin waren in der Südsee die Stützpunkte der Godeffroy, der Hernsheim auf den Marschallinseln und im Nordosten von Neuguinea und für die Insel selbst (seit 1882) Anregungen von Adolf von Hansemann als Ausgangspunkte festgelegt. Als Queensland kurzerhand Neuguinea als annektiert erklärte, zögerte die britische Regierung, und der deutsche Kolonialpionier Dr. Finsch kam im Juni 1884 mit seiner Bitte, seinen Landerwerb unter deutschen Schutz zu stellen, dem australischen Neid und der heimatlichen Kurzsichtigkeit Bambergers zuvor.

Nach schweren Zerrungen wurde am 5. Februar 1885 durch Lord Granville der australische Anspruch abgewiesen, und im April erfolgte die friedliche Teilung der Rieseninsel zwischen Holland, das die Westhälfte erhielt, Deutschland, das ein Nordostviertel und die Inseln des späteren Bismarckarchipels und Buka, Bougainville, Choiseul und Ysabel von den Salomonen gewann, und Australien im Südostviertel um Port Moresby. 1885 gelang dann noch die Flaggenhissung auf den Marschallinseln; erst 1898 folgte Kiautschau; 1899 der Kauf der Marianen, Karolinen und Palau-Inseln aus dem spanischen Reichserbe für 16¾ Millionen Mark und end-

Digitized by Google

Das Inselreich allein, ohne seine Anhaftepunkte auf Europa gelegt, entsprach ungefähr Europas Abmessungen und zwang jeden Angestellten dort, zum mindesten in kleineuropäischen Raumweiten zu denken.

Wie waren die Deutschen dazu gekommen, ein immerhin durch Wasserstraßen zusammenhängendes Gebiet mit solchen kulturpolitischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten überhaupt noch erwerben zu können in einer Zeitperiode, in der bereits die dritte pazifische Flurbereinigung be-



Karte 10. Die deutsche Südseestellung.

gann, die nach dem Spanisch-Amerikanischen Kriege zu einer völligen Bodenverteilung im Pazifik führte? Wie war ein solcher Erwerb möglich, noch dazu, nachdem die gescheiterte Samoavorlage mit einer unsterblichen Blamage des Deutschen Reichstags, der sie ablehnte, 1880 die Weltaufmerksamkeit vorzeitig auf die deutschen Raumwünsche in der Südsee gelenkt hatte?

Nachdem Deutschland vielleicht am längsten auf den wenig tragbaren Wogenschäumen der gesamteuropäischen Südseeromantik mitgeschwommen war, in der die beiden Forster wohl den Höhepunkt bedeuten, die

Digitized by Google

aber nie ganz abklang, überwand die Schneide zwischen Romantik und Kaufmannsgeist im großen Stil von Valparaiso aus das Hamburger Haus Godeffroy. Es fand Nachfahren in verwandtem großen Stil in den Hernsheim auf Jaluit, in dem Hause Schlubach sonst an pazifischen Ufern, königlichen Kaufleuten, bei denen Handels-, Kunst- und Wissenschaftsinteressen nicht zu scheiden waren und ethnopolitische als notwendige Machtunterlage zwangsläufig mitvertreten wurden. Gleichen Schrittes stießen deutsche Missionen in das so reichlich aufgelockerte Gebiet vor. Das Haus Godeffroy hatte, von Apia auf Upolu in Samoa ausgehend, etwa 50 Faktoreien zunächst auf Samoa, dann auf Tonga-, Ellis-, Gilbertinseln, Salomonen und Bismarckarchipel errichtet; seine Tropenpflanzungen waren durch eine eigene Flotte verbunden, die Unternehmungen aber zu weit ausgedehnt, so daß der Niederbruch drohte, dem Bismarck durch eine bescheidene Zinsgewähr des Reiches vorbeugen wollte. Ludwig Bambergers Querköpfigkeit brachte die Vorlage zu Fall; aber aus dem Volkszorn darüber wuchs 1882 der Deutsche Kolonialverein empor (Frhr. v. Maltzan, Fürst Herrmann Hohenlohe-Langenburg) und 1887 die Deutsche Kolonialgesellschaft.

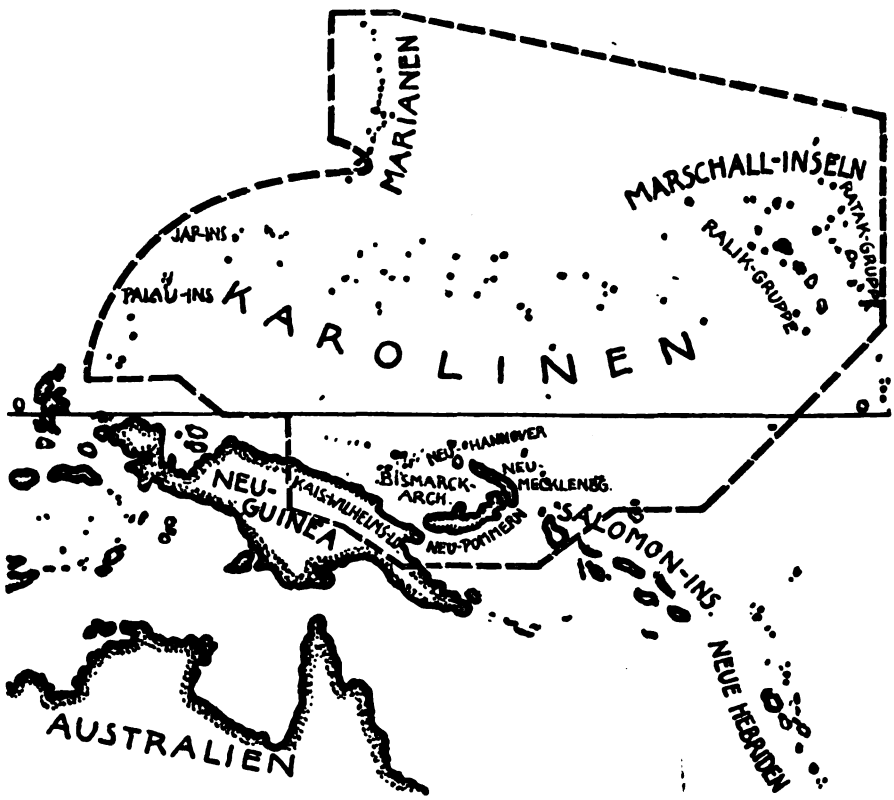
Das Vorgehen des Hauses Godeffroy und der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee" war das dem Pazifik angemessene Verfahren, das der binnendeutschen Vereine, Verbände und Bünde war das verkehrte; aber es schien den Gründern zum Wachrufen weiträumiger Einsichten unerläßlich, wenn auch natürlich sofort die Eifersucht Australiens auf den Plan gerufen wurde. Immerhin waren in der Südsee die Stützpunkte der Godeffroy, der Hernsheim auf den Marschallinseln und im Nordosten von Neuguinea und für die Insel selbst (seit 1882) Anregungen von Adolf von Hansemann als Ausgangspunkte festgelegt. Als Queensland kurzerhand Neuguinea als annektiert erklärte, zögerte die britische Regierung, und der deutsche Kolonialpionier Dr. Finsch kam im Juni 1884 mit seiner Bitte, seinen Landerwerb unter deutschen Schutz zu stellen, dem australischen Neid und der heimatlichen Kurzsichtigkeit Bambergers zuvor.

Nach schweren Zerrungen wurde am 5. Februar 1885 durch Lord Granville der australische Anspruch abgewiesen, und im April erfolgte die friedliche Teilung der Rieseninsel zwischen Holland, das die Westhälfte erhielt, Deutschland, das ein Nordostviertel und die Inseln des späteren Bismarckarchipels und Buka, Bougainville, Choiseul und Ysabel von den Salomonen gewann, und Australien im Südostviertel um Port Moresby. 1885 gelang dann noch die Flaggenhissung auf den Marschallinseln; erst 1898 folgte Kiautschau; 1899 der Kauf der Marianen, Karolinen und Palau-Inseln aus dem spanischen Reichserbe für 16¾ Millionen Mark und end-

Digitized by Google

Das Inselreich allein, ohne seine Anhaftepunkte auf Europa gelegt, entsprach ungefähr Europas Abmessungen und zwang jeden Angestellten dort, zum mindesten in kleineuropäischen Raumweiten zu denken.

Wie waren die Deutschen dazu gekommen, ein immerhin durch Wasserstraßen zusammenhängendes Gebiet mit solchen kulturpolitischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten überhaupt noch erwerben zu können in einer Zeitperiode, in der bereits die dritte pazifische Flurbereinigung be-



Karte 10. Die deutsche Südseestellung.

gann, die nach dem Spanisch-Amerikanischen Kriege zu einer völligen Bodenverteilung im Pazifik führte? Wie war ein solcher Erwerb möglich, noch dazu, nachdem die gescheiterte Samoavorlage mit einer unsterblichen Blamage des Deutschen Reichstags, der sie ablehnte, 1880 die Weltaufmerksamkeit vorzeitig auf die deutschen Raumwünsche in der Südsee gelenkt hatte?

Nachdem Deutschland vielleicht am längsten auf den wenig tragbaren Wogenschäumen der gesamteuropäischen Südseeromantik mitgeschwommen war, in der die beiden Forster wohl den Höhepunkt bedeuten, die

Digitized by Google

aber nie ganz abklang, überwand die Schneide zwischen Romantik und Kaufmannsgeist im großen Stil von Valparaiso aus das Hamburger Haus Godeffroy. Es fand Nachfahren in verwandtem großen Stil in den Hernsheim auf Jaluit, in dem Hause Schlubach sonst an pazifischen Ufern, königlichen Kaufleuten, bei denen Handels-, Kunst- und Wissenschaftsinteressen nicht zu scheiden waren und ethnopolitische als notwendige Machtunterlage zwangsläufig mitvertreten wurden. Gleichen Schrittes stießen deutsche Missionen in das so reichlich aufgelockerte Gebiet vor. Das Haus Godeffroy hatte, von Apia auf Upolu in Samoa ausgehend, etwa 50 Faktoreien zunächst auf Samoa, dann auf Tonga-, Ellis-, Gilbertinseln, Salomonen und Bismarckarchipel errichtet; seine Tropenpflanzungen waren durch eine eigene Flotte verbunden, die Unternehmungen aber zu weit ausgedehnt, so daß der Niederbruch drohte, dem Bismarck durch eine bescheidene Zinsgewähr des Reiches vorbeugen wollte. Ludwig Bambergers Querköpfigkeit brachte die Vorlage zu Fall; aber aus dem Volkszorn darüber wuchs 1882 der Deutsche Kolonialverein empor (Frhr. v. Maltzan, Fürst Herrmann Hohenlohe-Langenburg) und 1887 die Deutsche Kolonialgesellschaft.

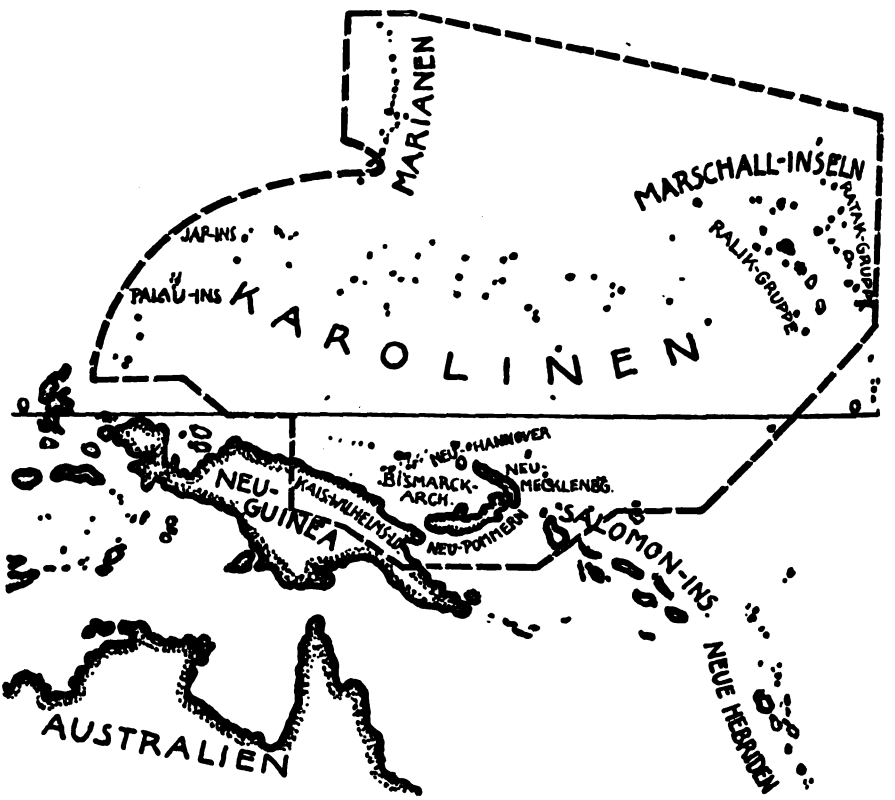
Das Vorgehen des Hauses Godeffroy und der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee" war das dem Pazifik angemessene Verfahren, das der binnendeutschen Vereine, Verbände und Bünde war das verkehrte; aber es schien den Gründern zum Wachrufen weiträumiger Einsichten unerläßlich, wenn auch natürlich sofort die Eifersucht Australiens auf den Plan gerufen wurde. Immerhin waren in der Südsee die Stützpunkte der Godeffroy, der Hernsheim auf den Marschallinseln und im Nordosten von Neuguinea und für die Insel selbst (seit 1882) Anregungen von Adolf von Hansemann als Ausgangspunkte festgelegt. Als Queensland kurzerhand Neuguinea als annektiert erklärte, zögerte die britische Regierung, und der deutsche Kolonialpionier Dr. Finsch kam im Juni 1884 mit seiner Bitte, seinen Landerwerb unter deutschen Schutz zu stellen, dem australischen Neid und der heimatlichen Kurzsichtigkeit Bambergers zuvor.

Nach schweren Zerrungen wurde am 5. Februar 1885 durch Lord Granville der australische Anspruch abgewiesen, und im April erfolgte die friedliche Teilung der Rieseninsel zwischen Holland, das die Westhälfte erhielt, Deutschland, das ein Nordostviertel und die Inseln des späteren Bismarckarchipels und Buka, Bougainville, Choiseul und Ysabel von den Salomonen gewann, und Australien im Südostviertel um Port Moresby. 1885 gelang dann noch die Flaggenhissung auf den Marschallinseln; erst 1898 folgte Kiautschau; 1899 der Kauf der Marianen, Karolinen und Palau-Inseln aus dem spanischen Reichserbe für 16¾ Millionen Mark und end-

Digitized by Google

Das Inselreich allein, ohne seine Anhaftepunkte auf Europa gelegt, entsprach ungefähr Europas Abmessungen und zwang jeden Angestellten dort, zum mindesten in kleineuropäischen Raumweiten zu denken.

Wie waren die Deutschen dazu gekommen, ein immerhin durch Wasserstraßen zusammenhängendes Gebiet mit solchen kulturpolitischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten überhaupt noch erwerben zu können in einer Zeitperiode, in der bereits die dritte pazifische Flurbereinigung be-



Karte 10. Die deutsche Südseestellung.

gann, die nach dem Spanisch-Amerikanischen Kriege zu einer völligen Bodenverteilung im Pazifik führte? Wie war ein solcher Erwerb möglich, noch dazu, nachdem die gescheiterte Samoavorlage mit einer unsterblichen Blamage des Deutschen Reichstags, der sie ablehnte, 1880 die Weltaufmerksamkeit vorzeitig auf die deutschen Raumwünsche in der Südsee gelenkt hatte?

Nachdem Deutschland vielleicht am längsten auf den wenig tragbaren Wogenschäumen der gesamteuropäischen Südseeromantik mitgeschwommen war, in der die beiden Forster wohl den Höhepunkt bedeuten, die

Digitized by Google

aber nie ganz abklang, überwand die Schneide zwischen Romantik und Kaufmannsgeist im großen Stil von Valparaiso aus das Hamburger Haus Godeffroy. Es fand Nachfahren in verwandtem großen Stil in den Hernsheim auf Jaluit, in dem Hause Schlubach sonst an pazifischen Ufern, königlichen Kaufleuten, bei denen Handels-, Kunst- und Wissenschaftsinteressen nicht zu scheiden waren und ethnopolitische als notwendige Machtunterlage zwangsläufig mitvertreten wurden. Gleichen Schrittes stießen deutsche Missionen in das so reichlich aufgelockerte Gebiet vor. Das Haus Godeffroy hatte, von Apia auf Upolu in Samoa ausgehend, etwa 50 Faktoreien zunächst auf Samoa, dann auf Tonga-, Ellis-, Gilbertinseln, Salomonen und Bismarckarchipel errichtet; seine Tropenpflanzungen waren durch eine eigene Flotte verbunden, die Unternehmungen aber zu weit ausgedehnt, so daß der Niederbruch drohte, dem Bismarck durch eine bescheidene Zinsgewähr des Reiches vorbeugen wollte. Ludwig Bambergers Querköpfigkeit brachte die Vorlage zu Fall; aber aus dem Volkszorn darüber wuchs 1882 der Deutsche Kolonialverein empor (Frhr. v. Maltzan, Fürst Herrmann Hohenlohe-Langenburg) und 1887 die Deutsche Kolonialgesellschaft.

Das Vorgehen des Hauses Godeffroy und der „Deutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee" war das dem Pazifik angemessene Verfahren, das der binnendeutschen Vereine, Verbände und Bünde war das verkehrte; aber es schien den Gründern zum Wachrufen weiträumiger Einsichten unerläßlich, wenn auch natürlich sofort die Eifersucht Australiens auf den Plan gerufen wurde. Immerhin waren in der Südsee die Stützpunkte der Godeffroy, der Hernsheim auf den Marschallinseln und im Nordosten von Neuguinea und für die Insel selbst (seit 1882) Anregungen von Adolf von Hansemann als Ausgangspunkte festgelegt. Als Queensland kurzerhand Neuguinea als annektiert erklärte, zögerte die britische Regierung, und der deutsche Kolonialpionier Dr. Finsch kam im Juni 1884 mit seiner Bitte, seinen Landerwerb unter deutschen Schutz zu stellen, dem australischen Neid und der heimatlichen Kurzsichtigkeit Bambergers zuvor.

Nach schweren Zerrungen wurde am 5. Februar 1885 durch Lord Granville der australische Anspruch abgewiesen, und im April erfolgte die friedliche Teilung der Rieseninsel zwischen Holland, das die Westhälfte erhielt, Deutschland, das ein Nordostviertel und die Inseln des späteren Bismarckarchipels und Buka, Bougainville, Choiseul und Ysabel von den Salomonen gewann, und Australien im Südostviertel um Port Moresby. 1885 gelang dann noch die Flaggenhissung auf den Marschallinseln; erst 1898 folgte Kiautschau; 1899 der Kauf der Marianen, Karolinen und Palau-Inseln aus dem spanischen Reichserbe für 16¾ Millionen Mark und end-

Digitized by Google

lich, nach vielen Zerrungen und Unfällen von 1880, über den Taifun von 1889, am 16. Februar 1900 das Samoa-Abkommen.

Als Gegenpfeiler weitab am Indischen Ozean war von 1885—1889/90 Deutsch-Ostafrika ins Leben getreten: mit 995000 qkm und 8 Millionen Einwohnern ein Festlandblock von einer Hinterlandtiefe, der sich aus eigener Kraft durch einen Weltkrieg durchzuhalten vermochte: kultur- und machtpolitisch ein kontinentaler Gegensatz zu dem aufgelockerten Südseereich, aus dem geopolitisch und kolonialwissenschaftlich größte Werte zu gewinnen waren.

Eine kulturpolitische Hypothek aus alten Zeiten freilich lastete, ohne eigentlich bemerkt zu werden, über allen Besitzergreifungen weißer Mächte in der Südsee: das war die Verschiedenheit des europäischen und ostasiatischen Südseebegriffs. Im europäisch-amerikanischen Weltbild gingen Südsee und Weite des Pazifischen Ozeans nicht scharf geschieden ineinander über. Ostasien unterschied scharf zwischen der Wasserwüste des Tai-Heiyo und dem Nan-Yo, Südozean, dessen Mittelpunkt und wichtigste Ausgleichsfläche sich den Ostasiaten im Austral-Asiatischen Mittelmeer darstellte, wie es von Lautensach und Wiersbitzky als Zerrungsfeld geschildert wurde.

In die so von ihnen begriffene Südsee waren die Ostasiaten, Chinesen wie Japaner, lange vor dem Auftauchen der Portugiesen eingesickert und besaßen gesonderte Kolonien, Stadtviertel (machi), z. B. in Malakka, auf Java, gegen das ein chinesischer Kaiser Flotten und Heere entsandte. Nach dem ersten Chinesenpogrom in Batavia 1740, noch dazu unter einem deutschen Generalgouverneur, v. Imhof (es hat im ganzen vier Generalgouverneuere deutscher Herkunft in Indonesien gegeben), wurde an den mächtigen Mandschu-Kaiser Kienlung eine Sühnebotschaft gesendet, der er aber antworten ließ: seiner Regierung liege nichts an landflüchtigen Volksgenossen, die die Gräber ihrer Ahnen verlassen hätten. Diese Umstände haben sich gründlich geändert. Jetzt sind im Volksraad die Vertreter der 2½ Millionen Chinesen auf Java das Zünglein an der Waage, und viele Wirkungen des Auslandchinesentums gehen von dort aus. Aber auch vielen Deutschen diente, wie wir wissen, Indonesien als Sprungbrett in die Südsee und über sie hinaus; wir brauchen nur an Engelbert Kämpfer und Franz von Siebold zu denken.

Der Aufbau der deutschen Südseestellung aber ist nicht auf dem West-Ost-Wege, sondern auf dem Ost-West-Wege, von Valparaiso aus über Samoa erfolgt, also kulturpolitisch gegenläufig zur farbigen Besiedelungswelle. Eine interessante, von Josef März beleuchtete Suche nach Stützpunkten ging voraus, bei der Formosa und die Chusaninseln eine Rolle spielten.

Digitized by Google

So unbefangen glaubte man damals noch, randständige Inseln dicht vor Altkulturküsten mit schwerem Volksdruck als „verankerte Schiffe" (Ratzel) vorwegnehmen zu können!

Typische Südsee-Eigenart entfalteten die Kämpfe um Samoa, in die ja Deutsche seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hineingezogen worden sind. Die Wirkungen der Torheiten des Deutschen Reichstags, der samoanischen Häuptlingskämpfe und Geschlechterstaatsfehden, dann eines Taifuns, der uns zwei Kriegsschiffe kostete, ein seltsamer Südsee-Imperialismus, der – von einem weißen Kanzler von Hawai ausgehend – das Piraten- oder Kriegsschiff „Explorer" nach Samoa sandte, überkreuzten sich zu wunderbaren Schicksalen. Sie ließen die Südseeromantik, untermischt mit unreinen und waghalsigen Geschäften angelsächsischer Missionare und Schiffer, noch einmal hell auflodern, in Bränden, bei denen Flammen und Rauch an sehr verschiedenen Stellen aufstiegen und deren letzte Urheber verborgen blieben. Die Abenteurerpolitik, die immer wieder die besten kulturpolitischen Anläufe in der Südsee gefährdete, kommt am besten in einer Schilderung von Sir Everard im Thurn von 1915 zur Geltung, die gewiß nach ihrer Erscheinungszeit alles eher als deutschfreundlich war und dennoch im Grunde einer großen Rechtfertigung der deutschen Südseekulturpolitik gleichkommt. Die Teilung der Inselgruppe von Samoa, die Zerreißung der Salomonen, die Mißwirtschaft im französischen Südsee-Anteil, der allgemeine Bevölkerungsschwund, die Zergliederung der Südsee von heute: das alles sind kulturpolitische Sünden, die auf Rechnung unserer Gegner kommen. Wir haben auch keinen Teil daran, wenn der grimme Hohn von Kennern den heutigen fremdbürtigen Inhabern zuruft, sie hätten die blühende, paradiesische Inselwelt „more syphilized than civilised", ein – herber Vorwurf!

Wir können unseren Vertreibern nicht nur an Hand der zahllosen deutschen Forscherleistungen von Augustin Krämer, von Karl Sapper, des Koloniallexikons, von Schnee und Solf, sondern auf Grund ihrer eigenen Zeugnisse nachweisen, was sie an Leistung schuldig blieben: alle Mandatmächte, außer Japan.

Die fremden Einflüsse auf das Volkstum Ozeaniens sind überaus vielfältig abgestuft und schwanken zwischen Erhebendem, Nützlichem und Verderbendem, Herabziehendem hin und her. Selbst ein Verhältnis wie das Robert Louis Stevensons zu den Samoanern, die ihn zuletzt nach ihrer Sitte auf einem hohen Berg begruben, der ihre Landesnatur mit vollendeter Schilderungskunst beschrieb – man braucht sich nur seines Bildes vom Auftauchen der ersten Südsee-Insel am Sehkreis zu erinnern! –, ist voller Zwiespältigkeiten, die natürlich auch den deutschen Herren der Inseln auf die Nerven gingen. Karl Helbig hat diese Fremdeinflüsse in der

Digitized by Google

„Deutschen Wacht" in Batavia gut beschrieben, van Zantens „Glückliche Zeit" das Südseeparadies und seine Mängel ohne fremde Kultureinflüsse drastisch gemalt. Schon aber übergleitet das neue deutsche Südseeschrifttum jener unwahrscheinliche Glanz, der sonst nur Traumbesitz zu eigen ist. Wir feiern eine Art von Wiederauferstehung der Südseeromantik, die ursprünglich den Deutschen in die Südsee führte: bei Colin Roß, E. J. Johann-Wollschläger, Francé und seiner Frau, auch bei dem Österreicher Reischeck und seinem Sohn, die so vortrefflich über Neuseeland schrieben. Das ist so begreiflich, wie sich nach dem Schlag des Dreißigjährigen Krieges die deutsche Träumerei in Romane vom Stil der „Insel Felsenburg" flüchtete, an den Härten der Wirklichkeit des Daseinskampfes vorbei.

Aber dieser Stimmung nachzuhängen, wäre gefährlich, so reizvoll sie sein mag, namentlich, wenn sie den künstlerischen Glanz der Südseekulturen an nüchternere Breiten zu vermitteln sucht. Denn das Werk, das zuerst die Seefahrt mit der Flurbereinigung im Pazifik vollbrachte, ist nun in das Ringen um die transpazifischen Luftwege übergesprungen, und lebendig in deren Angriffen auf die letzte, am Pazifik bodenständige Macht, die zum furchtbaren Gegenschlag ausholt.

In solcher Zeit ist kein Platz, kein Raum für Träume, auch wenn sie Wunschträumen nahekommen. „Face Facts!"

20. GEGENUFER

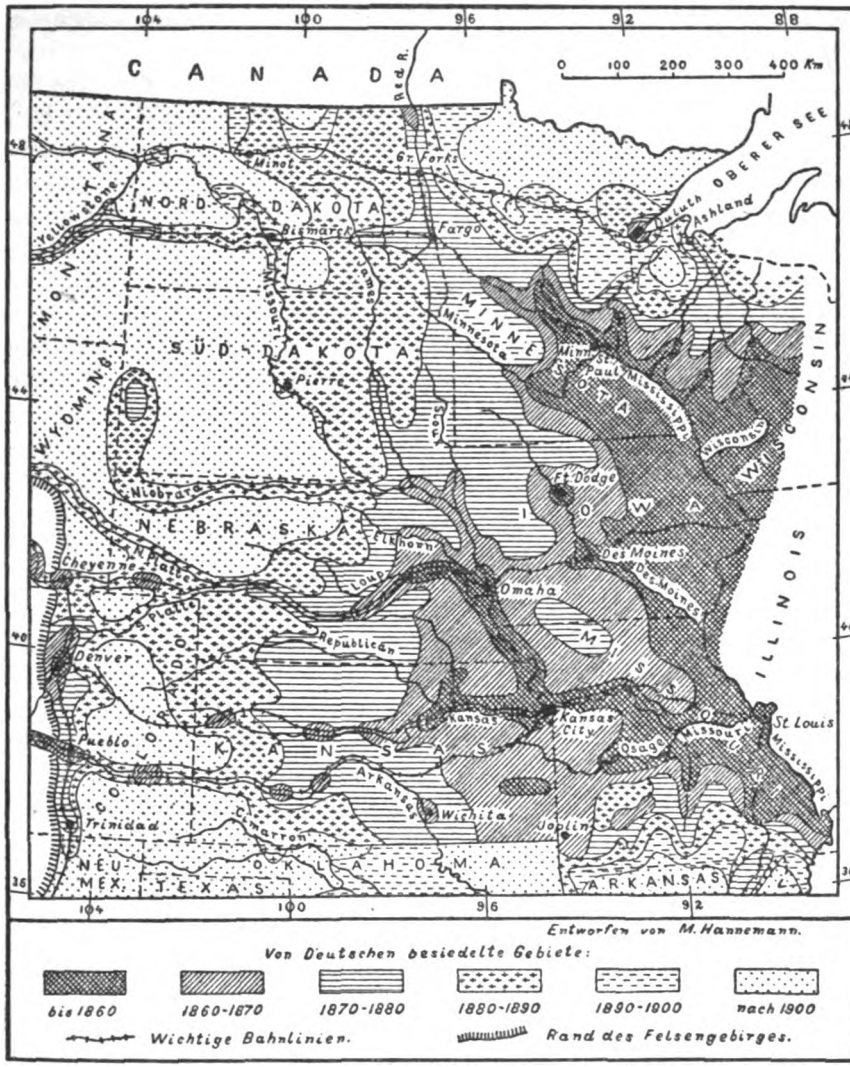
Deutscher Einschlag in der Ausgestaltung des amerikanischen transpazifischen Gegenufers der Monsunländer

Die langgestreckte pazifische Küste Amerikas – der Westsaum der Neuen Welt: des einzigen Erdteils, der (wie Penck beim Amerikanisten-Kongreß in Rom nach dem Weltkrieg zu allgemeiner Verblüffung ausführte) mit einem deutschstämmigen Namen versehen ist – (denn Amerigo ist ein romanisierter Emerich, und Waldseemüller hat Pate dabei gestanden!) –, ist von deutscher Einzelkulturleistung durchsprenkelt. Aber nirgends außer im äußersten Süden in Chile ist sie zu Ballungen gediehen, die als solche eine Rolle gespielt hätten.

Weder die kopfstarke deutsche Siedlung in Pennsylvanien, noch der drüben so genannte „deutsche Gürtel" (German belt)[1]), noch die trans-

[1]) Fein beleuchtet Max Hannemann (Deutschtum in den Vereinigten Staaten; Das Vordringen der „German Frontier") diese Fragen. Vgl. seine Karte auf S. 115.

Digitized by Google



Karte 11. Das Vordringen der Deutschen in den Vereinigten Staaten.

atlantischen Ansätze auf Fugen zwischen dem germanischen und spanischen Kulturgebiet, noch das zahlenstarke, an die Million reichende Deutschtum Brasiliens haben in sich geschlossene Kulturspitzen über die Anden hinweg bis zum Großen Ozean durchtreiben können. Auch der erste große Frühkolonisationsanlauf der Welser (1525—1539) in Venezuela ertrank in der Eigenart des Gebiets, in spanischer Mißgunst und zuletzt im verschleierten spanischen Staatsbankrott, der die oberdeutsche

Digitized by Google

Wirtschaft (Augsburg) so schwer traf. (Arnold Federmann: „Deutsche Konquistadoren in Südamerika".)

Aber wenigstens das eine steht heute fest, dank der verdienstvollen Arbeit von Georg Friederici und seinem Werk: „Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer" (3 Bände; Fr. Andreas Perthes, Stuttgart, ab 1925), daß alle Vorwürfe gegen die Welserzüge in Venezuela widerlegbar sind, die von spanischer Seite seit fast 400 Jahren erhoben wurden, die – aus der Zeit des Wettbewerbs stammend – noch verbitternd in die neue spanische Geschichtsschreibung Eingang fanden. Die Gouverneure oder Feldobersten Ambrosius Ehinger, Niklas Federmann, Jörg Hohermuth und Philipp von Hutten haben aus dem Drang des Durchstoßes zum Pazifik einen ruhmvollen und ehrenreichen Anteil an der europäischen Durchdringung und Eroberung des großen inneren Südamerika gehabt. Mit Recht sagt Egmont Zechlin über Georg Friedericis Gesamtwerk: „es zeige, daß man in der deutschen Wissenschaft die besonderen Aufgaben kolonialgeschichtlicher Forschung erkannt und für die Erforschung der Grundlagen amerikanischer Geschichte (new history) durchgeführt hat. So haben diese wissenschaftlich bahnbrechenden drei Bände auch sehr politische Bedeutung: sie sind Zeugnis einer weltweiten Wissenschaft, die, gerade weil ihr völkisch-nationale Bindungen selbstverständlich sind, den Blick auf die gesamte Entwicklung des Menschengeschlechtes auf diesem Planeten richtet." Gerade diese Art der Leistung gibt kulturpolitischem Schaffen sein Recht und seine Ehre unabhängig von äußerem Erfolg!

Gehen wir von diesem großen Gesichtspunkte aus an die Prüfung der kulturpolitischen Wirkung des Auslanddeutschtums und hervorragender Einzelner im pazifischen Gegenufer und transpazifisch darüber hinaus, so gibt sie uns ethisch wertvollste Anhaltspunkte für die Abschätzung der Dauerkraft von Einzelleistung und Persönlichkeit.

Wohl wissen wir, daß in dem werdenden Rassen- und Volkskörper der Vereinigten Staaten, der noch im Mischkessel gärt, der Anteil deutschen Blutes vielleicht 25—30% beträgt, nach der niedrigsten Schätzung – Madison Grants, in seiner „Eroberung des Kontinents", einem Versuch zu seiner Rassengeschichte – 14 Millionen und 833588. Aber wir wissen auch, daß in dem ehemaligen Land der unbegrenzten Möglichkeiten, das heute anfängt, sich ihrer Begrenzung bewußt zu werden, die Kraft dieses deutschen Blutanteils weit hinter die des viel zahlenschwächeren irischen zurücktrat, jetzt sogar hinter die des semitischen zurückweicht, wenn es sich um Außenwirkung handelt; während der zahlenmäßig so viel geringere deutsche Blutanteil und dessen eigener, stolzer Staatsgeist Chile einem ungerechten Kriege und noch ungerechteren Raubsystem fernhielt.

Digitized by Google

Noch mehr lernen wir an der Massenwirkung zugunsten des einzelnen in der Kulturpolitik zweifeln, wenn wir dagegen die strahlende Wirkung eines Alexander von Humboldt am pazifischen Gegenufer halten. Von ihm stammt nicht nur – auf dem Wege zu den Leitgedanken dieses Werkes eine seiner schönsten Erfüllungen – die großartigste Schilderung seines ersten Tiefblicks auf den Pazifischen Ozean für den von Osten über die Anden nach mühevoller Wanderung kommenden Bergsteiger, ein dauerndes Glanzstück klassischer deutscher Einstellung zu fremden Erdräumen und vorbildlicher Naturauffassung. Sein weiter Weltblick schuf die Zusammenfassung der möglichen Kanalverbindungen zwischen Atlantischem und Stillem Ozean, sozusagen eine Geopolitik sämtlicher Kanalideen von der Enge von Tehuantepek über Nikaragua, Panama und die vier Spielarten der Atratolösungen, wie sie heute teils ausgeführt, teils ein heftig umworbener Gegenstand gewiß nicht nur der anregenden Kulturpolitik, sondern auch der Macht und Wirtschaft sind.

Wichtiger noch als die hellseherische Klarheit, mit der Alexander von Humboldt um ein Jahrhundert voraus die politische Zukunftsbedeutung der einzelnen Kanalideen Mittelamerikas erkannte, war die Voraussicht, die ihm ein Menschenalter vor Canning (der damit das fast ein Jahrhundert währende Vorwiegen britischer Wirtschaftsgeltung in Südamerika begründete) die Entwicklungsmöglichkeiten der spanischen Kolonien in Südamerika enthüllte.

An dieser Stelle knüpft einer der feinsten kulturpolitischen Fäden an, die schicksalbestimmend von der Kulturpolitik aus mit entscheidender Bedeutung in die Gewebe der Macht und Wirtschaft vielfältig fortwirkten; es ist die als Legende ergreifende, als Tatsache nahezu fest beweisbare Begegnung und Aussprache zwischen Don Simon Bolivar y Ponte und Alexander von Humboldt 1801 in Venezuela und 1805 in Paris, wo sich beide trafen, nachdem Humboldt schon 1801 in Bolivars Vaterland Venezuela geschrieben hatte: „die spanische Krone glaube wirklich nicht, welchen Schatz sie mit ihrem Kolonialreich verlieren könne". Humboldt soll damals Bolivar bedeutet haben, daß es bloß eines ganzen Mannes bedürfe, um die Befreiung Südamerikas durchzuführen.

Fiel damals im Jahre 1805 bei Humboldts und Bolivars Pariser Gespräch wirklich der zündende Funke zur Empfängnis der Sendung als Befreier Südamerikas und erster Träger der panamerikanischen Idee (die ja ursprünglich aus spanischen Herzen und Köpfen Gestalt gewann, nicht aus nordamerikanischen!) in die Seele des feurigen, zweiundzwanzigjährigen Simon Bolivar? Dann haben wir es mit einem der merkwürdigsten Kurzschlüsse zu tun, die jemals aus dem reinen Sammelfelde der Kulturpolitik in die Spannungsfelder der Macht und Wirtschaft mit unge-

Digitized by Google

heurer Tragweite Funken hinüberspringen ließen. Unter den vielen kulturpolitischen Fernwirkungen, die von dem größten deutschen naturwissenschaftlichen Weltbürger ausgingen, wäre dies die mit dem geringsten Aufwand zu größter Gewalt gediehene Strahlung.

Denn in fast allen anderen seiner Bewegungsrichtungen hat der weltberühmte Verfasser der „Voyage aux régions équinoxiales" und des „Kosmos" Vorläufer. Für das Sehnen vom atlantischen Ufer zum pazifischen ist vielleicht die am meisten fesselnde Erscheinung der Straubinger Patriziersohn Ulrich Schmiedel[1]). Er beteiligte sich an der berühmten Entdeckungsreise, zu der 1534 unter Führung des Spaniers Mendoza eine Flotte von 14 Schiffen mit 2500 Spaniern und 150 Deutschen nach dem Rio de la Plata aufbrach. Er blieb beinahe dreißig Jahre dort, drang tief in das Innere von Brasilien und Argentinien und stieß als erster von den La-Plata-Ländern nach dem Hochplateau von Peru und Bolivia durch, nachdem er selbst sich an der Gründung von Buenos Aires und Asuncion beteiligt hatte.

Schließlich als einziger Sohn und Erbe (nicht als „Landsknecht") heimgerufen, brachte er in Lissabon Schätze und Merkwürdigkeiten auf ein niederländisches Schiff, das betrügerischerweise ohne ihn absegelte, aber zugrunde ging. So rettete der wackere Bayer Leben und Heimkehr, wurde schließlich des Glaubens wegen aus Straubing nach Regensburg vertrieben und starb dort unverheiratet als letzter seines Geschlechts, aber als einer der kühnsten, erfahrungsreichsten deutschen Weltfahrer zwischen südatlantischem zum südpazifischen Bereich – hoch über ein Pfahlbürgerschicksal erhaben.

Aber liegt es nicht – im Gegensatz zu den so viel rührigeren schwäbischen Nachbarn oder den seenahen Niedersachsen – etwas im Wesen des schwer beweglichen und seßhaften bayerischen Stammes, dessen Geistes ja vorwiegend auch die Österreicher sind, sich weltbefahrener Mitbürger zwar am Stammtisch zu erfreuen, sonst aber wenig Gebrauch von ihnen zu machen, zuallerletzt kulturpolitischen? Hat nicht das große Österreich den hochbegabten und charaktervollen Entdecker des Rudolf- und Stefaniesees, den Begleiter Graf Telekis, Hähnel, als vergrämten, in Verbitterung scheidenden Hafenadmiral verbraucht?

Humboldt erging es deshalb besser, weil er Preuße war. Stammte allerdings von ihm die beste Zusammenfassung der Geopolitik der acht ihm möglich scheinenden atlantisch-pazifischen Kanalgedanken, so gehen auch da Einzelanregungen bis auf die Zeit Karls V. und Philipps II. zurück,

---

[1]) Sein Original, in der Bearbeitung von Edmundo Wernicke von der Universität Santa Fé, veröffentlicht als „eine absolut zuverlässige Quelle der Frühgeschichte der La-Plata-Staaten".

Digitized by Google

wenn der Plan einer Verbindung auch unseres Wissens nie in jener Gesamtheit geschaut wurde wie bei Humboldt. Das Eingehen Humboldtscher Beobachtungsschärfe und Weltschau in die politische und militärische Dynamik Bolivars aber wäre etwas ganz Einziges und der Gedanke erhebend, daß „ein Deutscher so gestaltend an der Wiege der Freiheit Südamerikas stand". Denn Bolivar ist es, der diesen Gedanken mit der größten aufbauenden und schöpferischen Vorstellung verband. 1806 über Washington nach Venezuela, damals noch Vizekönigtum Neugranada, zurückgekehrt, findet er, mit der alten spanischen Aristokratie verbunden, die Heimat zwischen den Anhängern Karls IV. und Ferdinands VII. zerrissen. Im April 1810 wird der Vizekönig von Neugranada zum Rücktritt gezwungen, im Juli 1811 die Unabhängigkeit Venezuelas ausgerufen, aber sein Raum gegen Bolivars Wünsche in Bundesstaaten aufgeteilt. Nach diesem politischen Fehlschlag winkt die Soldatenlaufbahn, die in dreizehn Jahren mit über 200 Schlachten und Gefechten, Gewaltmärschen von 1200 km, auch Niederlagen – wie La Plata und Santa Marta 1814 – gegenüber der lange noch ungebrochenen spanischen Macht den Erdteil losreißt, und zwar 1818 in Verbindung mit dem Argentinienbefreier San Martin. 1819 erfolgt als Krönung – freilich verstützt durch eine disziplinierte Fremdenlegion – jener fast fabelhafte Zug durch weglosen Urwald, Hochgipfel der Anden, wieder weglosen Urwald und Savanne von Angostura nach Bogota, wo das erste, große, von Venezuela bis Ecuador reichende Columbia proklamiert wird mit Bolivar als Präsidenten. Dann folgen innere Kämpfe und sein Sturz; die Idee des südamerikanischen Verbindungsstaates zwischen Atlantik und Pazifik zerbricht, obwohl nach der Befreiung von „Alto Peru" (Bolivar, erst später Bolivia) 1825 das Befreiungsziel erreicht ist. Aber der „Libertador" stirbt nach dem Tode seines Freundes Sucre (4. Juni 1830) am 17. Dezember 1830 als kranker, mittelloser, seelisch gebrochener Mann. Dann erst kamen die Nachrufe, das Pantheon, die Heldenehrung! Humboldt schrieb zu seinem Gedächtnis: „Bolivar verdient wegen seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit bei den widrigsten Schicksalen, wegen der Einsicht und Geschicklichkeit, mit welcher er die verschiedenen Teile des columbischen Staates zu einem Ganzen verbunden hat, wegen seines Mutes und seiner Besonnenheit in der Schlacht und der Klugheit und Schnelligkeit, mit welcher er jeden errungenen Vorteil zu benutzen weiß, die Bewunderung eines jeden; sein Name wird stets einzig und unübertroffen im Tempel der Unsterblichkeit leuchten."

Damit klang ein kulturpolitisches Verhältnis aus, das seinesgleichen vielleicht nur in dem des alternden Goethe zu Byron findet.

Einer für dieses Gebiet der Seelenkunde wertvollen Skizze von H. Proebst, „Begegnung über den Anden" (Frankfurter Zeitung vom

Digitized by Google

1. Mai 1938) entnehmen wir über Alexander von Humboldt und Simon Bolivar die folgenden, uns zutreffend scheinenden Belegstellen:

„Daß er vor seiner Rückkehr dem Präsidenten Jefferson in Washington einen Besuch abstattete, daß er, 1818 nach London berufen, von den verbündeten Mächten den Auftrag erhielt, eine politische Übersicht der südamerikanischen Kolonien zu verfassen, spricht deutlich genug für die politische Seite seiner Reiseergebnisse, die bis jetzt gerne übersehen wurde. Die öffentlichen Berichte, die Humboldt in der französischen Hauptstadt gab, gehörten bald zu den ersten gesellschaftlichen Ereignissen. Selbst die geräuschvollen Zurüstungen für die Krönung Napoleons vermochten seine Stimme nicht zu übertönen. Als er wieder einmal sein Bild der Welt entwarf und in dem amerikanischen Märchenlande, das noch hinter spanischen Mauern zu träumen schien, einen Wirtschaftsraum der Zukunft beschrieb, rief plötzlich eine junge begeisterte Stimme: ‚Alexander von Humboldt ist der wahre Entdecker Südamerikas! Ihm verdankt die Neue Welt mehr als allen Conquistadoren!' Es war die Stimme Simon Bolivars.

Dieser junge Venezolaner aus altem spanischem Eroberergeschlecht, der seine Eltern früh verlor, hatte das Vaterhaus in Caracas und die ererbten Pflanzungen von San Matteo nur zu gerne verlassen. Einflußreiche Verwandte hatten ihm geholfen, die Erlaubnis zur Reise nach Europa, die von der spanischen Regierung nur selten erteilt wurde, zu erhalten. Als er in Madrid die Rechte studierte, erfüllte ihn das Leben des Hofes mit Abscheu, und der Ehrfucht gebietende Glanz der Krone verlor in der Nähe seinen Schimmer. Bolivar kehrte heim voller Zweifel. Er heiratete mit achtzehn Jahren die Tochter des Marquis de Toro, auf dessen Besitzung Humboldt unvergeßliche Tage verlebt hatte. Die geliebte Frau starb am gelben Fieber. Bolivar kehrte mit dem nächsten Schiff nach Europa zurück. Er konnte die Spannung nicht mehr ertragen, die er zwischen der Sklavenhalterei, der unmündigen Abhängigkeit seiner Heimat und dem in Schmerzen der Revolution sich erneuernden Europa empfand. Seine Reise nach Paris glich einer Flucht. Er verschwendete seine Kraft in tollen Streichen. Er lebte ziellos in den Tag hinein. Napoleons Ruhmsucht empörte sein erwachtes Freiheitsgefühl. Während sein Platz bei der Krönung in Notre-Dame leer blieb, sperrte er sich in sein Zimmer und versuchte, Rousseau zu lesen. In diesem Zustande gärender Unruhe, in dieser verzweifelten Stimmung grüblerischer Weltverachtung traf ihn die Stimme Humboldts. Ein warmes Gefühl für die verkannte Heimat kam über ihn. Ein frohes Selbstbewußtsein ließ ihn an eine Zukunft glauben. Das Leben schien wieder einen Sinn zu haben. Die dumpfe Ahnung, daß ihm das Schicksal eine Aufgabe stellen werde, wurde zur Gewißheit. In einer längeren Unterredung mit Humboldt versuchte Bolivar, eine Be-

Digitized by Google

stätigung für seine Gedanken zu erhalten. Als der deutsche Gelehrte auf die Frage, ob er eine unabhängige Entwicklung der südamerikanischen Kolonien für möglich halte, zur Antwort gab: ‚Ich glaube wohl, daß die Frucht reif ist', stand sein Entschluß fest.

Acht Jahre nach dieser bedeutsamen Begegnung zog Simon Bolivar an der Spitze eines Heeres in seine Vaterstadt Caracas ein. Umjubelt von den Befreiten, konnte er nicht ahnen, daß er dieselbe Stadt in nächtlicher Flucht verlassen würde, todmüde und wund, verfolgt von den Flüchen seiner Mitbürger, die ihre Häuser der Rache der Spanier überlassen mußten. Der Tag war noch fern, da er zerschlagen und blutend durch die Trümmer dieser Stadt taumeln sollte, die mit ihren Kirchen mehr als zehntausend Menschen unter sich begrub. Jener frühe Triumph war ja nur der Anfang eines Wechsels von Kampf und Arbeit, von Siegen und Niederlagen, von Exil und inneren Unruhen, der fortan sein Leben ausfüllen sollte. Als er, nach Monaten der Untätigkeit zurückkehrend, den Zug gegen Bogota unternahm und nach erbittertem Kampf den Regierungssitz Cundinamarca eroberte, übermannte ihn ein ohnmächtiges Gefühl der Aussichtslosigkeit angesichts der Zerstörungen, die seine eigenen verwilderten Truppen angerichtet hatten. Traurig ging er durch die verwüstete unersetzliche botanische und zoologische Sammlung, die einst Humboldts Freude gewesen war, hob da und dort etwas aus den Trümmern und sprach den Namen Humboldt vor sich hin . . .

. . . Bolivar erkannte, daß es hier auf Führung ankam, und daß nichts schädlicher sein werde, als eine falsch verstandene Demokratie. Dieses Ausweichen vor den Idealen seiner Jugend mußte das Mißtrauen seiner Gegner hervorrufen, die den Massen einredeten, Bolivar strebe darnach, ein zweiter Napoleon zu werden. Umsonst stellte er immer wieder die Vertrauensfrage. Umsonst empfahl er dem Kongreß Zea, den gealterten Professor, der die Kerker Madrids gesehen hatte und den Humboldt aus seiner Pariser Mansarde wieder nach Südamerika gebracht hatte, als Präsidenten. Die ratlose Volksversammlung wußte nie etwas Besseres zu tun, als ihm die ganze Verantwortung aufzubürden. Nur sein persönliches Erscheinen konnte der Macht Geltung verschaffen. So verbrachte der kleine, sehnige Mann mit dem dunklen leidenschaftlichen Gesicht, von dem ein portugiesischer Dichter gesagt hat, es sei ein großer Poet an ihm verlorengegangen, Jahr um Jahr im Sattel, immer bereit, Aufrührern und Verrätern an die Gurgel zu springen, immer bemüht, lässige Beamte, korrupte Führer abzusetzen, Mißbräuche der Verwaltung zu beseitigen, gehetzt von den wilden Banden der Hirten, die über seine müden, ausgehungerten Truppen herfielen, und im dauernden Kriegszustand gegen den äußeren Feind, den Spanier. Wie oft schien seine Sache verloren? Manch-

Digitized by Google

mal war er nahe daran, an dem Sinn der Revolution zu zweifeln. Eines hielt ihn aufrecht, selbst in der Verbannung, wenn er von Panama als einem Isthmus der Völker der Zukunft träumte, die Erinnerung an die Erweckung durch Humboldt: ‚Wir haben das Licht gesehen'. Es bleibt merkwürdig genug, daß die weltgeschichtliche Auseinandersetzung mit dem Mutterlande für Bolivar versöhnlicher endete als der innere Streit. Morillo, der Feldherr, der mit 10000 Mann die Rückeroberung Spanisch-Amerikas vollzogen hatte, wollte lieber seinen Abschied nehmen, als gegen den Befreier weiterkämpfen . . .

. . . In allen Wechselfällen des Kriegsglücks hat Humboldt der Sache der südamerikanischen Freiheit seine Teilnahme bewahrt. Die Tatsache, daß sein Freund Goethe an der Tür seines Schlafzimmers einen Zettel mit Bolivars Lebensdaten befestigte, ist bezeichnend genug für seinen werbenden Einfluß. Wenige Jahre vor dem Tode des Befreiers hatte Humboldt in einem Brief an Simon Bolivar geschrieben: ‚Inmitten der großen und edlen Aktionen Ew. Exzellenz, die die Bewunderung beider Hemisphären erregen, ist Ihr Herz für den Ton der Freundschaft immer empfänglich geblieben. Die Briefe Ew. Exzellenz haben es mir bewiesen. Ich bewahre sie als kostbare Erinnerung des mir entgegengebrachten Wohlwollens, als schönstes Ruhmesblatt eines Lebens, das wie das Ihrige – freilich mit sanfteren Waffen – dem Fortschritt der menschlichen Vernunft und einer besonnenen Freiheit dient. Eine innere Stimme sagt mir, daß wir uns wiedersehen werden, aber auf jenem Erdteil, der seine Freiheit Ihren ruhmvollen Taten und mehr noch Ihrer edlen Maßhaltung verdankt. Dort hoffe ich, meine Tage beschließen zu können.'

Der Wunsch Humboldts, der den jüngeren Freund um beinahe 30 Jahre überleben sollte, wurde nicht erfüllt. Bolivar, der den deutschen Gelehrten nie vergessen hat, hinterließ ein Pfand seiner Verehrung – seltsam genug für einen Eroberer – in einem Gedicht. Man hat es erst nach seinem Tode gefunden. Es war entstanden, als er sein hungerndes, zerlumptes Heer durch Schneestürme und in mörderischer Hitze über die Anden nach Quito führte. Es war am Vorabend der Befreiung Groß-Columbiens. Der Gesang Bolivars am Chimborazo beginnt:

Eingehüllt in den Mantel der Iris
war ich emporgestiegen aus der
lastenden Schwüle des breithinströmenden Orinoco.
War zu den Zaubergärten gelangt,
die der amazonischen Quellen felsige Gründe umwuchern.
Und immer noch höher strebt' ich – dem Gipfel zu,
der dem Weltall am nächsten.

Digitized by Google

Ich fand die Spuren Humboldts
und stieg ihnen nach mit zähen Schritten –
Nichts konnte mich halten.
Da stand ich am Rande des Eises.
Noch keines Menschen Fuß war weiter gedrungen,
hat die diamantene Krone berührt,
die ewig dem König der Anden
über ragenden Schläfen ruht.
Und ich sagte mir: Hier, den Mantel der Iris,
meine heilige Fahne,
hab' ich getragen durch die Hölle der Tropen,
über Flüsse und Meere,
über der Berge Gigantenschultern!
Meine Fahne der Freiheit, meine Fahne Columbiens,
sieghaft wehtest du über die Länder –
Geblendet sank vor dir hin die Göttin der Schlachten!"

Eine ähnliche kulturpolitische Verbindung vom Atlantik zum Pazifik in Idee und Tat kennen wir weder beim Aufbau des spanischen Kolonialreiches, des ersten totalen Staates der Neuzeit, wie ihn Samhaber beschrieb (so viel deutsches Blut auch in diesen Aufbau und den Brasiliens hineinfloß), noch in der Wirkung deutschen Blutes im nordamerikanischen Volksgefüge. Auch fand es dort niemals eine so dithyrambische Prägung, wie die von Humboldt dem Helden Bolivar gewidmete, so hoch wir Verdienste wie die von Steuben und von Karl Schurz schätzen, die hüben und drüben zum Aushängeschild zusammenbauender Verbände geworden sind.

Es sind doch wohl mühsam gewonnene Höhepunkte, wenn Zeugnisse, wie Franklin D. Roosevelts Lob, erlangt werden, „der Anteil der amerikanischen Bürger deutschen Blutes am Gesamtbild der Vereinigten Staaten sei weit mehr als nur der Anteil eines beliebigen Mitarbeiters, nämlich ein Glanzpunkt in der Geschichte unseres Volkes".

Die Hauptwegemarken dabei sind etwa der Manhattankauf, die Pennsylvaniabesiedelung; das zunehmende Schwergewicht, das auf die Nordstaaten gleitet, mit den großen Namen von Pastorius, Steuben, Custer, Karl Schurz, dessen Erinnerungen ein so deutliches Denkmal für Grenzen und Möglichkeiten deutschen Anteils setzen, etwa mit der Beteiligung am Sezessionskrieg als mitentscheidenden Faktor im Höhepunkt, wo 56 Generale und viele Regimenter deutsch sprachen.

Dann tritt das nordische, das germanische Element im Aufbau des Rassenkörpers und auch des Kulturkörpers zurück, was erst im Weltkrieg durch dessen bis dahin vernachlässigte rassenmäßige Untersuchung

Digitized by Google

erschreckten Augen enthüllt wurde. Das erhellt, ob wir Ratzels Schilderungen befragen oder Rudolf Gronaus „Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika" oder das neueste Amerikabuch von Colin Roß: „Unser Amerika", oder ob wir die gewiß nicht prodeutschen Rassenbücher von Madison Grant oder Lothrop Stoddard als Richtweiser nehmen, von denen der letzte so unfreundlich von der „Alpinisation of Germany" spricht, der erste einen Rollenaufruf als Beispiel nimmt, in dem alle deutschen Namen fehlen.

Wir zitieren aus dieser Namensrolle, die Madison Grant so erschreckt, daß er meint, der einzige Amerikaner, der darin stehe, verberge sich unter dem Namen Smith, die anderen nach der Buchstabenfolge: Andrassy, O'Brien, Ceika, Chriczanevz, Dubois, Gonzales, Haucke, Knutson, Kowalski, Levy, Pappendrikopulos, Smith, Turovich, worin auch nur noch einer aus der zweitstärksten deutschen Volksgruppe erkennbar wäre.

Reicher wäre die Rolle bei den „Westward Ho"-Kämpfen und verlusten, bei der Entstehung des Deutschen Gürtels, bei den Deutschen im Mexikozug gegen Santa Anna, bei dem „romantischen Abenteuer" des Mainzer Adelsvereins in Texas, beim Aufbau und der Gestaltung von Kalifornien und Oregon. Aber auch dort sind die Namen des deutschen Gründers von Seattle, die Leistungen des Deutschen Sutter längst vergessen, kaum daß der Name Astoria noch den des Gründers der Pelzhändlerstadt verewigt.

In einer warmen, sympathischen Besprechung würdigt Alfons Paquet (Frankfurter Zeitung vom 22. 11. 1936) das verdienstvolle Streben von Colin Roß, der selber als junger Ingenieur vor einem Vierteljahrhundert zum erstenmal nach Amerika kam, in „Unser Amerika" die „seltsame Aufeinanderfolge von Gruppen und Auswandererscharen darzustellen, die zusammen das deutsche Element bildeten" (auch in ihrer Uneinigkeit!).

„Das begann schon während des Dreißigjährigen Krieges, es wird in den neuenglischen Kolonien spürbar, gewinnt neuen, frommen Ausdruck bei den fränkischen und niederrheinischen Kolonisten des Quäkerstaates Pennsylvanien. Es wird zum Pioniertum der Pfälzer im Tal des Hudson, später zu einem rauhen Grenzertum in den Landstrichen des mittleren Westens. Es dringt vor bis zum Mississippi, stürzt sich in das romantische Abenteuer des Mainzer Adelsvereins in Texas und wird noch in der Gestaltung von Californien und Oregon entscheidend wichtig."

Dort sind sie wohl am Pazifischen Ozean angelangt, aber kein kulturpolitisch, wenn auch durchaus ohne Bindestrich zusammengefügter Stoßkopf, sondern individualistische Charpie.

Vergeblich würde man nördlich des Rio Grande oder Colorado ein Unternehmen wie die columbische Scadta des hervorragenden Organi-

Digitized by Google

sators Dr. Peter Paul von Bauer suchen, der durch sein Flugunternehmen eine Idee Alexander von Humboldts verwirklicht hat. Unmöglich wäre in den USA. ein Aufsatz eines Truppenführers, der sich nicht ganz um seinen wehrpolitischen Kredit in den USA. bringen wollte, wie ihn etwa der chilenische Divisionsgeneral a. D. Francisco Javier Diaz über „Das Deutsche Militär-System in Chile" dem „Westküstenbeobachter" zur Verfügung gestellt hat, ohne daß dem Rufe der chilenischen Armee auch nur ein Blatt aus dem Lorbeerkranze fiel. Hat es etwa der Wehrleistung der japanischen Samurai geschadet, daß sie während der ganzen Weltkriegsdauer die Totenopfer für den Deutschen Meckel vor seinem Ehrenmal durchgehalten haben? Heldenehrung ehrt die Helden, die sie üben!

Natürlich stellt die vornehme Haltung von Chile im Weltkrieg auch den Deutschen in chilenischen Diensten, abgesehen von ihrer rein fachlichen Leistung, ein glänzendes kulturpolitisches Ehrenzeugnis aus. Der chilenische General erspart es uns, die Namen von Hauptmann Emil Körner (1885) und der übrigen Herren der damaligen deutschen Militäremission rühmend zu nennen. Er teilt die Träger des deutschen Kultureinflusses auf das chilenische Heer und Volk in fünf Gruppen ein. Die ersten seien unter Körner, Januskowski und Betzhold die vor dem Bürgerkrieg von 1891 eingetroffenen; dann kommt eine kleine Gruppe, die nach dem Bürgerkrieg auf eigene Rechnung und Gefahr nach Chile fuhr, wie Bischoffshausen, v. Drigalsky und Schmitt von Wuthenow. Die dritte Welle kam 1895 unter Jorge Montt, 33 Köpfe stark, worunter der Chilene die Deutschen Rogalla von Bieberstein, Hermann, v. Below, Deinert, Sipman, Graf Königsmark hervorhebt. Jeder habe ein wichtiges Wissensfach vertreten, das wehrwissenschaftliche Sonderbildung voraussetzte. Höher noch waren die Forderungen der vierten Gruppe, die Generalstabsbefähigung verlangte. Zu ihr gehörten Hartrott, Mohs, von Kiesling, Haenlein und Lothes. Weiter werden noch eine Reihe von Einzelgängern mit wehrwissenschaftlichen Sonderaufgaben genannt, wird ehrend der im Weltkrieg Gefallenen gedacht und mit der letzten Gruppe abgeschlossen, an deren Spitze wieder v. Kiesling, inzwischen General, letzter Vertrauensmann von v. d. Goltz, dann Knauer, Kalbfuß, Zippelius, Hartmann, Dr. Figg, Frantzius, Wrede, Schultz-Ronhoff, Domenget, Baumann, Fleischfresser und Groeling bis 1930 standen.

Angeregt war diese gegenseitige Befruchtung zweier wehrtüchtiger Völker durch die geistige Weitsicht von General Emilio Sotomayor und Admiral Patricio Lynch eben nach dem siegreichen Kriege gegen Peru und Bolivien von 1879—1884, weil sie klar erkannten, daß die Armee sich den Helm nach dem Siege fester binden müsse, und weil sie durch den Helden-

Digitized by Google

tod des Hauptmanns v. Moltke in der Schlacht bei Chorillos überzeugt worden waren.

Zu solcher edlen Anerkennung wissen wir sonst am ganzen pazifischen Ufer Amerikas kein Gegenstück, so viel an Arbeit etwa Kundt in Bolivien, Faupel in Peru, beide gegen den Strom, eingesetzt haben. Vollkommen fehlt es in US.-amerikanischen Reihen. Geschürt durch die sehr geschickte gegenstrebige Kulturpolitik von Lord Bryce aus England, der macht- und wirtschafts-imperialistischen Amerikaner Mahan und Brooks-Adams, erhob sich eine deutschfeindliche Gegenbewegung, die seit 1898 unter dem Eindruck einer spaniengeneigten Haltung Deutschlands, mit Reibungen in Samoa, in den Philippinen vor Manila mit Admiral Dewey zu unfreundlicher Haltung wurde, ganz im Gegensatz zur vorbildlichen von Chile. War noch kurz vor Bryces Ernennung zum Botschafter in Washington ein Lieblingssport amerikanischer Staatsmänner und Presseleute „to knipe the lions tail", so wendete sich nach dem Zurückweichen Englands in der Panamaspannung diese Neigung zunehmend dem Adler des kaiserlichen Deutschland zu, und zwar nicht zuletzt als Folge der vorzüglichen proenglischen Kulturpolitik der Bryce und Kipling mit ihrer Stütze in den Neuenglandstaaten und dem besten Standwerk über Amerika. In diesem Jahrzehnt wurde die kulturpolitische Stromteilung eingeleitet. Dort lag die Spitze, in der sich Nordamerikas Wucht auf Deutschland konzentrierte.

* * *

Diese kulturpolitische Überschau soll kein Quellenwerk sein, sondern in großer Sicht persönliche Erfahrung aus vielseitiger kulturpolitischer Arbeit vereinen. Wer Quellen und Belege sucht, kann vor allem an Hermann Rüdigers Leistung im Deutschen Ausland-Institut in Stuttgart nicht vorübergehen, wie den „Deutschen in Übersee" und vielen anderen verdienstvollen Auswertungen.

Digitized by Google

V. RÜCKSCHLÄGE; RÜCKWIRKUNG; RÜCKSPIEGELUNG

21. REAKTION UND REFLEX

Indopazifische Führergestalten, ihr Widerhall beim Heimat-, Grenz- und Auslanddeutschtum

Führende Persönlichkeiten fremder, namentlich der alten indopazifischen Hochkulturen und Rassen in ihren durch Rassenüberlieferung und Menschlichkeit bestimmten Werten zu erkennen, zu unterscheiden und dabei das Typische und das Persönliche auseinanderzuhalten: das gehört zu den schwierigsten, aber wesentlichsten Aufgaben der Kulturpolitik. Sie bedarf zunächst einer gewissen Entäußerung von der jeder Rasse, jedem Volk und jedem einzelnen anhaftenden Selbstgerechtigkeit. Nicht zuletzt gehört dazu die Fähigkeit zur Beobachtung nur scheinbar nebensächlicher, oft entscheidender kleiner, bezeichnender Züge und einer unbefangenen Hingabe, aber auch des Fleiß und Mühe fordernden tagebuchmäßigen Festhaltens der Gewalt der ersten Eindrücke und der Fähigkeit des Vergleichs mit den späteren nach einer gewissen Eingewöhnung, die trotz aller Gegenbemühung abstumpft, der Fremdkultur als Ganzem gegenüber, wie gegenüber ihrem führenden Einzelnen.

Nicht zufällig entstammen zwei der zum Verständnis fremder Volkspersönlichkeiten wertvollsten Einzelsammlungen, die ich kenne, der Schweiz: die auch persönlich unendlich aufschlußreiche Sammlung Spörry über Gebrauch und künstlerische Auswertung des Bambus als Begleitpflanze des Malaio-Polynesiers im Japaner; und die Sammlung Wehrli über die Popularisierung und Verwandlung Gandhis zum Volks- und Bauernheiligen durch die indische Volkskunst und Folkloristik, die uns die ganze volksnahe Gewalt dieses Mannes über indische Herzen und Mehrheiten erst voll verständlich macht.

Kennzeichnend für den Wert des Festhaltens der ersten Eindrücke und ihre oft überraschende dauernde Richtigkeit ist ein Vergleich der Tagebücher Richthofens von seiner ersten Japanreise mit dem Gesamtbild seiner später gewonnenen Erkenntnis von Ostasien. Trotzdem beginnen wir Studien über die Erkenntnismöglichkeit fremder Volksführung am besten auf dem immer noch rassenmäßig am leichtesten für uns erfaßbaren Arbeitsfeld: dem indischen.

Digitized by Google

Wir können jedem Inder mit Recht sagen, daß die größte soziale, die größte politische, die größte wissenschaftliche und die größte dichterische Führergestalt Indiens in unserer Zeit, Gandhi und Jawaharlal Nehru, Sir Acharya Jagadish Chandra Bose und Rabindranath Tagore, in Mitteleuropa ein Maß von persönlichem Verständnis gefunden haben, wie es im eigenen Vaterland nicht größer sein kann.

Von ihnen ist Sir J. C. Bose am 23. November 1937 aus dieser Zeitlichkeit geschieden – so liegt es am nächsten, vom Toten nur Gutes zu verkünden. Was die Dichterin Sarojini Naidu von dem Verewigten sagte, wird jeder unterschreiben, der den geistsprühenden, noch in der Altersreife von wissenschaftlicher und politischer Leidenschaft durchbebten wunderbaren Kopf des großen Lebensforschers jemals bei Vortrag und Experiment gesehen hat, wenn er das Sterben, das Aufflackern der Lebensgeister einer Pflanze vorführte. „Ihm, der in der Vollkraft seiner Jahre in den Bereich seiner Visionen hinübergegangen ist, schuldet sein Land eine unermeßliche Verpflichtung an Dank und Liebe. Er brachte die lebensvolle Einbildungskraft des Dichters in den Dienst der Wissenschaft, die er durch die schöpferische Arbeit seines Geistes bereichert hat. Sein Geist war eine juwelenreine Flamme, Indien geweiht, dessen Namen er vor der Welt erhöhte. Ich kann mich keiner Zeit erinnern, in der ich ihn nicht gekannt hätte. Ich kann keine Zeit heraufkommen sehen, in der mein Geist aufhören könnte, dem seinigen Ehrfurcht zu erweisen."

Seine eigene Auffassung von der Vaterlandsliebe des führenden naturwissenschaftlichen Geistes aber hat er kurz vor seinem Tode in einer Mitteilung an die „Amrita Bazar Patrika" niedergelegt, deren Schriftzüge auch jeden Schriftkenner Mitteleuropas freundlich berühren:

„Vielleicht in keinem andern Lande gibt es eine so leidenschaftliche Liebe für geistigen Fortschritt wie in Indien, es kann keinen unersetzlicheren Verlust geben als Lähmung des Geistes. In alten Zeiten erwies das Volk den Fürsten seine Ergebenheit; nicht, weil sie von bloßer äußerer Macht geschirmt waren, sondern weil sie danach strebten, dauerhaftere Eroberungen im Reiche des Geistes zu machen." – (Der große Schatten Asokas und Akbars fällt über diese Zeilen!) – „Dieses Bestreben belebt die Völker des Landes, um höhere Leistungsfähigkeit in allen unseren nationalen Anstrengungen zu erlangen. Die Völker Indiens gehören keiner bestimmten Rasse an; wenn man die Geschichte des Landes richtig liest, wird man sich klarmachen, daß viele Rassen und Völker, die hierherkamen, dieses Land als ihr Land und ihre Heimat betrachtet haben. Nur durch die vereinigten Anstrengungen seiner Völker kann Indien den ihm gebührenden Platz im Rat der Nationen erlangen."

Digitized by Google

Ihm wie anderen indischen Führern, die ich kannte, war aus der philosophischen Eigenart seines Vaterlandes ein ausgesprochener pantheistischer Zug eigen und selbstverständlich, wie er auch die frühe nordische Weltanschauung durchzog, den aber das Christentum bekämpfte.

Erste Vorbedingung ist das Suchen und Finden des eigenen Kulturweges zum fremden Geist, frei von vorgehaltenen Brillen, vorbei- an herangetragenen Dogmen, die vielfach sich mit jeder kulturpolitischen Auslandtätigkeit als kongruent oder als notwendige Voraussetzung erklären, es aber nicht sind, sondern nur hemmen, wenn man der fremden Weltanschauung, sei es der indischen Philosophie oder dem chinesischen Konfuzianismus oder dem japanischen Shinto, überhaupt nahekommen will. „Wer hier eintritt, bekommt keinen Führer", heißt es zumeist auf diesem Forschungsgebiet; es ist besondere Gnade, wenn einem aus eigenem oder fremdem Volk dennoch ein solcher Führer ersteht.

In der äußeren Erscheinung braucht der Deutsche keine Rassenschwierigkeit zu überwinden, um die überragende Persönlichkeit in Jawaharlal Nehru mit seiner nordischen Erscheinung des aus Kaschmir stammenden Pahari, in den arischen Zügen Rabindranath Tagores oder Chandra Boses – namentlich ihres Obergesichts – unmittelbar zu empfinden. Schwieriger ist die Frage bei Gandhi, der, wie etwa die Wirkung von Wundertätern bei uns, der Interpretation und der Überschau über sein im Schrifttum breit genug behandeltes Leben bedarf, wenn er dem Nordländer in seiner volksnahen Wirkung unmittelbar verständlich sein soll. Das Rassengefühl treibt uns in Indien dazu, die arischen Typen als solche zu erkennen, bei Tamileneinschlag dagegen mehr geistiger Vermittlung zu bedürfen. Gewiß tritt in Indien die Mischung am augenfälligsten hervor.

Einer Art von Selbstprüfung konnte man sich unterziehen, wenn man die durch viele indische Zeitungen gegangene Tafel der „Fackelträger der indischen Freiheitsbewegung" (Torch-bearers of Indian freedom movement in Amrita Bazar Patrika von 1937) mit ihren 128 dem freiheitsliebenden Inder teuren Bildern betrachtete, die trotz der unvollkommenen Wiedergabe rassenwissenschaftlich doch sehr sprechend und deutlich waren. Darunter tragen 10 so ausgesprochen arische, nordische Züge, daß sie in keinem Kreise des Ostseeraumes störend aufgefallen wären, etwa 20 scheinen ausgesprochen mittelländischen Typs, wären nirgends etwa in Italien als fremd erkennbar, 23 waren sichtlich arabischer, semitischer Herkunft; völlig europafremd höchstens 15, die übrigen als Mischtypen, vielfach leicht prognath, aber doch so, daß in jeder europäischen Massenversammlung Ähnlichkeiten gefunden werden konnten.

Ich verweile auf dieser scheinbaren Äußerlichkeit, weil die Sucht anthropologischer und ethnologischer Werke, ausgefallene Rassentypen in einer

Digitized by Google

gegenseitigen Fremdartigkeit darzustellen (wie sie als Ausnahmen von Forschern gesucht und dann photographiert und sonst dargestellt werden, aber als Regel nicht vorkommen), unsere Einfühlungsfähigkeit eher gefährdet als steigert, während es doch die Voraussetzung erfolgreicher kulturpolitischer Werbung ist, sich einfühlen können, ohne sich zu verlieren. Das klingt als Aufgabe einfach, ist aber nicht so leicht, wie es sich niederschreibt; sonst wären nicht so viele hervorragende Landsleute in Gefahr geraten, in fremder Umwelt aufzugehen, die zweifellos gerade gegenüber tiefgewurzelten und ästhetisch verführenden Altkulturen in hohem Maße besteht und so weit geht, daß alte Missionare z. B. nicht nur chinesische Gewohnheiten, sondern fast chinesische Gesichtszüge annehmen.

Nun ist es wegen des starken arischen Einschlags und seiner langen Erhaltung durch die drei obersten Kasten in Indien zweifellos am verhältnismäßig leichtesten, hervorragende, durchschnittliche oder unterdurchschnittliche Eigenschaften aus dem Augenschein zu erkennen.

Eine Stufe schwieriger ist es schon, an der Entwicklung einer Persönlichkeit durch verschiedene Alter hindurch die Einflüsse der Selbsterziehung, übermächtigen Erlebens von außen her, der Umwelt und der sich wandelnden Physis auseinanderzuhalten. Dazu geben etwa die vorzügliche Autobiographie von Jawaharlal Nehru, die zahlreichen Lebensbilder von Gandhi, die sichtliche Freude des Dichters Rabindranath Tagore am eigenen, gewiß einnehmenden und immer gut in Szene gesetzten Bilde, der bewegte Gang des indischen öffentlichen Lebens Unterlagen genug. Auch die Persönlichkeiten, die sich lieber dem Jahrmarkt der Eitelkeit entziehen, als auf ihm auftreten möchten, werden durch fremde Eitelkeit und Gewinnsucht – oft sichtlich nicht zu ihrer Freude – immer wieder auf diesen Markt gestellt, was schließlich auch dem begreiflichen Werbewunsch ihrer Anhänger entspricht.

Diesem Zwang unterlag in China während seines stürmisch bewegten Lebens Dr. Sun-Yat-Sen und nach ihm Marschall Chiang-Kai-Shek und seine hochbegabte und temperamentvolle Frau, die ebenso autoritäre Züge trägt wie ihre Schwester, die Witwe Sun-Yat-Sens, revolutionäre. Unter den Persönlichkeiten der sinkenden Tatsing-Dynastie sind in Europa Marquis Tseng, die Vizekönige von Pechili, Li-Hung-Tschang und des Yangtsetals, Chang-Chi-Tung, hervorgetreten, die schauspielerhafte Gestalt der Kaiserin-Regentin Tsuhsi und das Schattenleben des armen Reformkaisers Khwanghsü, den der Verrat Yüan-Shi-Kais ans Messer lieferte, der gewiß, vom europäischen Standpunkt wie vom japanischen gesehen, eine wenig sympathische Erscheinung der fernöstlichen Kulturpolitik der letzten zwei Geschlechtsfolgen gewesen ist. Nicht so

Digitized by Google

ins Auge springend wie in Indien, aber bei einigem Aufenthalt im Lande und sachgemäßer Anleitung verhältnismäßig schnell begreifbar, ist der Unterschied der Herkunft im Rassengefüge der ebenfalls aus Rassenmischung erwachsenen Chinesen und Japaner. Die Schwierigkeit wird in Japan noch durch das gewollte Zurücktreten der Persönlichkeit hinter Reichsforderung und Staatskultur gesteigert.

Überschaue ich vergleichend die eigenen Erfahrungen gegenüber den Altkulturen im indopazifischen Raum, so stehen die Schwierigkeiten in der innerlichen Erfassung von Führergrundsatz und Führerpersönlichkeit – schon in Indien und China wahrhaftig groß genug – in Japan obenan. Verschiedene Umstände kommen zusammen, um das zu bewirken. Von allen indopazifischen Landen ist in Japan die Kultur- und Rassenkonvention gegenüber der Einzelpersönlichkeit noch am stärksten, wenn auch gewiß der Versuch eines Kenners (Percival Lowell), im Begriff der „Unpersönlichkeit" den Schlüssel zur Fernostkultur zu finden, verfehlt ist. Wenn sich auch die Persönlichkeit im Osten nicht mit der gleichen Schrankenlosigkeit ausleben darf wie in den westlichen Demokratien, soweit sie nicht mit der Tyrannei 51%iger Mehrheit zusammenstößt, so ist sie doch vorhanden und vielleicht noch mehr befähigt, wirkliches Kernholz anzusetzen als im Dollarlande. Japan ist fast noch mehr als England ozeanisch bestimmt. Der überwiegend kontinental eingestellte Mitteleuropäer, so der Deutsche (bei nur 1400 km Küstenentwicklung seines Dritten Reiches gegenüber dem Inselbogenreich mit mehr als 52000 km Küstenentwicklung, bei vorwiegender Meerernährung und Reiskultur), empfindet die Fremdartigkeit der Rasse auf dem vulkanischen Pazifikinselbogen — obendrein um den allgemeinen Spannungsunterschied zwischen festländischer und meerbestimmter Kultur gesteigert.

Eine der wirksamsten Persönlichkeiten Japans, der Meiji-Kaiser Mutsuhito selbst, war ein ausgesprochener Hintergrundspieler, Feind des Rampenlichtes und jeder Kulissenreißerei, und übertrug diese Neigung auf seine Umwelt, so auf die führenden Köpfe der Genro (der alten Staatsmänner), unter denen Fürst Ito noch die am meisten öffentliche Natur gewesen ist. Die Führer der Samurai sind es als Vorkämpfer ihrer mehr und mehr mit ihrem Ritterkodex „Bushido" ins Volksbewußtsein aufgenommenen Kaste, weniger als Einzelgänger, auch so starke nicht wie Araki, wie Tanaka, als Nachfolger der Kido, Saigo, Oyama, Yamanaka, Katsura; alle sind stolzer darauf, daß sie Teile eines in seiner Art in der Volksgeschichte unsterblichen Ganzen waren, als auf den Erfolg als Einzelkämpfer.

Aber obwohl auf diese Weise das japanische Offizierkorps, auch die japanische Hochschule, ein Industriekörper, eine Bauerngemeinde, eine

Digitized by Google

Masse in irgendwelcher Form dem Fremden scheinbar homogen und kompakt entgegentritt, lernt er zunächst bald die Herkunft aus den verschiedenen Rassenströmen, die das japanische Volk in vollendeter Zusammenschmelzung gebildet hatten, unterscheiden. Wie in China spielt der Nord-Süd-Gegensatz, der zwischen den ursprünglichen Altkultur-

Karte 12. Japans Stamminselbogen.
Die Zahlen geben Beispiele des Volksdruckes (Einwohner je qkm)

gebieten und den herangeschmolzenen Koloniallandschaften, in China nord-südlich vom Hwangho über das Yangtsetal nach Kwangtung im Kolonialeinschlag zunehmend, in Japan von Südwesten nach Nordosten, eine große Rolle. Hochzüchtung und Massennachschub unterscheiden sich scharf, so daß Baelz sogar auf den falschen Gedanken kam, darin Rassenunterschiede suchen zu wollen. Das ist von Japan aus mit dem

Digitized by Google

berechtigten leisen Spott abgelehnt worden, gerade so gut könne man in Europa für London eine Westend- und Eastendrasse oder Berlin W und NO unterscheiden. Wir glauben wohl ein Menschenalter später, solchen Fragen überlegen gegenüberzustehen, sollten uns aber daran erinnern, daß Baelz vielleicht der gründlichste Kenner japanischer Eigenart unter den Deutschen gewesen ist und Dauernd-Gültiges über Japan und seine Rasse geprägt hat.

Seine ganze Entwicklung im Verhältnis zum Meiji- und Taisho-Zeitalter – den Träger des Shôwa-Zeitalters hat er nur als geweckten und liebenswürdigen kleinen Buben gekannt und geschildert – gibt uns gerade über die Fähigkeit, das Vertrauen führender japanischer Geister zu finden, kostbare Aufschlüsse. Wahrscheinlich hat der Meiji-Kaiser selbst, haben Ito und Yamagata mit keinem Europäer so offen gesprochen wie mit Baelz, dessen beide Lebensbücher unerschöpfliche Fundgruben von höchstem menschlichem Werte für den Umgang mit Japanern sind. Seien wir dankbar dafür, daß wir sie in Deutschland besitzen; denn es ist nicht so leicht, als atlantischer Mensch dem pazifischen auf Verständigungsweite nahezukommen, so daß gute Folgen für beide Seiten daraus entstehen.

Begegnen wir schon bei so ausgezeichnet beobachtenden und unterrichteten Persönlichkeiten einer solchen Spannungsweite der Irrtumsmöglichkeit im Verhältnis zu östlichem Führertum, so werden wir mit um so größerer Nachsicht prüfen, warum einzelne Führergestalten des indopazifischen Raumes in Mitteleuropa „anklingen" und Anklang finden, andere nicht. Ihre Wirkung wird uns doch, wenn sie nicht besonders glückliche Biographien finden, wie Sun-Yat-Sen und Chiang-Kai-Shek in G. Amann, durch Neigung und Abneigung des Auslanddeutschtums, zuweilen des Küstenkaufmanns vermittelt. Das ist nicht immer eine reine, zu vorbehaltloser Beurteilung von Führereignung geneigte und geeignete Quelle.

Oft klingen aus weit zurückliegenden Tagen Sympathien mit fremden, gegnerischen Gestalten durch, wie etwa jenes spanische Zeugnis über den edlen Vorwurf des gefolterten mexikanischen Kaisers Guatimozin an einen unter der gleichen Folter auf dem Rost klagenden Kameraden: „Liege ich denn auf Rosen" – der einen so furchtbaren Vorwurf für die Seelenroheit der spanischen Konquistadoren enthält. Zuweilen trägt freundlicher Zufall uns menschliche Dokumente zu, wie jenes Gedicht des chinesischen Marschalls Wu-Pei-Fu über das Reiten in der Fremde und seine Befreiungshoffnungen für China, das ihn turmhoch über den chinesischen Durchschnitts-Tutschun stellt.

Zuweilen nützt uns der Vergleich bei hervorragenden Führergestalten

Digitized by Google

unserer Zeit, wenn wir etwa Lebensbahn und Wirkung von Sun-Yat-Sen und Gandhi vergleichen, uns des spöttischen Britenausrufs aus der bösesten Nachkriegszeit erinnern: „Wanted a German Gandhi?" Nun, als der deutsche Führer kam, war er gerade diesen Rufern im Streit so wenig recht wie der indische, so grundverschieden beide natürlich sein müssen, nur verwandt in der Stärke ihrer volksnahen Wirkung. Typenpersönlichkeiten finden wir vielfach leichter verständlich, wie etwa seinerzeit General Araki als Vorkämpfer der „Samurai", der kriegerischen Wehrgeistpartei in Japan.

In diesem Fall reihten sich eben schon aus dem Farbenholzschnitt vertraute Kriegergestalten in überlieferungsstarker Geschlossenheit um den einzelnen Keilvorfechter und machten ihn leichter verständlich, wie ja der Botschafter Baron Oshima ein Typ des veredelten japanischen Kriegergesichts ist. Schwerer als der Gefolgschaftskeil überwindet der Einzelgänger die vielen Grenzen: manchmal leichter, wenn ihm, wie etwa Sun-Yat-Sen in Yüan-Shi-Kai, Gegenspieler widerstreben, die das Alte gegenüber dem Neuen verkörpern, schwerer, wenn, wie bei Gandhi und Jawaharlal Nehru, zugleich der Gegensatz der Generationen, der Geschlechtsfolgen in kulturpolitisch verschiedene Richtungen bei gleichen Endzielen hineinspielt.

Die Folgerichtigkeit von Bewegungen wird gegenüber dem Glanz einzelner Tagesereignisse und Persönlichkeiten leicht übersehen, so etwa der langsame, zielbewußte Aufstieg der indischen Selbstbestimmungsbewegung – auch in der Entwicklung ihrer Flagge erkennbar! –, während weltpolitische Skandale, wie die Meuterfahrt des niederländischen Panzerschiffes „Sieben Provinzen" von Atjeh auf Sumatra zur Sundastraße, großes Aufsehen machen, ohne daß gleich viel Druck dahintersteht, wenn sie auch gewiß warnende Vorzeichen sind.

Ein wiederholter Eindruck ist die Enttäuschung westlicher Forscher und Beobachter beim Anblick der Gestalt und des Gesichts östlicher „Prominenter", wie etwa Dschingiskhans, Babers und Akbars, der größten Taira und Minamoto, des ersten Tokugawa-Reichsmarschalls Jyeyasu, die, wie auch Kien-Lung, als alte Herren dem Westländer einen zu gemütlichen Eindruck machen, der mit ihrer heroischen Lebensleistung und ihren Aussprüchen – auch wohl hinterlassenen Schädelpyramiden – nicht im Einklang steht. Man vergißt dabei, daß der Osten eher auf die in sich gefaßte, beschauliche Haltung hin posiert, daß unbeherrschte Ausbrüche Verlust an Ansehen, „Gesichtsverlust", bedeuten. Mehr westlich angehauchte Denkmale, wie das viel abgebildete des kaisertreuen Japaner-Ritters Kusunoki Masashige, machen dagegen den Eindruck einer nicht ganz echten, eher abendländischen Geste, den ein paar schöne Sinnzeichen auf einem Granitblock für östliche Gemüter in einem höheren Grade von Erinnerungswert bewirken.

Digitized by Google

Kulturpolitisch kennen die östlichen Altkulturen scharfe Unterschiede zwischen Ritter-, Führer- und Herrscherleistung bei aller Freude an Legendenbildung, von der Indien, China, Japan voll sind.

Eine Reihenfolge aristokratischer Führergestalten mit dem Ansehen einer uralten dynastischen Überlieferung über und hinter sich, wie etwa die von Ota Nobunaga, vom Taiko Toyotomi Hideyoshi und vom Shogun Tokugawa Jyeyasu, mit nachfolgender 250jähriger Haltbarkeit dessen, was sie geschaffen haben, ist nur in einem Volksraum mit einem starken aristokratischen Grundgefüge und Sinn für Dauer möglich. Umgekehrt bleiben solche an die Paladine Karls des Großen erinnernden Verhältnisse, wie das Akbars zu dem Prinzen von Udaipur oder zu seinem engeren Mitarbeiterkreise, doch immer wieder einmalige Erscheinungen in der indischen Geschichte. Sie sind erklärbar im Falle Akbars durch die Übergipfelung der großmogulischen Stammesherrschertradition, die von Baber, dem Abkömmling Timurs und Dschingiskhans an, sechs geniale Herrscher hintereinander auf den Thron von Delhi brachte, mit dem uralten Arierkleinfürstentum von Rajputana und der seltenen, schon unter Aurengzeb versunkenen Fähigkeit, den Fanatismus des Islam im Zaum zu halten – im Zeichen einer, dem gleichzeitigen Europa ganz fremden weltanschaulichen Duldung von höchster geistiger Warte aus.

Bemerkenswert ist dabei, daß die jungindische Kultur sich Akbar deshalb, trotz seiner Fremdherkunft aus Turkestan, genau so assimiliert hat, wie der Buddhisten-Kaiser Asoka ein unveräußerlicher Grundstein im indischen Kulturbau geworden ist.

Eine naheliegende weitere völkerpsychologische Untersuchungsreihe würde dazu führen, den Anteil der indischen, chinesischen, japanischen, der malaiischen Binnenstruktur, der übrigen indopazifischen Altkulturen an der Möglichkeit des Durchsetzens von Führern und Helden, ihr Talent zur Heldenverehrung zu untersuchen. Besondere Schwierigkeiten scheint dabei dem Islam sein demokratischer Zug und die Unbändigkeit seiner „Fakire", Sufis und Heiligen zu bereiten, auch wohl das Verhältnis des Kronenträgers zum Wesirtum, das ja im Schachspiel seinen feinsten Ausdruck gefunden hat. Das kaleidoskopartige Machtspiel des Nahen und Mittleren im Gegensatz zur stetigeren Entwicklung des Fernen Ostens mag damit zusammenhängen.

Die jähen Umschwünge, auch der Großmogul-Dynastie, sind daher verständlich: die kurze Zeitspanne von der Höhe Babers und Akbars zum Kampf von Aurangzeb und von da bis zur Schlacht von Plassey und dem endgültigen Sturz des Kaisertums von Delhi nach der sogenannten „Meuterei" (Mutiny).

Gewiß: auch die Zeitspanne von der Machthöhe des greisen Eklek-

Digitized by Google

tikers Kienlung im 18. Jahrhundert bis zum Opiumkrieg und dem Sturz der Tatsing-Dynastie von 1911/12 ist kurz, gemessen am Machtrhythmus des Ostens, der in China von dem „Koming"-Gedanken, dem Begriff des „himmlischen Mandatswechsels" nach dem Ausleben einer Dynastie durch regelmäßige Revolutionen ausgeht, in Japan dagegen unter einer einzigen Dynastie mit ihrem heute 124. Träger die Evolution in stetiger Entwicklung sucht. Viele Glücksfälle haben Japan dabei unterstützt, aber doch im wesentlichen ein Grundzug der Ausgeglichenheit zwischen Führerleistung, Heldenverehrung und Hochhalten der Volksgemeinschaft. Eine gnädige Fügung war es, daß kein Feind von außen her diese fast naturwissenschaftlich gesetzlich erscheinende gleichläufige Entwicklung zu stören vermochte, und eigenes Verdienst dabei, daß jeder drohende Eingriff, wie in der Mongolenzeit, in der ersten und zweiten Landöffnung, immer die ganze Volkskraft, Führer und Masse gleichmäßig, zur Abwehr bereit fand.

Deshalb vor allem ist uns gerade an dieser Stelle ein kulturpolitisch bemerkenswertes Einzelexperiment unserer Tage, der Wehraufstand von 1936, gesonderter Betrachtung wert.

22. KULTURPOLITIK DER „UNBEKANNTEN SOLDATEN"

Die Armeebewegung in Tokio in deutschem Lichte; Samurai-Geist dort und hier und das Dreieck Berlin—Rom—Tokio

Im Morgengrauen des 26. Februar 1936 stand der weitläufige Kaiserpalast hinter seinen langgestreckten Wällen und Gräben der Sechsmillionenstadt Tokio mit sämtlichen hohen Regierungsämtern mitten im schneeverwehten Umland vor einer seltsamen vollzogenen Tatsache. Es war die kaisertreue Revolte des „unbekannten Soldaten", bewirkt durch etwa 1400 Offiziere und Mannschaften des 1. und 3. Regiments der 1. Division und einiger Gardetruppen, die das Regierungsviertel rings um das neue Parlamentsgebäude, vom Auswärtigen Amt und Ministerpräsidium bis zu Generalstab und Kriegsministerium, Deutscher Botschaft und Prinz-Kanin-Dienstgebäude gegenüber der Kaiserburg besetzt hatten. Das wohlbewachte Marineministerium und das Luftamt waren außerhalb der Falle geblieben; und bald darauf bewiesen die über dem Parlament kreisenden Bomber mit niederrauschenden Warnungsblättern, das von Yokosuka herauf mit schweren schwarzen Rauchfahnen und eingestellten Rohren andampfende Gardegeschwader der Flotte die Mißbilligung der Marine und des Satsumaklans gegenüber dem Vorgefallenen

Digitized by Google

und dem begangenen formalen Fehler, bei aller sachlichen inneren Zustimmung zu seinen Beweggründen.

Außer den Maschinengewehrsalven und Pistolenschüssen, die im Morgengrau den Doppelgänger des Ministerpräsidenten Okada, seinen tapfern Schwager, als Sinnbild der Kabinettsregierung, den ehemaligen Ministerpräsidenten Admiral Saito als Sinnzeichen der Genro, der alten Staatsmänner, und den greisen Takahashi als Verkörperung des Parlamentarismus, des Parteiensystems und der Hochfinanz, und General Watanabe, dann Admiral Suzuki niedergestreckt hatten, fiel bis zur Kapitulation der im Grunde führerlosen Verschwörer mit zwei Dutzend jungen Offizieren vom Hauptmann an der Spitze abwärts kein Schuß. Der greise Genro Fürst Sayonji und Lordsiegelbewahrer Baron Makino waren auf dem Lande dem Anschlag entgangen. Außerhalb Japans ist das Ereignis in Losbruch, Auflösung und Nachwirkung vielleicht nur in Italien, das den Faschismus und den Marsch auf Rom erlebt hatte, und gewiß in Deutschland, dem der Weg vom 9. November 1923 bis zur Machtergreifung von 1933 gegenwärtig war, in seinen kulturpolitischen Hintergründen verstanden worden, sonst kaum irgendwo auf Erden.

Denn es gab in Tokio kein Pronunziamiento im spanischen, mexikanischen oder südamerikanischen Stil, dessen Maßstäbe die Welt hätte anlegen können, so oft auch in Japan früher schon persönliche Angriffe, Ausbrüche wie 1869 oder 1877 (Satsuma-Rebellion), politische Wandlungen begleitet oder entschieden hatten. Es ging in diesem Falle, wie bei andern, verwandten Vorgängen voll politischer Leidenschaft in Japan erstaunlich ordentlich zu. Die Reden der jugendlichen Führer in dem chinesischen Restaurant Koraku hörten sich fast an wie die Verlesung seiner Sünden gegen den heiligen Boden des Reichs, die der Enthauptung des großen, letzten Tokugawa-Reichskanzlers Ii Kamon no Kami im Sakuradator des Palastes voranging, desselben Palastes, der am 27. Februar fast wie im Stupor, entschlußlos dem besetzten, immer mehr eingekreisten Regierungsviertel gegenüberlag, bis am 28. die kaiserlichen Flugblätter herabregneten: „Ich teile den Unteroffizieren und Soldaten mit, daß es nicht zu spät ist, um in die Kasernen zurückzukehren. Wer aber dennoch Widerstand leistet, der ist ein Rebell, und wir werden ihn totschießen lassen. Alle Eure Väter und Mütter und Brüder weinen, weil Ihr zu Landesverrätern werdet."

Daraufhin legten Soldaten und Unteroffiziere gruppenweise die Waffen nieder.

Die zwanzig jungen Offiziere zwischen 23 und 34 Jahren, die den Aufstand geführt hatten, der höchste im Hauptmannsrang, waren nicht

Digitized by Google

in den Flugblättern genannt. Zwei von ihnen, Hauptmann Nonaka und Kono fanden den Weg aus dem Leben als Blutzeugen der gescheiterten Tat nach altjapanischem Brauch; die andern, darin weder zu Hause noch in der Fremde verstanden, wollten vor Gericht politisch weiterkämpfen. Das war die Folge der breiten Verhandlung gegen Oberstleutnant Aizawa, der General Nagata, die rechte Hand des Kriegsministers Hayashi 1935 als Rache für die Entlassung des Generals Mazaki, des Führers der Jungoffiziersbewegung, getötet hatte. Diesmal sollte der im Grunde führerlos geführte Schlag zugleich Genrosystem, Parlamentsregierung, Hochfinanz und Parteiwesen treffen. Trotz dem Fehlschlag traf er sie auch und wurde zur Einleitung, zum Vorreiter des heutigen Vorwaltens des „Kôdo", des kaiserlichen Wegs, mit dem Ziel, die „wahre göttliche japanische Kaiseridee" mit ihrem starken nationalsozialistischen Zug sich voll auswirken zu lassen.

Ein ausgezeichnet schildernder Augenzeuge der Bewegung vom 26. bis 28. Februar 1936, der sie in der „Geopolitik" beschrieb, hat richtig gesehen:

„Die Attentate und die Besetzung des Regierungsviertels durch Soldaten der Tokiodivision stellten die ersten entscheidenden Schritte zur Ergreifung der politischen Macht durch die aktivistischen Teile der japanischen Armee dar" – deren Ideen nicht nur in breitesten Kreisen des japanischen Militärs und in vielen Schichten der radikalnationalistischen Zivilorganisationen verankert waren, sondern ihren letzten Grund in der tiefen sozialen Unrast und Spannung hatten, die Japan seit Jahren durchzieht und seit 1931 offen im Heere ausgesprochen wird, so von Araki und Mazaki. „Die Idee wurde zur politischen Waffe"; eine tiefe Politisierung und Radikalisierung der japanischen Armee bis in ihre untersten, dem ringenden Bauerntum mit seinen noch zwischen 47 und 57% der Bevölkerung nahestehenden Schichten war erfolgt.

„Der Aufstand war also weit mehr als die tollkühne Tat einiger nicht zu zügelnder Heißsporne" – er war ein Vorreiter des Aufbruchs der Volkheit! Das Heer, zu allermeist im Geiste des alten japanischen Wehradels der Samurai erzogen, mußte notwendig, gerade weil es die sozialste Einrichtung des Kaiserreichs war, zu allererst Sprachrohr und Organ der stärker werdenden, zugleich sozialen und nationalen Spannung der ländlichen und städtischen Schichten werden, aus denen 50% der Offiziere, 90% der Mannschaften stammten.

Denk- und Fühlweise der Samurai ist auf die breiten tragenden Schichten des japanischen Volkes übergesprungen und hat sie durchdrungen, mit einem derben Einschuß aus Bauernnot und Bauernstete, über dem aber immer noch die alten Fahnen des Bushido, des „Ritterwegs", des

Digitized by Google

„Königsweges" (Kôdo) neben dem Verwerfen des Klassenkampfs in jeder Form aus völkischem Geschwistergefühl (Dôbô) heraus wehen. Aus alledem entsteht die Wellenhöhe, die Gefahr der Übergipfelung, des Überschlagens von heute, deren sich auch alle mäßigenden Einflußreichen bewußt sind. Wer dagegen angeht, schreitet einer brandenden Grundwelle entgegen. Das wurde 1936 offenbar; von 1937 bis 1939 wirkte sie sich aus.

Wie kommen wir Deutsche dazu, diesen Samuraigeist als kulturpolitische Tatsache zu verstehen?

„Shi mon yori irite sei mon ni iru" – „Durch das Tor des Todes geht's in das Tor des wahren Lebens!" – das enthüllte mir während einer langwierigen Pionierübung auf den Stufen eines schlichten Teehauses in den Bergen bei Kyoto, auf moosbewachsenen Steinen zwischen leuchtenden Azaleenbüschen sitzend, ein junger Samurai als den Leitspruch seines Standes. Es war der Dank dafür, daß der japanische Offizier in den klingenden Strophen des ersten Kürassiers in Wallensteins Lager einen Herzenston aus dem Wesen (Kokoro) des deutschen Kriegers empfing, das er zu kennen begehrte, nachdem es in allen deutschen Reglements, die er gewissenhaft gelesen hatte, nicht zu finden gewesen war.

Wie viel war damals, zwischen Russenkrieg und Weltkrieg – 1909 –, noch lebendig von dem japanischen Wehradelsstand der Samurai, der Zwei-Schwert-Männer, der sich zu Beginn der Meiji-Ära für die Reichserneuerung geopfert hatte? Wieviel ist es heute? Ist es zu einer vollen Verjüngung, zu einer Wiederauferstehung in weiten Volkskreisen gekommen – wie das schwingende Verständnis mitfühlender einzelner weltüber glaubt? Oder laufen nur viele Gespenster einer seit etwa 1200 n. Chr. Geschichte gewordenen glänzenden Vergangenheit herum, ihren Schatten auf eine so viel bessere, fortschrittliche Gegenwart werfend, wie es die Vertreter landfremder Glaubensgemeinschaften behaupten, auch Globetrotter und euramerikanische Fortschrittapostel, die nach vierzehn Tagen in Hotels Bücher über Japan schreiben und, wie gewisse Leute gern beweisen möchten, daß es keine Samurai mehr gäbe.

Wahr ist, daß der alte Wehradel, körperhaft als Stand, nicht mehr besteht. Wie er zwischen die Blüte der Geschlechter (kwazoku) des hohen Adels und die Bauern und Bürger (heiminno), die Kunsthandwerker (ko) im alten japanischen Feudalgefüge und Ständestaat eingereiht war, so ging er mit diesem von der gewaltsamen Erschließung von 1854 bis zum Regierungsantritt des Meiji-Kaisers 1868 und zur Verfassungsverkündigung (Ersatz des Wortes Samurai durch Shizoku 1878) durch einen Todeskampf, der viele blutige Opfer durch die Zwei-Schwerter-Männer kostete.

Digitized by Google

Wahr ist aber auch, daß der Geist dieses Wehradels wieder auferstand, in dem Hakenkreuz in der Rangliste fortlebte, das den Samurai bezeichnet, und daß er über glänzende Führergestalten hinweg 1937/38 vielleicht doch noch die stärkste politische Kraft in dem Hundertmillionenreich von heute ist.

So ist das Wort „Samurai" tatsächlich ein viel umstrittenes, aber ein weltpolitisches Schlüsselwort unserer Zeit. Denn „Bushido" (der Weg des Ritters) und „Kôdo" (Königsweg) sind ja im Grunde nur Ausstrahlungen des Samuraigeistes. Wer dieses Schlüsselwort anzuwenden versteht, der weiß, warum es neben der amtlichen Außenpolitik in Japan immer noch eine besondere der Wehrstände gegeben hat und noch gibt, deren Träger die Saigo, Kido, Kawakami, Kodama, Yamagata, Katsura, Tanaka, Araki und viele andere gewesen sind, die sich immer nur als Vorkämpfer der Samurai empfanden; der weiß, warum so viele Ministerpräsidenten nicht in ihren Betten starben, und warum Industriekapitäne und Wirtschaftsführer, die nicht unterm Schwert leben wollen, gelegentlich in Japan auf einmal 30 Millionen Yen für Ziele hinlegen, die den Ausgleichsmethoden unseres Nationalsozialismus nahestehen.

Hätte China etwas Ähnliches gehabt wie diese Samurai, so würde es um das Riesenopfer des betreffenden Standes – bei einer ähnlichen Selbstlosigkeit – seine Erneuerung mit viel mehr Aussicht auf Erfolg haben durchführen können. Denn was die Reichserneuerung Japans tatsächlich durchgeführt hat, das sind, einschließlich der klugen, aus ihren Reihen stammenden Karo (Haushofmeister) der südwestlichen Stämme, der Bärenführer ihrer Stammfürsten, der Daimyo von Choshu, Tosa, Satsuma u. a., im wesentlichen doch deren Samurai, ihr Wehradel, gewesen.

Von 278 Feudalherrschaften Japans mußten bei der Meiji-Reichserneuerung nur etwa 16 mit rauher oder sanfter Gewalt gezwungen werden, ihre Lehen dem Kaiser zurückzugeben. Heroisch war namentlich der Widerstand der Feudalherrschaft von Aizu und ihrer Krieger, wo sich die halbreifen Buben bewaffnen ließen und wehrten wie die Wildkatzen, und schließlich Harakiri verübten als die Stammfeste fiel, und wo ein überlebender, ganz kleiner Bursch, Samuraisohn, später Staatsmann von Rang, von seiner Mutter harte Schelte bekam, weil er bei einem Granateinschlag und dem Anblick des Massenselbstmords weinte.

Nach ihrem Tod aber zogen auch die Rebellen Japans in die heroische Landeslegende ein; Feldmarschall Saigo – der Urheber der Satsuma-Rebellion von 1877 – hat heute sein Denkmal, obwohl ihm Samuraifreunde in der letzten Schlacht gegen die Kaisertruppen als Todwundem das Haupt abschlugen, damit die kostbare Trophäe nicht in die Hände

Digitized by Google

der siegreichen kaiserlichen Truppen falle. Aber Gefolgentod (junshi) oder Harakiri (Seppuku) und ritterliches Fallen sühnt jede Schuld nach dem Samuraikodex, auch jetzt noch wie zur Zeit der 47 Ronin. Beide Gebräuche – wenn auch selten geworden – sind durchaus nicht tot. Der berühmteste Gefolgentod (junshi) der neueren japanischen Geschichte war der des Marschalls Nogi und seiner treuen Frau während der Beisetzung des Meiji-Kaisers, dem sie ins ewig fortlebende Totenreich der „Kami" (Schutzgeister) folgen wollten. Dem 1938 noch hochbetagt lebenden letzten der alten Staatsmänner (Genro) dieses Kaisers Meiji, dem Fürsten Sayonji, sann seine eigene Familie das Seppuku (Harakiri) am Ende des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts an, weil er als Führer der Seyukaipartei (einer sehr zahmen Spielart japanischer Nationalliberaler) kaiserliche Rechte preisgegeben oder eingeschränkt hatte. Harakiri machte vor kurzer Zeit ein japanischer Marineattaché in Moskau, weil er sich von den Sowjets hatte übervorteilen lassen; ein Stationsvorstand, weil er sich die Schuld beimaß, daß ein kaiserlicher Manöverzug auf ein falsches Geleise geraten war und in einer kleinen Station hatte umkehren müssen; ein anderer junger Mann protestierte durch Harakiri vor der U.-S.-amerikanischen Botschaft gegen die Flottenungleichheit. Freitod spielt ja überhaupt eine andere Rolle in Japan als anderwärts; dafür besonders beliebte Wasserfälle und Vulkankrater müssen häufig bewacht werden. Darin hat der Film „Die Tochter des Samurai" noch 1937 nicht übertrieben.

Gleichen Schrittes mit diesen Samuraibräuchen durchmaß die neujapanische Geschichte das politische Attentat wegen angeblich oder wirklich unzulänglicher Vaterlandstreue: zuerst noch spielte es wie bei dem gewaltigen Shogunminister Ji Kamon no Kami eine Rolle, in den strengen Ritualformen des altjapanischen Attentats, bei denen u. a. dem ins Jenseits zu Befördernden seine Sünden vorgehalten werden und nachher der Kopf über das Tor in die Einfriedigung seines Palais geworfen werden mußte, wie noch bei der Rache für Saigo an Okubo, „dem Stützpfeiler Japans", am 14. März 1878; später wurden die Formen denen Westeuropas und Südamerikas mehr angeglichen, wie bei Inukai und dem Handstreich von 1936. Die Zahlen der Opfer aber blieben beträchtlich: Ministerpräsidenten, Finanzminister, Wirtschaftsführer, Personalreferenten im Kriegsministerium, auch Bürger (heimin) waren darunter (Ministerpräsident Hara z. B.). Fast immer sind von Samuraiabkunft mindestens die Leiter der Politik des Landheers (zumeist vom Choshu-Stamm) und der Flotte (zumeist vom Satsuma-Stamm).

Lange noch sind die erfolgreichsten Träger vaterlandstreuer Außen- und Innenpolitik die großen, aus Heer und Marine hervorgegangenen

Digitized by Google

Samurai-Erben gewesen, wie in den siebziger Jahren Saigo Takamori und Kido, später Kawakami, Kodama, Togo, Yamagata, Terauchi, Yamamoto, Katsura, Tanaka, Araki. Sie alle waren freilich auch Männer stahlharter, scharfer Entschlüsse neben aller höfischen Sitte. Von Marschall Yamagata wurde gerühmt, er würfe niemals Steine in Glashäuser, wenn er nicht sicher sei, sie damit gründlich zu zerschmettern.

Überschauen wir etwa die Lage der Bünde und hochgesteigert vaterlandstreuen Parteigründungen vor dem Streich der „unbekannten Soldaten" von 1936, so scheinen nicht nur uns, sondern auch z. B. dem Verfasser von „Japan's patriot leadership" im „Transpacific" vom 21. November 1935 die vom reinen Samuraiboden her entstandenen Schöpfungen, wie etwa Baron Hiranumas und Takeo Kikuchis „Kokohonsha", ungleich lebensfähiger als alle aus fremden parlamentarischen Vorstellungen hervorgegangenen faschistischen oder nationalsozialistischen Parteibildungen. Von Kenzo Adachis und Seigo Nakanos Nationalbund wurde behauptet, daß er schwer zusammenzuhalten sei, von Akamatsus Nationalsozialisten, daß ihr Führer einsame Furchen pflüge. Ähnlich folgerten Yosuke Matsuokas Jungvolk, die Shôwa-Erneuerer und viele andere Gruppen, die sich seit 1931 bildeten. Bei allen ist freilich ein blitzschneller Zusammenschluß zu millionenstarker Wirkung möglich.

Alle Ideologie aber steht auf der echten Samuraigrundlehre, daß freies Kräftespiel einer kapitalistischen Demokratie Japan verderblich sei, daß ein noch schärferes, empfindlicheres nationales Gewissen und Volksbewußtsein erweckt und entwickelt werden müsse, mit einer zuallererst durch und durch vaterländischen Führerschicht. Die natürlichen Grundlagen dafür aber geben die Wehrdienste ab, die Macht, Gliederung (Organisation) und Gewöhnung dafür mitbringen, und die Hilfe oder gar Führung bürgerlicher Napoleone dabei weder brauchen noch wünschen. Wenn auch General Araki in seinen Schriften am weitesten ging, ist es doch der Körper der Samurai-Erben als Ganzes, nicht ein einzelner Führer, der die Richtung hält.

Das „Japan Year Book 1935" prägt den kühnen Satz: „Die Klassenbezeichnung ‚Samurai' sei im Begriff, schnellstens in die Vergessenheit zu gleiten." Wer tiefer in japanisches Leben taucht, der wird aber bald erfahren, daß jede Familie genau weiß, ob sie den alten Wehradelsfamilien angehörte, oder gar den Kuge- (Hofadels-) oder Daimyo- (Feudal-) Geschlechtern, obwohl diese beiden schon vor den Samurai im Jahre 1869 abgeschafft wurden, um in der „Blüte der Geschlechter" (kwazoku) aufzugehen.

Im Gegenteil: die Zahl dieser Familien hat weit eher den Grundzug, sich so unbegrenzt zu vermehren wie die heute in Amerika legendären

Digitized by Google

Insassen der „May flower", die als Schiff Abmessungen vom Stil der „Queen Mary" hätte haben müssen, um alle die Ahnen aufzunehmen, die nun Stammväter der Pilgerväter des heutigen Neu-England-Amerikaners gewesen sein sollen. Dabei ist die Kenntnis seiner Urgroßeltern und Urahnen in USA. immer noch Ausnahme, in Japan aber Regel.

Von den Maiwahlen 1924 in Japan hieß es: „Dies war der Todesstreich für die japanische Bürokratie; Clanhäuptlinge und Bürokraten verloren ihre Macht als politische Klasse, und die bürgerlichen Parteien nahmen vollständig ihren Platz ein, zumal der Schlußeffekt das Durchgehen des Gesetzes über das allgemeine Wahlrecht in der 50. Reichstagssitzung war."

Aber am 15. Mai 1932 erschossen ein Dutzend junge Land- und See-offiziere den Ministerpräsidenten Inukai in seinem Ministerbüro; 1935 kam der angesehenste Staatsrechtlehrer Japans mit seinen Büchern auf den Index, weil er das Kaisertum eine konstitutionelle Einrichtung genannt hatte; im Februar 1936 besetzte die 1. Division das Regierungsviertel. Das und vieles andere, wie das Zurücktreten des Reichstags 1938 bei der nationalen Willensbildung, sieht nicht gerade nach Vorherrschaft des bürgerlichen Parteiensystems über die Samurai-Erben aus! Noch weniger stimmt dazu das Auftreten des Blutbrüderschaftsbundes des Priesters Nissho Inouye, der „Jimmu Kai", des am 5. Februar 1932 vor Schanghai gefallenen Leutnants Hitoshi Fuji und seiner Fliegerfreunde und des auf Lebenszeit gefangengesetzten Komplotturhebers Tachibana. Der größte Teil der an allen diesen Bünden Beteiligten führt seine geistige Haltung zu Staat und Volk auf die Samurai-Überlieferung zurück. Zur Zeit der letzten großen nationalen Kraftanstrengung (1904/05) waren listenmäßig 439194 Familienhäupter und 1728864 Familienangehörige der „Shizoku" verzeichnet, die mit 4,94 Köpfen auf den Haushalt – in Nordhonshu, Kiushu und Hokkaido weit überschritten, in Mittel- und Westhonshu, auch Shikoku unterschritten – etwas hinter dem Durchschnitt auf den Haushalt der rund 36 Millionen Heimin und 4271 Hochadelsmitglieder mit rund 8½ Millionen und 784 Haushaltsvorständen bei 5,24 Wohnungskopfzahl zurückblieb.

Der Zahlenstand war wesentlich höher als zur Zeit der Reichserneuerung, bis wohin namentlich Etsujiro Honjo (Kyoto Univers.) Zahlenschwankungen und wirtschaftliche Schicksale der Samurai verfolgt hat.

Schätzen wir die heute voraussichtlich von der geistigen und seelischen Haltung der Samurai-Überlieferung erfaßten und beherrschten Volksteile sehr zurückhaltend ab, so kommen wir auf mindestens 3½ Millionen unter rund 70; wahrscheinlich sind es aber weit mehr. Das wären höhere Zahlen als die Zahl der Köpfe, von denen die Sowjetherrschaft im ehedem Russischen Reich oder in ihren kraftvollsten An-

Digitized by Google

fängen die faschistische und die nationalsozialistische Bewegung getragen wurden.

Vergegenwärtigen wir uns, was in Italien und in Deutschland über die heute herrschenden und alles durchdringenden Bewegungen vor ihrer Machtergreifung gesagt wurde, dann kommt uns das im letzten Japanjahrbuch über den Samuraibegriff niedergelegte geringschätzige Urteil weniger befremdlich vor. „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Mindestens haben die Samurai jenen japanischen Reichskörper vom 12. bis zum 19. Jahrhundert gebaut und aufrechterhalten, der sich ohne grundstürzende Erschütterung zur Reichserneuerung der Meiji-Zeit verjüngen konnte und 1937 nach der Vormacht in Ostasien griff.

Schon das würde für einen Wehrstand eine weltgeschichtliche Dauerleistung sein, trotz allen dazwischenliegenden Entartungserscheinungen, Trägheitsstauungen der Volksbewegung, trotz manchem Sittenverfall und den wilden Ausschreitungen der „Ronin".

Die Überführung der Samurai als Stand in das verjüngte Japan war von furchtbaren Zuckungen begleitet. Bei den Mordanschlägen auf Ausländer in der Übergangszeit waren allerdings diese selbst durch ihre eigenen Taktverstöße vielfach mitschuldig, aber gewiß auch die etikettebesessenen Begleitkrieger der Daimyo-Züge auf der Tokkaidostraße dicht an den fremden, erzwungenen Hafenniederlassungen, wohl auch Fremde, die als Sport in heiligen Hainen die dort gehegten Tiere schossen. Solche Zwischenfälle haben dem Todeskampf des japanischen Feudalkriegertums einen internationalen Leumund gemacht, den unheimlicher Glanz umstrahlt. Fast jeder Weltenbummler hat mindestens am Grabe der 47 Ronin gestanden und hat mit leichtem Gruseln ihre Geschichte gelesen; mit dem bekannten vorderwichtigen Schwert abgeschlagene Staatsmännerarme und -beine wurden in der sensationsfrohen amerikanischen Presse mit Greuellegenden umwoben, die ihre an sich schon krassen Begleitumstände in Riesenmaße übersteigerten (so die Fälle Ji Kamon no Komi, Okuma, Inouye, Okubo, Hara, Inukai, der Februar 1936).

Das Nachtstück der Bestrafung der Attentäter auf das französische Kriegsschiffboot, das auf eigene Faust im Hafen von Sakai lotete – was man eben nach guter Völkerrechtssitte in fremden Gewässern nicht tun sollte –, mit dem Ohnmachtsanfall des als Zeugen beteiligten Kapitäns Vaillant angesichts des Seppuku eines jungen Satsumaoffiziers in dem Märtyrertempel zu Osaka hat uns ein einwandfreier diplomatischer Augenzeuge, der mit der Sendung des Grafen Eulenburg nach Japan kam, „Chinesen-Brandt", in glänzender Schilderung erhalten.

Aber um dieser Opfer willen ist eben der Geist wieder auferstanden. Wenig Stände im Lauf der Geschichte besaßen, ohne jemals das Wort

Digitized by Google

gehört zu haben, so sehr das Geheimnis des „Stirb und werde!" Darum vielleicht eben ist der Samuraigeist wieder von den Toten zurückgekehrt und wird noch länger in der Geschichte Ostasiens und des Pazifischen Ozeans rumoren, als denen lieb ist, die ihn voreilig totgesagt hatten.

Es ist auch kulturpolitisch unerläßlich, ihn zu kennen. Seine Ähnlichkeit mit dem der jungen Stürmer des Nationalsozialismus von 1919 bis 1933 ist groß.

„Wird die japanische Armee auf die Dauer den für die gesamte Nation ausschlaggebenden nationalen und sozialen Integrationsfaktor abgeben können?"

In diesen gedankenschweren Satz faßt G. Wirsing abschließend eine Besprechung eines ohnehin zusammengepreßten Vortrags über die Gefahrenlage der ostasiatischen Kulturen zusammen. Die Tatsache, daß ich auf eine Anfrage der „Münchener Neuesten Nachrichten", wer wohl heute von Japan aus unter den Köpfen der Weltpolitik als erster in Betracht komme, antworten mußte: Nicht ein einzelner, auch nicht Araki, sondern eine Gruppe, gibt für heute noch eine Teilantwort auf G. Wirsings Frage.

Ob sie auch für morgen gilt, das ist Japans Schicksalsfrage. Aber auch diese läßt eine vorhersagende Teilantwort zu, wenn wir uns ganz klar darüber sind, was für Japan seine Samurai von heute als die unmittelbaren Erben der Samurai einer tausendjährigen Sonder- und Hochzuchtentwicklung bedeuten. Dazu bedarf es allerdings nicht der Betrachtung eines einzelnen Lebenslaufs und seines Einflusses auf sein Volk und die Weltpolitik, sondern einer Reihe von Köpfen, deren Werk nicht auf einen einzelnen umzulegen ist.

General Sadao Araki war der Stoßkopf dieser Reihe von 1931 bis zur Jahreswende 1933/34. Das hat ihm für den Augenblick weltpolitische Bedeutung weit über den Persönlichkeitsrang hinaus gegeben und seinen Namen so deutlich wie etwa den von Feldmarschall Saigo, von Yamagata, Oyama und Nogi, Katsura und Terauchi der Zeitgeschichte eingefügt. Dazwischen aber sind in der Kette genug Glieder, die nicht vom Feuerwerk großer Kriege und weltpolitischer Verwicklungen bestrahlt wurden und dennoch genau dieselbe Haltbarkeit, dieselbe Unentbehrlichkeit im Gesamtgefüge der jüngsten Weltmacht mit der ältesten Seele bewiesen: Kido, Kawakami, Kodama, Tanaka – in Japan bekannt genug, der Welt so gut wie unbekannt. Darum muß eine kurze Gesamtgeschichte der Samurai während der Reichserneuerung Japans schreiben, wer begreiflich machen will, was Köpfe der Weltpolitik in Japan bedeuten, deren erster und höchster der Erneuerungskaiser Meiji selbst war, der im Leben Mutsuhito genannt wurde.

Kein Japaner guten Stils würde ja überhaupt heute noch, wo statt

Digitized by Google

des 122. Kaisers der 124. regiert, zugeben, daß sein Name als eines führenden Kopfes der Weltpolitik vor dem seines Kaisers genannt würde; und dieser selbst würde die Ehre den „Ahnengeistern", der ununterbrochenen heroischen Reihe von Vorkämpfern des heiligen Landes Yamato, den Trägern des wahrhaft japanischen Geistes, des „Yamato damashii", zuschreiben.

Mit dieser in den Kreisen der Erben der alten Samuraifamilien immer noch lebendigen Volksseelenstimmung, die auf andere weite Volkskreise des früheren Bürgerstandes (Heimin) ausgedehnt und übergesprungen ist, muß jeder rechnen, der Japans Anteil an der Weltpolitik von innen heraus verstehen will, auch soweit sie heute von Heimin wie Hara u. a., von Bauernsöhnen im Heere gemacht wurde und gemacht wird.

Aus diesen Quellen gespeist, führt eine ungebrochene Machtlinie von dem Wehradel des mittelalterlichen Altjapan zu den stärksten Männern der Weltmacht von heute; aber allerdings auch fast gleichlaufend mit ihr eine blutige Spur von Tötungen aller derer, die dem hochgespannten weltpolitischen Ehrgefühl dieses Kreises nicht genug taten. Die weltpolitische Verantwortung wird in Japan sehr persönlich aufgefaßt, und allzu große internationale Nachgiebigkeit ist lebensgefährlich, sogar die Teilnahme an Flottenabrüstungstagungen (Wakatsuki).

Aus einem solchen Hintergrund heraus entspringt für die Spitzenvertreter der japanischen Samurai von heute, die sich doch nur mit schweren Geburtswehen aus dem Wehradelkörper der Samurai von gestern losgelöst haben, freilich eine große, manchmal nachtwandlerische Sicherheit des Handelns. Wer ihnen mit weitblickenden internationalen Verständigungsabsichten im eigenen Lande entgegentritt, spielt viel häufiger um seinen Kopf als sie selbst, wenn sie der Außenpolitik eine überscharfe Richtung geben. Wer dann, wie seinerzeit Hara Kei, oder später Baron Shidehara, oder auch Wakatsuki, Okada, Takahashi, Saito, vielleicht jetzt Hirota, versuchen muß, die Fahrt zu bremsen, hat nach außen und innen schweren Stand.

Dennoch wäre es unrichtig zu glauben, daß die Samurairichtung hemmungslos an dem japanischen Staatsruder waltet. Dazu sind ihre Führer selbst zu klug und weltkundig, namentlich wenn sie wie Feldmarschall Fürst Yamagata den Reiz des Wirkens der Macht einmal erfaßt haben und nicht mehr wünschen, „an der Rampe zu spielen", wie dieser in meiner Gegenwart einmal gesagt hatte, als man ihn fragte, warum er nicht wieder Ministerpräsident werden wolle. Er war lieber Königsmacher als König von fremden oder gar parlamentarischen Gnaden; und als solchen fürchtete ihn gerade das Parlament während seines ganzen Lebens am meisten. Es behauptete von ihm, daß er mindestens zwei Kriege,

Digitized by Google

den chinesisch-japanischen und den japanisch-russischen vorbeugend allerdings (wie wir heute glauben) rechtzeitig entfesselt habe. Aber auch außerhalb der eigenen Reihen der schärfsten Nationalisten sind in der von Fürst Ito klug gezimmerten japanischen Verfassung deutliche und unmerkliche Bremsvorrichtungen angebracht, die ein Überstürzen des Entwicklungsganges verhindern. Wesentlich darunter sind die beratenden Körperschaften um den Thron, in die General Araki zeitweilig aus dem grellen Licht der Öffentlichkeit untertauchte, um ähnlich weiterzuwirken wie so manche „alten Staatsmänner" (Genro), die als oberster Kronrat immer mehr legalisiert werden, aber ihre Stärke doch noch aus der überlieferten Verehrung des Alters ziehen; zu ihnen gehört auch das Kaiserliche Kriegskabinett von 1938, in dem Araki wieder als wirkende Kraft erschien.

Das ist der Unterschied, den für die Weltpolitik und das indopazifische Kraftbild der Personenwechsel von Sadao Araki zu dem aus der gleichen Laufbahn hervorgegangenen Nachfolger Hayashi bedeutete. Beide waren Vizechefs des Heereserziehungswesens, das zugleich oberste Kontrollstelle des Wehrerziehungswesens der japanischen Volkheit ist.

Die jedesmal als Exponenten für ein hochentwickeltes Kollektivbewußtsein in der Weltpolitik einstehenden Männer in Japan müssen anders beurteilt werden als im Westen Eurasiens. So war es doch wahrhaftig in der wirrenreichen und umsturzdrohenden Zeit unmittelbar nach dem Tode des ermordeten Ministerpräsidenten Inukai der greise Fürst Sayonji – fast ein Nationaldenkmal aus einer weit zurückliegenden Reichsvergangenheit, der letzte „Genro" alten Stils –, der den Kaiser bewog, das Staatsruder nicht etwa Baron Hiranuma – der es jetzt hält –, dem Führer des stärksten Nationalbundes, oder General Araki, dem Wehrvertrauensmann, zu geben, sondern einem Kabinett der nationalen Konzentration unter Führung des greisen Admirals Saito, der als langjähriger Generalgouverneur von Korea staatsmännisches Geschick und Fingerspitzengefühl bewährt hatte – der 1936 ein Opfer dieses Bremsversuches wurde. Er leitete das Ministerium bis zu neuen Wendungen, und General Araki wurde einstweilen im Obersten Kriegsrat wohl besorgt und aufgehoben. Seine Schuldigkeit aber hat er getan und seinen gesteigerten Wehretat als einen „rocher de bronce" hingestellt. Das ist ungefähr so, wie wenn Deutschland nach der bosnischen Krise 1909 fünf neue Armeekorps aufgestellt hätte. Denn bei der eigenartigen Mobilmachung Japans und seinem festen Entschluß, bei einer wirklichen Lebensgefahr des Reiches Kobi- und Yobi-Divisionen (Landwehr und Landsturm) genau so nachdrücklich einzusetzen und auszustatten wie die aktiven, bedeutete der Etat Araki – abgesehen von den Leistungen für

Digitized by Google

die Steigerung des heerestechnischen Gefüges – in einem etwaigen Kriegsfall nebenher noch 15 neue Divisionen – etwa fünf mehr, als die Sowjetbünde zur Zeit am Amur stehen haben, und die notwendige Voraussetzung für den Aufmarsch eines Zweimillionenheeres 1937/39 in China.

Dennoch stand unter einem der ersten Bilder des neuen Samuraiführers Kriegsminister Hayashi, das in Deutschland erschien: „Systemwechsel in Japan?" Aber Hayashi – lange Zeit Stabschef des militärischen Erziehungswesens – stammte aus einer Laufbahn, die jener des Generalstabs und des Kriegsministeriums absolut gleichgeordnet ist und neben ihrer öffentlichen Aufgabe, der Überwachung des sehr vielseitigen Heeres- und Wehrerziehungswesens, noch eine private, kaum weniger wichtige, hat: dafür zu sorgen, daß öffentliche Meinung und Wehrorganisationen des Reiches einander verstehen und im Einklang bleiben. Es mußte also nur dasselbe Motiv, das bisher in rauheren Klangfolgen ertönte, verhaltener gespielt werden; einen Systemwechsel bedeutete das nicht.

Dazu ist die Samurailinie in der japanischen Reichsentwicklung viel zu stark und zu ungebrochen. Heer und Marine haben es durchgesetzt, daß der Kriegsminister General, der Marineminister Admiral sein muß, also etwas von seiner Sache zu verstehen hat; wenn ein wehrlaues Kabinett keinen General oder Admiral findet, der sich seine Politik zu eigen macht, dann muß es gehen. Denn es wäre nicht das erstemal, daß ein Kabinett unter den Vertretern der Wehrmacht zu Lande und zur See auch nicht einen Streikbrecher fand, der die gerade Linie der Samurai zu zerbrechen wagen würde. Das ist die ungeheure Stärke dieses Standes, der sich selber mit allen seinen Privilegien der Reichserneuerung vollständig zum Opfer brachte, von dem äußerlich nichts übrigblieb als ein kleines Hakenkreuzzeichen in der Rangliste, der aber gerade durch seinen Opfertod wieder auferstehen konnte, weil er die besten Eigenschaften seines Wesens damit in breitere Volksschichten trug als die, in denen sie je zuvor lebendig gewesen waren.

Solange dieser Geist wirksam bleibt, wird Japan nicht darum zu sorgen brauchen, daß es immer einen ausreichenden Rückhalt an weltpolitisch geschulten Soldatenköpfen hat, ob sie nun im Augenblick beim Landheer Shirakawa oder Muto oder Suzuki oder Tanaka oder Araki im Obersten Kriegsrat, als Kriegsminister Tanaka oder Ugaki oder Araki oder Hayashi oder Terauchi heißen, wie früher Yamagata und Katsura – solange sie nur nach dem Grundsatz weltpolitisch weiterarbeiten: „Die Tat ist alles – nichts der Ruhm", und die alte Samuraiüberzeugung weitertragen, daß der Einzelne als solcher alles opfern muß für die Dauer der Gruppe, der Gesamtheit, für das, was Keyserling so richtig eine „metaphysische Liebesgemeinschaft der Nation" nennt, aber eine metaphysische

Digitized by Google

Liebesgemeinschaft, die physisch durchaus fühlbare Schutzmittel gründlich anzuwenden weiß.

Die Übergangsstunde vom Japan von einst zum Japan von heute für diese Art Einstellung war vielleicht der feierliche Abzug des Kaisers Mutsuhito am 18. April 1869 von der alten Kaiserstadt Kyoto nach dem frisch von den Reichsmarschällen zurückeroberten Yedo, dem heutigen Tokio. Da warf sich die Shimpeileibwache des Kaisers vor ihm nieder und bat ihn, Kyoto nicht zu verlassen und sich nicht durch Berührung mit den fremden Barbaren zu beflecken. Als Mutsuhito dennoch abreiste, erklärten sie, daß sie ihn begleiten würden, um ihn zu beschützen. Der schwachen Regierung blieb nichts übrig, als ihren fragwürdigen Schutz und ihr wildes Geleite zuzulassen; und so zog der Reichserneuerungskaiser am 9. Mai 1896 mit zweitausend Zwei-Schwert-Männern in Tokio ein, wo sie nicht wenig Schrecken – namentlich bei den Weißen – erregten. Hatte doch die erste, aus Samurai bestehende, einer Volksvertretung gleichende Volksversammlung in Yedo den Vorschlag, das Harakiri abzuschaffen, mit allen Stimmen gegen sechs, die Beschränkung des Tragens der zwei Schwerter auf die Hoftracht und die Offiziere des Heeres noch derber abgelehnt, sich scharf gegen die Duldung des Christentums ausgesprochen und auch sonst wenig fremdenfreundlich und handsam erwiesen.

Alsbald nach dem Einzug in Tokio erschien ein Plakat: „Die Vertreibung der Barbaren bleibt das wichtigste Gesetz des Landes." Das war die wahre Herzensmeinung des zu entmachtenden Wehradels!

Seit diesem wilden ersten Samuraireichstag ist das altjapanische Schwert längst in die Offiziersäbelscheide geschlüpft, aber nicht ohne hie und da heftig darin zu rumoren und das Tempo der Weltpolitik mindestens in Ostasien zu beschleunigen.

Das eben ist die große Stärke der Führer der Samurai von heute, daß sie allmächtig sind, solange sie sich als Exponenten ihrer Kreise fühlen können. In der Zweiheit der „Heiligen und der Ritter", die jedem Ungewitter stehen, dafür aber Staat und Kirche zum Lohn nehmen, fehlen in Japan vollständig die „Heiligen" im Sinne politischer Kirchengemeinschaften; sie stellen sich nur in Gestalt schützender und helfender Ahnengeister um den Thron, der „dauert wie Himmel und Erde" – wie die Japaner glauben.

Dafür aber bestimmen die „Ritter" sein weltpolitisches Handeln und Lassen sehr weitgehend, insofern, als sich der Thron wirklich auf sie verlassen kann, wenn er die Außenpolitik in ihrem Sinne führt. Diese Tatsache gibt dem Kriegerstand sein weltpolitisches Gesicht. In leiser Furcht vor ihm steht die Mehrzahl der Ministerpräsidenten, soweit sie

Digitized by Google

nicht aus seinen Reihen stammt, das Auswärtige Amt (Gaimusho) und eben überhaupt die große Mehrheit aller Politik treibenden Menschen, denen ihr Leben lieber ist als weltpolitische Leitlinien, die sie mit seinem Einsatz durchführen müßten.

Dank diesem Schatten, der über alle Wege zu politischen Hochzielen fällt, können nicht nur hochbegabte, aus dem Wehrstand hervorgegangene Führer eine weltpolitische Rolle spielen wie etwa Saigo, der Japan um Jahrzehnte zu früh in die Bahnen der Ausdehnung nach Korea und Formosa fortreißen wollte, wie Yamagata mit seinem gemesseneren, älteren, aber nicht minder hochfliegenden Ehrgeiz, wie Katsura, der etwa dem Schnitt von Roon nachzuleben versuchte. Auch Männer wie Terauchi, Tanaka, Ugaki, Araki können in jähem Aufstieg ein weltbekanntes Gesicht gewinnen, zu Köpfen der Weltpolitik werden, wenn sie nur im Einklang mit den Schichten ihrer Entstehung bleiben, durch den Zusammenbau von Blut und Boden, der heute noch die Hauptstärke der Samurai-Erben, der Shizoku-Sprößlinge ist, die durch eine umsichtige nationale Erziehung sich des kommenden Geschlechts versichert haben.

23. TECHNIK

Die Technik als Verständigungsmittel

Die rein zweckbestimmte Technik ist eine flinke und geschickte, aber treulose Dienerin der Kulturpolitik, wo sich nicht bodenwüchsige, aus der Tiefe der Rassen- und Volksseele empordrängende Kultur- und Kunstformen dem rein technischen Zwecke gesellen. Denn dieser läßt sich mit dem, was an der Tat technisch ist und freilich mit jedem Tag veraltet, von jeder Geschlechtsfolge fremder Art erwerben, wofern es ihr nur gelingt, sich den Zugang zu den Werkstätten zu erdienen, zu erlisten oder zu ertrotzen.

„Nur was an der Tat persönlich ist, ist ewig und darin vorbildlich." Dieses schöne Wort, das einst Karl von Endres dem damals jungen Kriegsgeschichtsforscher Konstantin Hierl, dem heutigen Schöpfer des deutschen Arbeitsdienstes, schrieb, gilt auch für die technische Tat.

Als ich mit meinen Batterien im Verlauf des Mackensendurchbruchs durch den San ritt, da lagen ein halbes Dutzend technisch gewiß vorzügliche Brücken rechts und links der galizischen Heerstraße. Sie hatten abwechselnd Österreichern, Russen, Österreichern, Deutschen, Russen bei Vor- und Rückmärschen gedient. Nur das kundige Pionierauge erriet, was an

Digitized by Google

ihnen österreichischer, russischer oder deutscher Herkunft war. Der Kulturgedanke, daß der Fluß und die weiter oben an ihm liegende Feste und dahinter Krakau und Schlesien westeuropäisch und nicht sarmatisch bleiben müsse, der war das Entscheidende, das Persönliche an den Taten um Jaroslau: die Brücken und ihre technische Herkunft sind vergessen, so nötig sie waren.

Autostraße, Brücke, Eisenbahn, Kanal, Prunkbahnhof, Schiffswerft, auch das genommene und nicht mit wehender Flagge in die Tiefe gegangene Kriegsschiff dient nach wenigen Stunden und Tagen dem erobernden Fremdvolk, so wie es zuvor dem Erbauer diente. Der Straßburger Dom und das alemannische Haus gegenüber, die Oberstadt von Reval, St. Veit auf der Prager Burg und Teynkirche, das kerndeutsche Stadtbild von Kronstadt, ja selbst die vergessenen Reichsadler des Rotbart in St. Trophîme zu Arles bleiben dem Eroberer Fremdkörper. Dieser Unterschied ist es, den ich mit der Gefahr des Gebrauchs der Technik zur kulturpolitischen Werbung verbinde. Technik wirbt nur, soweit sie den Stempel, die Prägung des Schöpfers trägt. Das scheint in einem seltsamen Gegensatz zu ihrem internationalen Zug zu stehen, obwohl fast jedes Stück technischer Erzeugung den Stempel des Ursprungs, des Nationalen trägt, viel mehr, als zumeist dem Verbraucher zum Bewußtsein kommt, selbst die Lokomotive, der Dampfer, die Brücke; wieviel mehr die Schule, auf der das Meistern der Technik gelehrt wird.

Auf diesem Felde stand an erster Stelle, transpazifischer Werbekraft voll, die deutsche Tung-Chi-Universität zu Woosung in China, an der Yangtsemündung, dort, wo der Riesenstrom der stärksten Lebensader Chinas den kleinen Nebenfluß in sich schluckt, an dem in sichtlicher Hafen-Arteriosklerose die am wenigsten harmonische Bevölkerungsballung der Erde nächst New York, Schanghai, gelegen ist.

Tücke des Schicksals, die auf der auslanddeutschen Tätigkeit mehr als auf dem Wirken irgendeines anderen Großvolkes der Erde lastet, hat es gewollt, daß diese freie Hochschule 1932 und 1937 zweimal in Schutt und Asche sank, das eine Mal noch dazu, als sie eben ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen feierte. Dennoch ist es zu einem guten Teil das Werk dieser eigenartigen technischen Schöpfung, wenn im Jahre 1938 das deutsche Volk das einzige war, das bei Chinesen und Japanern so viel kulturpolitisches Vertrauen genoß, daß es ein Friedensgespräch vermitteln konnte. Daß dieses zunächst erfolglos blieb, beweist, daß die Lage noch nicht reif war. Aber liegt nicht in dieser bloßen Möglichkeit ein kulturpolitischer Vertrauenserfolg ersten Ranges? Er ist in der Anlage von Tsingtau, im Paulun-Hospital und der Medizinschule für Chinesen von Prof. v. Schab, in der Technischen Fakultät der Tung-Chi-Universität

Digitized by Google

von 1919—1932 und 1933—1937, in der Schantungbahn und ihren Zubringern, in der Hochbaukunst und den Brücken von Prof. Stumpf nach und nach für China verdient worden. Wie er in Japan zustande kam, haben wir versucht, im Abschnitt 22 darzustellen.

Einen viel größeren Einfluß endlich, als man annehmen sollte, hat kulturpolitische Architektur und Technik, „die nicht gebaut wird", um die reizvolle gedankliche Anregung von Josef Ponten fortzuspinnen.

Technik, die nicht gebaut wird, oder fremde Technik, der entweder das Wasser, die belebende Kraft oder der Verkehr abgegraben wird, oder auch technisches Unheil, das vorweggenommen wird, ohne Tatsache geworden zu sein, anderes, bei dem die Technik zur Verhütung schlagartiger (katastrophaler) oder zeitlich wiederkehrender (säkularer) Gefahren nicht ausreicht, spielt in der indopazifischen Welt eine große Rolle, bei der wieder viel auf richtige kulturpolitische Vorbereitung oder Hemmung ankommt.

Wir denken an den Lärm über den Tanasee im äußersten Nordwestwinkel des indisch-ozeanischen Raumes als Wasserschloß der natürlichen und künstlichen Bewässerung des Sudan und Ägyptens und die angeblichen Gefahren, die sein Besitzwechsel aus den Händen des äthiopischen Kaiserreiches des Negus in das des Königs von Italien mit sich brachte oder bringen sollte.

Das kulturpolitische Begleitgeräusch – Pläne der Macht und der Wirtschaft Englands und Frankreichs verdeckend – erfüllte die Welt. Aber die nüchterne kulturpolitische Untersuchung des so sehr beschrieenen Falles ergab, daß die hydrotechnische Bedeutung des weiten Seebeckens, sechsmal so groß wie der Bodensee, achtmal so groß wie der Gardasee, mit seinen meßbar kaum festzustellenden 3060, nach anderen 3630 qkm Oberfläche, verhältnismäßig flach (um 100 m tief, 75 m gemessen), aus politischen Gründen weit überschätzt worden war, während ihm eben der Duce nur die tatsächliche technische, hydrotechnische Bedeutung für England und Ägypten zuerkannte.

Der Blaue Nil, „Abai" (der große) der Abessinier, „Bahr el Azrah" der Araber, entführt dem See beim Austritt rund 109 cbm und bringt im Durchschnitt 1936 cbm, also das Zwanzigfache, nach Chartum, so daß 86% seiner Wasserkraft und Fülle von unterwegs kommen. In einer Höhenlage von 1755 m, von mäßigen Erhebungen umgeben, die im Süden deutlich vulkanischen Charakter tragen und den Sperriegel aus Lavaströmen verursachten, deren Stauung das Seebecken schuf, ist die Seelandschaft weit untervölkert, wenn sie auch einige alte Kulturdenkmale: Klöster, Hauptstadtleichen, wie Debra Tabor und Gondar, in ihrer weiteren Umrahmung enthält.

Digitized by Google

Der kulturpolitische Lärm aber, den der kühne Zug des jungen Faschisten Starace in die Umgebung und die Umwallung des Tanasees hinein über Gondar entfachte, der seinen Namen geopolitisch verewigt, mit dem Griff an die westliche Zufuhrlebensader Äthiopiens über Gondar—Ghedaref—Gallabat—Kassala, wo die Italiener schon einmal waren und sich wieder wegmanövrieren ließen, brachte die Frage des Wasserschlosses für den Sudan am Blauen Nil erneut vor die Weltöffentlichkeit. Es entstand ein Lärm, als ob das gewonnene Wettrennen mit dem Nil am Makwardamm von 1925 vergeblich gewesen wäre, und damit der ganze Bau selbst mit seiner stauenden Kraft, seiner Länge von 3025 m, seiner Höhe von 33 m, seinem Mauerwerksinhalt von 426000 cbm, während Assuan freilich 2½ Millionen Tonnen enthält. Sind alle Schleusen (80) offen, dann gehen 15000 cbm pro Sekunde durch, normal 7000, im bisherigen Höchstmaß 12000.

Mit solchen Massen steht Technik wider Technik, wenn ihre Werke oder Nichtwerke kulturpolitisch im Rennen liegen.

Ein anderes Beispiel macht- und wirtschaftspolitischer Hintergründe mit kulturpolitischem Mäntelchen davor liefert in reicher Fülle zwischen Indischem und Pazifischem Ozean an der Wurzel der Halbinsel Malakka der geplante, vielbesprochene Kanal von Kra. Rein pazifischen Typs aber sind, mit dem pazifischen Küstentyp untrennbar verbunden, wie Eduard Süß ihn zeichnete, die Zusammenspiele seismischer und vulkanischer Katastrophen mit Flutwellen und Drehstürmen und die Versuche der Technik, sie auszuschalten. Sie betätigten sich etwa im Kwantoerdbeben von 1923, bei der Zerstörung der alten deutschen Südsee-Kolonial-Hauptstadt Rabaul von 1937, und ähnlichen Fällen, die auch die pazifische Küste Amerikas von Alaska schlugen, mit namhaften Strandverschiebungen, über San Francisco bis Iquique und Valparaiso oder 1939 Chillon. Lächerlich wurden sie beim angeblichen Versinken der chilenischen Osterinsel, das ein übereifriger Kapitän meldete, weil er an ihr vorbeigesegelt war, worauf dann wochenlang kulturpolitische Leichenreden auf den unersetzlichen Verlust erschienen, der zum Glück gar nicht eingetreten war, aber freilich bei jeder Hochinsel eintreten kann.

In allen Fällen, in denen die Technik völkerverbindende künstliche Zugänge zum indopazifischen Raum neben seinen natürlichen Wasserstraßen geschaffen hat und noch schaffen wollte, sind die Verfügungsgewalten über ihre Herstellung den ursprünglichen Anliegern entzogen und entrissen worden. Es hat ein mühsamer Kampf um ihre Wiedereinsetzung stattfinden müssen, der bei der Landenge von Suez noch im vollen Gang ist, bei der Landenge von Panama zu einer Niederlage von Columbia geführt hat, bei der Kanalführung durch Nicaragua zu einer nord-

Digitized by Google

amerikanischen Hypothek, und bei der Landenge von Kra in siamesischem Besitz mit vorgelagerten britischen Inseln zu einer vertraglichen Hemmung durch England gegenüber den Kanalbauwünschen von Japan, Siam, Skandinavien und den Niederlanden, mit einem heimlich gleichfalls den Kanal wünschenden Frankreich im Hintergrunde, die alle ihre Europa—Ostasienfahrt gern um vier Tage gekürzt sähen. Bei allen Kanalideen war ein Körnchen deutschen Salzes mit im Spiel. Jedes Volkes Technik, wenn auch nicht aller Beteiligten Wirtschaftsmittel, würden z. B. den Kanal von Kra über eine Landenge von 110 km Breite und 76 m größter Hebung bei gutartigen geologischen Verhältnissen leicht herstellen können, wenn dieser Kanalbau nicht die Weltstellung des neubefestigten Flottenstützpunktes Singapore beeinträchtigen müßte und deshalb durch einen britisch-siamesischen, dem Bau vorbeugenden Staatsvertrag bisher verhütet wurde.

Aber solche Staatsverträge (Clayton-Bulwer) schützten Panama auch, dessen Kanal schon 1520 von Cortez in Tehuantepec als Notwendigkeit empfunden worden war. Die geopolitische Geschichte der Panamakanal-Idee habe ich an anderer Stelle (Geopolitik des Pazifischen Ozeans; 3. Aufl., S. 15) zu beleuchten versucht; auch in ihr schlingen sich Kultur-, Macht- und Wirtschaftspolitik zu einem reizvollen Gewebe, in dem Macht und Wirtschaft schließlich doch der Kultur dienstbar werden müssen und in der Sanierung der Kanalzone auf einem Streifen von 1180 qkm durch eine widerspenstige Tropenzone sogar einen glänzenden Erfolg bereitet haben.

Es gehört zu den feinsten kulturpolitischen Beobachtungsmöglichkeiten, der völkerverbindenden Reizwirkung zu folgen, mit ihren Antrieben und ihrem Auftrieb für die Technik, den schlagartige (katastrophale) oder in der Zeitfolge regelmäßig wiederkehrende (säkulare, periodische) Eingriffe der Natur in das Völkerleben und die Kultur über große Erdferne hinweg ausüben.

Dabei ist es für die Beobachtung der Wirkung fast belanglos, ob diese Antriebe aus der Eigenart und Unruhe des Bodens und seiner geologischen Unterlage herrühren, wie bei Erdbeben und Vulkanausbrüchen, oder ob sie klimabedingt sind, wie im Grunde die ganze Entwicklung der Kolonialstile, der Versuche, fremdbürtige Bau- und Kunstmotive den bodenwüchsigen anzupassen oder anzugleichen; ist ja doch der Ausgleich zwischen den bodenwüchsigen Kulturen der Monsunländer, den großen asiatischen Altkulturen und der Kultur des Abendlandes schlechthin die leitende Aufgabe des 20. Jahrhunderts genannt worden.

Kulturgeographische Vorzeichen, wieweit Erfolg versprechende Aussichten dafür vorhanden sind oder nicht, lassen sich aus dem Baugesicht fast sämtlicher Randgebiete des indopazifischen Raumes ablesen.

Digitized by Google

Positive Vorzeichen, wie sie etwa das in seiner Art wirklich schöne, im Herbst 1934 vollendete und in Gebrauch genommene, leider 1938 zerstörte Verkehrsministerium in Nanking zeigte, oder das sehr gelungene Provinzialmuseum in Fukuoka in Japan, wohl auch die indischen Herrschaftsbauten in Neu-Delhi, fanden ein negatives Gegenspiel in den Kulturgreueln, wie sie der sogenannte Western style auf japanischem, chinesischem und indischem Boden errichtete.

Gegenüber solchen Anpassungsfolgen war es immer noch besser, die Eroberer beharrten auf ihrer eigentlichsten Wesensart und setzten, wie im spanischen Südamerika, in der Ausgestaltung der Plaza und ihrer Fortsetzung des römischen Legionslagers, auch kulturpolitisch die fremde Erobererfaust in die bezwungene Landschaft.

Nicht immer verbargen, wie im Fall von Tokio oder Quetta, Erdbeben und Feuersbrünste die ärgsten Mißgeburten der Baukunst dem Angesicht der Nachwelt. Aber welchen Auftrieb erteilten auf der anderen Seite der erdbebenfesten Bauweise, dem Stahl- und Betonbau auch des Westens, die pazifischen Großbeben, vor allem das von San Franzisko und von Tokio! Wie klar zeigten der Technik ihre Grenzen gegenüber urmächtiger Naturgewalt die Zerstörung der strategisch so unendlich wichtigen Stadt Quetta im indopazifischen Hinterland oder die vulkanische Vernichtung von Rabaul in der Südsee! In beiden Fällen mußte die Frage einer Auflassung strategisch und verkehrspolitisch außerordentlich günstiger Plätze technisch geprüft werden – bei nicht geringem deutschem Anteil, da es sich doch in Rabaul um eine deutsche Hauptstadtwahl von großer Lagengunst für das damalige deutsche Südseereich handelte; bei Quetta aber um das wirksamste Widerlager gegen die Bestrebungen von Niedermayer und Waßmuß, durch kulturpolitische Mittel die Machtstellung des Britenreiches an der indischen Nordwestgrenze zu erschüttern.

Stark war der deutsche Anteil neben dem amerikanischen und schwedischen an der Bändigung der großen chinesischen Ströme, die in zeitweisen Überschwemmungen ungeheuren Schaden über weite Strecken hinwegtrugen. Deutscher Herkunft war eine der schönsten Brücken über den „Kummer Chinas", den Hwangho, die von Tsinan-Fu, die allerdings leider an einer strategisch und wehrtechnisch so wichtigen Stelle erbaut war, daß fast jede innere Unruhe, jeder Druck von außen zur ganzen oder teilweisen Sprengung führte.

Die erste große wissenschaftliche Arbeit aber, die den periodischen Zusammenhang zwischen Unregelmäßigkeiten des Einbruchs der Monsunniederschläge in Südchina, den darauffolgenden Dürren und Unruhen in ihrer regelmäßigen naturbedingten Folge erkannte, liegt vor in den beiden Aufsätzen des Deutschen Wilhelm Krebs in der (leider ein Opfer des

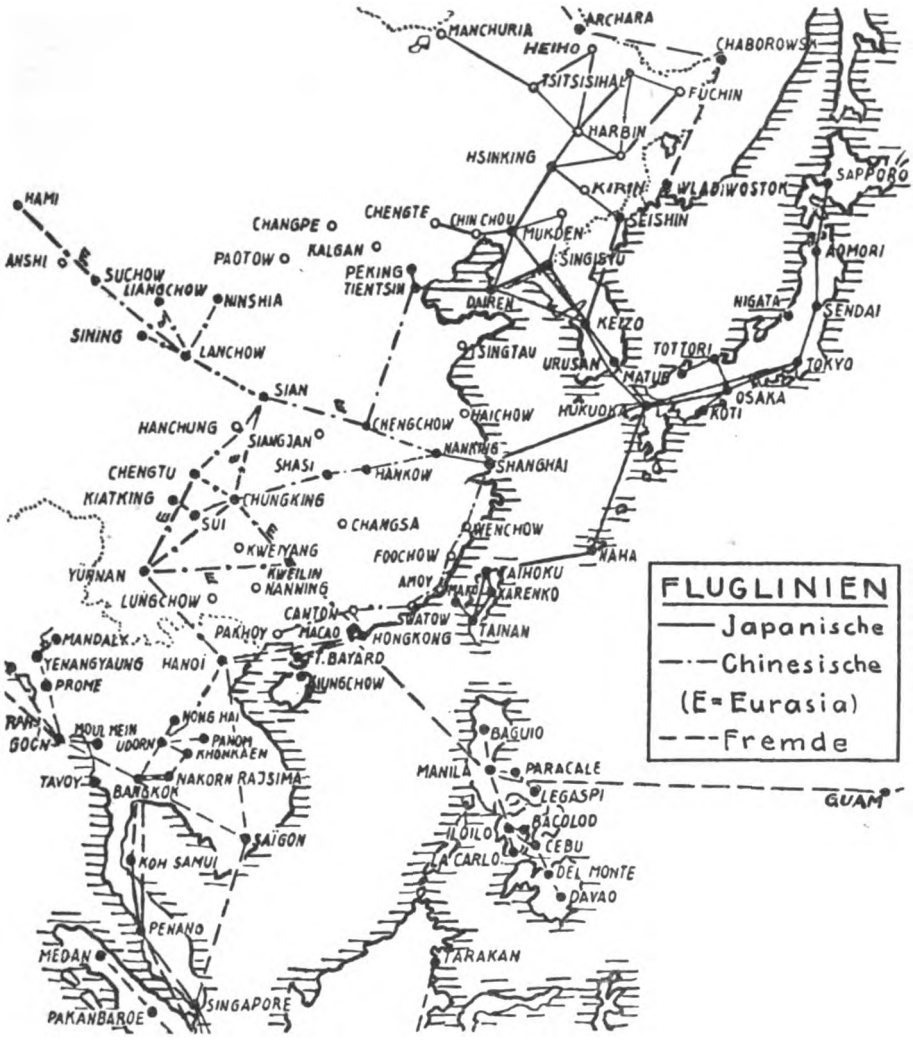
Digitized by Google

Krieges und der Zertrümmung Österreichs gewordenen) „Wiener geographischen Rundschau".

Liegt aber weit darüber hinaus nicht die ganze Frage der Kolonialstile überhaupt und ihrer symptomatischen Bedeutung für die Erhaltung oder Vergänglichkeit abendländischer Fremdgewalt im indopazifischen Raum im Abringen fremdbürtiger Kulturgewöhnung mit dem eigenartigen Klima gerade des indopazifischen Raumes begründet, in dem auch wir Deutsche für Ost- und Südafrika, für die Südsee und für Tsingtau unsere eigene Auseinandersetzung zu finden hatten? Der bloße Vergleich von Schanghai und Tsingtau als Kulturprägungen, sogar im Hinblick auf leichtere oder schwerere Zerstörbarkeit, auf widerstrebende oder willige Übernahme in den Heimatkulturboden, zeigt, wie gut wir diese Probe bestanden haben. Niemals sind unseres Wissens chinesische Stimmen – wie die nationalen gegenüber den Fremdkörpern Schanghais oder indische Stimmen wie gegenüber den Fremdherrschaftsbauten in Neu-Delhi – laut geworden, die sich im Wunsche der Zerstörung des von den Fremden dort Geschaffenen einig waren und zusammenfanden. Im Gegenteil: man zog sehr gern in die deutschen Häuser, und auch bei den Einheimischen ist die deutsche Gründung ein bevorzugtes Seebad geworden; deutsche Aufforstungen galten als vorbildlich, und was 1938 gesprengt und zerstört wurde, das waren die Zwingbauten der japanischen Textilindustrie, nicht die Bauleistungen der Deutschen. Es ist, wenn wir Übergänge von der reinen Technik zur reinen Kultur in indopazifischen Landen suchen, von Bedeutung, die Runen und Erinnerungsmarken der technischen Kultur in fremden Gründungen zu suchen, die dann wieder Einheimischen oder anderen fremden Mächten anheimfielen. So steht von Kulturrunen in allen Übergangsformen der Wohntechnik geradezu übersät der suggestive Burgfelsen von Gwalior inmitten Indiens. Die Küste von Ceylon trägt die verschiedensten Kultur- und Technikproben zwischen ihren monsungepeitschten Klippen und Stranden. Jaffa ist ein typisch portugiesisches, Galle ein typisch altniederländisches, Colombo ein typisch britisches Hafenbau- und Kulturdokument. Wer fände nicht im alten Teil von Batavia den Geist der Generalstaaten, wer nicht in Pondichéry das Frankreich Ludwigs XIV. wieder, an dem alles später von Frankreich Erlebte fast spurlos vorübergegangen ist? Längst nachdem der stolze Bau des spanischen totalen Staates um den Pazifischen Ozean zusammengebrochen war, kündet die spanisch-pazifische Plaza, die beherrschende Lage der Kathedrale neben dem Presidio, das spanische, nur langsam angelsächsisch übertünchte Manila, wie stark und imponierend diese Herrschaft auch volksfremden Altkulturländern aufgeprägt worden war. Spanische Huertatechnik einer aus ganz anderen Verhältnissen stammenden Gartenbe-

Digitized by Google

wässerungskunst hat die alten Seen um Tenochtitlan verschüttet und umgeformt; noch steht an beherrschender Stelle, aber nicht nur von physischen, sondern auch von volkspolitischen Erdbeben umwittert, die Kathe-



Karte 13. Flugverkehr in China und Japan.

drale von Mexiko; aber die Zypresse der Trauer des Cortez ist bereits ein Opfer der Erinnerung an den fremden Eroberer Cortez geworden und des Abwehrgefühls, das die Gestalten der fremden Eroberer in Mexiko und Peru zu verdunkeln beginnt.

Digitized by Google

Wie die Hochbauten so tragen auch die Strecken- und die Tiefbauten des Verkehrs eine ausgesprochen kulturpolitische Färbung, und es war ein großes Verdienst von Professor Endrucks, daß er für die Großartigkeit und Tragweite deutscher Eisenbahnpläne für China die richtigen Grundlagen des Zusammenbaus fand. Wir können mit getroster Überzeugung sagen, daß wir nicht nur vom nationalen Standpunkt Chinas, Deutschlands und Irans, sondern auch vom Standpunkt der Menschheit, die bei rascherer friedlicher Fühlung so großer Völker nur gewonnen hätte, bedauern müssen, daß große Anläufe deutscher technischer und kulturpolitischer Einwirkung auf Bahnbau und Flugwesen Chinas und Irans sich nicht so haben verwirklichen lassen, wie es geraume Zeit den Anschein hatte. Nicht nur sahen wir in einer schnellen, von außenpolitischen Machtbedürfnissen unabhängigen Entwicklung des Flugverkehrs für China, wie Junkers sie plante, die letzte große Einigungschance vor den Gefahren außenbürtiger Machteinwirkung: der Eurasiagedanke des Transasienfluges, wie ihn Junkers hegte, der das Herz Europas über einen sich wieder in seinen Kräften sammelnden Nahen Osten hinweg durch ein verjüngtes Iran und Afghanistan an den Pamiren vorüber längs des asiatischen Rückgrats mit China und Tokio verbinden sollte. Eine vollendete technische Überwindung der Schwierigkeiten dieser Flugstrecke bot vielleicht die einzige Möglichkeit für die Alte Welt, auf der einen Seite dem dumpfen Druck der Sowjetbünde, auf der anderen Seite den umfassenden und würgenden Umwindungen der angelsächsischen Seemächte gegenüber ihr eigenes Leben im großen Raumstil zu behaupten.

Gleichviel, ob auf den Wegen der absolut reinen totalen Technik oder mit den Mitteln der darüber hochgebauten Kultur ein solches Eigenleben gesucht wurde, es könnte nur mit den angestammten Kulturen, nicht gegen das bodenwüchsige Element ein hoher Zusammenbau des Angleichs indopazifischer Kulturen an die Westkultur unter Wahrung ihrer Eigenart erhofft werden und zu schaffen sein.

Ist es angesichts der großartigen geistigen Anläufe der letzten dreihundert Jahre, die gerade vielfach von Deutschen getragen wurden, für einen solchen Ausgleich wirklich zu spät? Wir können es nicht glauben! Wenn wir es glauben müßten, läge darin ein vernichtendes Urteil über die Entseelung und Vermassung der Kultur durch ein Überwuchern der Technik, die nicht mehr von der Kultur, sondern nur mehr von der Brutalität ihrer Eigenwucht beherrscht wird. Das wäre ein Zusammenbruch aller und jeder Kultur, eine wirkliche Kulturdämmerung gerade durch die nicht mehr beherrschten Mittel, die sie zur höchsten Höhe steigern sollten, und die immer nur Diener bleiben, niemals die Herren werden dürfen.

Digitized by Google

24. GEISTIGE RICHTFEUER

Wege kulturpolitischer Einflüsse und Wechselströme

Für die raumüberwindende Schwingungsweite kulturpolitischer Einflüsse und Wechselströme ist es gewiß bezeichnend, wenn der am meisten lebendige und schöpferische, in Mitteleuropas innersten Kulturgängen wie in seinen heimatlichen erfahrene Geist des Indien von heute, Benoy Kumar Sarkar (Verfasser von „Futurism of Young Asia" und „Creative India" neben vielen anderen Werken), in einer für den eigensten indischen Hausgebrauch bei typisch indischer Veranlassung gehaltenen Rede auf 23 Seiten nicht ohne ebensoviel richtunggebende deutsche Anführungen auskommt. Worte wie „Gestalt", „Weltanschauung", „Geschichte des Altertums", „Gemeinschaft und Gesellschaft", „Fichteisch (Fichtean)" „Mohammedanische Studien", Titel Grimmscher Märchen, „Teufel", „Hausfrauen" in rühmlichem Sinne, „übermenschlicher Wundermann" (für Mohammed), „Heiligenverehrung" sind als ein auch den Gebildeten seines Volkes selbstverständliches Kulturgut in den Fluß seiner Rede aufgenommen. „Die religiösen Kategorien" sehen wir „als universalere Ausdrucksformen der schöpferischen Persönlichkeit". So „ein Versuch über die Soziologie der Werte", gehalten am 1. Juli 1937 auf der Religionstagung in Kalkutta zur Ramakrishna-Jahrhundertfeier.

„Aller echten Wissenschaft liegt ein religiöses Fundament zugrunde" wird deutsch bei dieser gewiß echt indischen Geistesangelegenheit nach Spranger zitiert; für viele der Ausdrücke wird nur eine sehr unvollkommene englische Übersetzung gefunden und deshalb das deutsche Urwort gebraucht.

Ähnlich verfährt S. C. Mitra am 26. September 1936 in seinem englischen Vortrag: „Die Gestalt-Theorie in der deutschen Seelenkunde." Viele Beispiele ließen sich anführen, um kulturpolitisch Ängstliche darüber zu trösten, daß unser deutsches Verhältnis zur indischen Philosophie, das im 19. Jahrhundert durch Max Müllers Oxforder Wirken, durch Schopenhauer und seine Schule, durch Richard Wagners Gestaltung der Schopenhauerlehren in Musik so starke Betonung erhielt, durchaus nicht einseitig genannt werden darf.

Darüber nur mag man sich schwer einigen, ob die Wechselstromwirkung des Hinduismus oder des Buddhismus stärker war und noch ist. Denn in beider Wirkung und Rückwirkung wird ihre Abwandlungs- und Anpassungsfähigkeit beim Durchschreiten verschiedener landschaftlicher und rassischer Umwelten (Milieus) und die dadurch veränderte Strahlung berücksichtigt werden müssen und schwer ins Gewicht fallen.

Digitized by Google

Der Münchener Sanskritist und Indologe Walter Wüst hat in zwei für mein geographisches Gewissen unübertrefflichen Studien diese Abwandlung aller, auch rein geistiger und gefühlsmäßiger raumüberwindender Mächte durch die Eigenart der durchschrittenen Räume nachgewiesen, das erstemal vom Buddhismus und seiner Abwandlung durch die innerasiatischen Hochländer ausgehend.

Ich würde nur das schon einmal in vollendeter, wissenschaftlich überzeugend untermauerter Form Geprägte seitenlang wiederholen müssen, um für den Verkehr von Geistesgütern auf dem langen und wechselvollen Wege zum Indischen und Pazifischen Ozean über Land und über See, auch ozeanisch durch heroische Schwellenlandschaften, wie Rotes Meer und Malakkastraße hindurch, die Stärke der Unterwegseindrücke nachzuweisen. Sie müssen, wie der Kraftverlust bei langen, widerstandsreichen elektrischen Leitungen, mit noch größerem Wert für das weiter abliegende China und Japan in Ansatz gebracht werden.

Dennoch hat ihn für China und die deutsche Chinakunde der sich ergänzende Kulturdienst solcher Auffangvorrichtungen, wie des Frankfurter Chinainstituts von Richard Wilhelm und seinem Nachfolger Rousselle, wie Franke und Lin-Tsiu-Shen oder jenseits der Meere die nun zweimal zerstörte Tung-Chi-Hochschule ebenso überwunden, wie für Japan kunde und Japanforschung kulturpolitisch die sich entsprechenden Japaninstitute in Berlin, Tokio und Kyoto, die Länderausschüsse der Deutschen Akademie, oder als politisch-historische Einzelkämpfer auf den Schultern von Kämpfer und Siebold Männer wie Ramming, Trautz, Überschaar, linguistisch die beiden Bohner, Florenz, Gundert u. a. m.[1])

---

[1]) In glücklicher Form hat Fritz-Robert Schäfer in der Ostasiatischen Rundschau (1938, 1939) die japanischen Hochschulen deutschem Verständnis nahe gebracht; K. Okada den Einfluß des deutschen Rechts auf die japanische Gesetzgebung. (Zeitschrift der Akademie für deutsches Recht.)

Der Einfluß des deutschen Rechts auf die japanische Gesetzgebung

Das deutsche Recht übt seit einem halben Jahrhundert, wie Oberregierungsrat a. D. Kassinossuke Okada-Tokio in der Zeitschrift der Akademie für deutsches Recht darlegt, auf die japanische Gesetzgebung sowohl auf öffentlichrechtlichem wie auch auf privatrechtlichem Gebiet einen erheblichen Einfluß aus. Was hier im Bereich des Rechts in Erscheinung tritt, ist jedoch, wie Okada weiter betont, nur ein Teil des Gesamteinflusses, der von der deutschen Kultur überhaupt auf das politische, wissenschaftliche, wirtschaftliche, technische und kulturelle Leben des japanischen Volkes unmittelbar und mittelbar ausgeht und somit zur allgemeinen kulturellen Entwicklung Japans erheblich beigetragen hat.

Dankbar erinnert sich das japanische Volk nach Okada daran, daß ein deutscher Rechtsgelehrter das moderne Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden auch in Japan eingeführt hat. Anläßlich der Feier des fünfzigjährigen Jubiläums der gemeindlichen Selbstverwaltung in Japan am 17. April 1938 gedachten sowohl der Veranstalter, das Innenministerium wie auch der

Digitized by Google

Die lebendigste Wechselwirkung hat aber wohl auf dem Wege über den Austausch von Motiven und Technik zwischen deutscher und indopazifischer Kunst stattgefunden, wobei der Gartenbau nicht zuletzt auf drei verschiedenen Wegen durch romanische, britische und niederdeutsche Stilformen der Gartenbaukünste weitgehenden Einfluß übte.

Selbstverständlich hat sich die Entartung der indischen und ozeanischen Kunst unter dem zerstörenden Einfluß der Fremdvergewaltigung deutlicher in der Übertragung gezeigt, als die gleiche Gefahr bei der festeren Haltung der beiden ostasiatischen Kulturmächte. Auch solche Spätblüten, wie die Baukunst und die Miniaturmalerei der Mogulzeit (Götz!), konnten nichts daran ändern, daß die Einwirkung der standfesteren ostasiatischen Hoch- und Kleinkunst ungleich stärker war, wenn auch die Schwankungen der einst so festen chinesischen Tradition gegenüber der größeren Festigkeit und Zähigkeit der japanischen Kunstüberlieferung und ihrem Talent, angelehnt an die Reichserneuerung in alte Bahnen zurückzufedern, erkannt worden sind. Aber wie lange verdeckte die „Chinoiserie" das strenge, bedeutende Wesen der großen chinesischen Kunst für das Abendland, wie lange verschleierte die etwas verweichlichte Yedokultur die herbere Größe Altjapans!

Eine Hilfe für den kulturpolitischen Ausgleich wurde die Erkenntnis

---

Festausschuß in Gegenwart S. M. des Kaisers des einzigen Ausländers, der als Ratgeber und Schöpfer des Gemeindeverfassungsrechts gilt, eines inzwischen verstorbenen deutschen Professors. Seit der Einführung des deutschen Rechts in die Vorlesungen an japanischen Hochschulen 1886 hat deutsches Rechtsdenken allgemein die Entwicklung des japanischen Rechts wesentlich gefördert. Okada nennt in diesem Zusammenhang das japanische Gerichtsverfassungsgesetz, das unter Berücksichtigung des deutschen Rechts geschaffen wurde, am 10. Februar 1890 verkündet und am 1. November 1890 in Kraft getreten ist; seitdem sind die ordentlichen Gerichte eingeteilt in das Reichsgericht, Oberlandesgerichte (wörtlich: Berufungsgerichte), Landgerichte und Amtsgerichte, wie es im Deutschen Reich bereits seit langem üblich ist. Die mustergültige deutsche Sozialversicherung war auch für Japan ein guter Wegweiser. Die neue japanische Regierung, die 1868 die Macht übernahm, beabsichtigte eine schnelle Rechtsvereinheitlichung und beauftragte daher 1873 zunächst den französischen Rechtsgelehrten Boissonade mit der Abfassung eines Entwurfs zum Bürgerlichen Gesetzbuch. Diesen lehnte aber die Volksvertretung ab; statt des französischen Systems wurde das deutsche angenommen. Der erste Teil des neuen japanischen BGB. wurde am 27. April 1896 bekanntgemacht, der zweite Teil mit dem Familien- und Erbrecht am 16. Juli 1898. Okada hebt hervor, daß das Gesetzbuch in manchen Einzelbestimmungen selbständig dasteht, und daß von einer blinden Nachahmung keine Rede sein kann; aber die Systematik des Gesetzbuches und der Geist, der darin wehe, seien deutsch. Zum Schluß erklärt Okada, die Vertreter des japanischen Rechtslebens hegten die berechtigte Hoffnung, daß die enge politische und kulturelle Zusammenarbeit zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und Japan zu einem im Vergleich zu früher noch stärkeren wechselseitigen Meinungs- und Erfahrungsaustausch auch auf dem Gebiet des Rechts führen, und daß dieser Austausch die Rechtsentwicklung beider Völker und Staaten befruchten werde.

Digitized by Google

der Stilgleichläufigkeiten, z. B. in Deutschland, Italien und Japan, auch an Stellen, in Zeiträumen, wo jede unmittelbare oder mittelbare Berührung ausgeschlossen war und die Kulturwissenschaft ganz gewiß Spuren immanenter Gesetzmäßigkeiten der Beziehungen von Kultur, Macht und Wirtschaft in Händen hielt, ohne sie zunächst noch befriedigend deuten zu können. Diese Stilgleichläufigkeiten (Parallelismen) lassen sich besonders leicht für Mitteleuropa und Japan nachweisen, was in einem eigenen Abschnitt geschehen soll.

Auf mittelbarer Übertragung beruht das deutsche kulturpolitische Verhältnis zu den zerschlagenen frühen Hochkulturen des pazifisch-amerikanischen Ufers des Maya-, des Azteken-, Tolteken- und Quichuakulturkreises, unter deren Spiegelungen ganz gewiß das Verhältnis von Scherr zur Inkakultur mit ihren seltsamen, teils hieratischen, teils staatskommunistischen Zügen die Aufnahmefähigkeit eines starken und unabhängigen Geistes beweist. Ganz anderer Art ist das deutsche Verhältnis zu den indopazifischen Spätkulturgebieten, unter denen wir die Mandschurei und die Mongolei hervorheben, weil beide, auch zum Teil bedingt durch Erlebnisse während des Weltkrieges, eine Reihe besonders lebendiger deutscher Geister angezogen haben, unter denen in neuester Zeit Fochler-Hauke durch die gediegene Gründlichkeit und Anschaulichkeit der Darstellung nach 1920 hervorragt. Es sollte auch nicht vergessen werden, daß lange Zeit ein Beauftragter des Kultusministeriums der äußeren Mongolei mit deutschen Beratern in Berlin saß, das Beste vom Besten aus dem hervorragenden deutschen Unterrichtsschrifttum und der Kartographie herausholte und mit mongolischer Beschriftung im Jahre 1928 einen mongolischen Handatlas im Stile der Kiepert-Atlanten herausbrachte, der außerordentlich geschickt aufgemacht ist. Mit seinen Rassenkarten, mit einer besonderen Darstellung der großen Mongolenreiche war er durchaus geeignet, die volksbewußte Eigenart des jungen Staates, aber auch einen panasiatischen Imperialismus zu verstützen, wo er noch vorhanden war, und dort großzuziehen, wo er in das politische Konzept nicht nur der mongolischen, sondern auch der Sowjetpolitik zu passen schien. Gewiß können solche geschichtlich begründete Verstützungen in Historizismus ausarten, wo die Verhältnisse der Gegenwart in einem grellen Kontrast zu der großen Vergangenheit stehen, wie gerade auch bei den großflächigen Staaten Innerasiens, in Tibet und der Mongolei. Aber man wird nicht vergessen dürfen, wie schnell, wenn nur die kulturpolitischen Unterlagen vorhanden sind, in der kaleidoskopartig wechselnden Machtstruktur des Planeten Möglichkeiten der Erneuerung auch der Macht und Wirtschaft entstehen können. Wir brauchen nur von der Mongolei oder von Tibet, von den Abhängen des Daches der Welt (Pamir) aus einen Blick auf den Natur-

Digitized by Google

rahmen von Iran zu werfen und uns zu erinnern, daß Persien, vor der Wiederaufrichtung durch Riza-Schah bereits in eine russische und britische Interessensphäre zerteilt, ohnmächtig am Boden zu liegen schien, und daß Afghanistan sich erst 1919 durch den Vertrag von Rawalpindi aus anglo-indischer Bevormundung befreite. Von der Tschechoslowakei – bis 1939 die gefährlichste Sprengmine Mitteleuropas in einer wehrpolitisch allerdings abenteuerlichen Staatsform – konnte einer ihrer Begründer vor wenig mehr als einem Jahrhundert sagen: „Wenn dieser Plafond einfällt, so ist die tschechische Nation tot" – auf einen so kleinen Kreis hielt er die kulturpolitische Lebensflamme dieses späteren Staatsvolkes von 1919—1939 eingeschränkt.

Mehr mit dem Bedürfnis des Tages aufflammend und vergänglich scheinen Sportverbindungen, wie sie etwa die aufeinanderfolgenden Olympiaden in Deutschland und Japan, in Berlin und Tokio zweifellos für das deutsch-japanische Verhältnis als fördernde Begleiterscheinung hergestellt hätten. In kleinerem Umfang entstanden ähnliche Beziehungen durch Gemeinschaftsleistungen deutscher und russischer Bergsteiger im Kaukasus, Altai, im Alai- und Transalaigebirge und in den Pamiren, im Tienschan und zwischen britischen und deutschen im Himalaja. Es mag sein, daß die Opfer am Kanjinjinga und Nanga Parbat durch die sportkameradradschaftliche Würdigung, die sie im britischen Lager fanden, durch die leicht metaphysisch gefärbte Anerkennung aus indischen Kreisen auch die Bereitschaft zur kulturpolitischen Gemeinschaftsarbeit vertieften. Aber wenn solche Beziehungen Dauerwert haben sollen, dann bedarf es eines sorgfältigen Auffangens des durch sie geschaffenen Widerklanges in den Volksseelen durch künstlerische und wissenschaftliche Vertiefung über das Bedürfnis des Tages hinaus, mit dem ihre Wirkung sonst leicht erlischt. Weit tiefer geht die Wirkung von Erneuerungsbewegungen der Volksseele, der Wiedergewinnung der Selbstbestimmung, wie sie das Dritte Reich der Deutschen errang, auf alle noch selbständigen oder Selbständigkeit erhoffenden pazifischen und indischen Kultur-, Macht- und Wirtschaftsformen. Der gewaltigste Widerklang entstand im Japanischen Reich, in dem eine Bewegung aufsprang und aufs neue über das parlamentarische Wesen Überhand gewann, die dem deutschen Nationalsozialismus noch weit mehr verwandt ist, als beide der romanischen Reichserneuerungsform des Faschismus. Diese Möglichkeit war in der japanischen Volksseele nicht nur durch uralte kulturgeschichtliche Entwicklungsgemeinsamkeit vorbereitet – wie das in beiden Großvölkern fast gleichzeitige dreimalige Überwuchern von Fremdkulturen, die Rückschläge nationaler Romantik eines verwandten Feudalismus und Lehenswesens und vieles andere. Sie war auch durch eine starke innere Anlehnung gegeben, die

Digitized by Google

z. B. in dem bedeutenden Erziehungsbuch des japanischen Kerschensteiner, des Kulturministers Sawayanagi: „Unseres Landes Erziehung" (waga kuni no kyoiku) ein Überwiegen des deutschen pädagogischen Schrifttums in den Quellenangaben als selbstverständlich erscheinen ließ.

Trotz hervorragender Einzelleistungen, namentlich der deutschen Jesuitenmissionare in den Anfängen der Mandschudynastie, besteht ein ähnlicher Gleichklang zwischen der chinesischen und der deutschen Volksseele nicht, so intensiv der chinesische Kulturdienst von chinafreundlicher deutscher Seite namentlich in der Neuzeit betrieben worden ist. Die Verschiedenheit der Art und Weise, kulturpolitisch an die chinesische Volksseele heranzutreten, versinnbildlicht z. B. klar ein Vergleich zwischen dem Oxforder Buch E. R. Hughes' über „The invasion of China by the Western World" und O. Franke, „Abhandlung zur Geschichte der Exterritorialität in China", wie sie in ihren Grundzügen Heinrich Herrfahrdt in der Orientalistischen Literatur-Zeitung 1936 auf S. 566 vorführt. Auch wenn der angelsächsische Zugang zum Verständnis der Vorgänge der chinesischen Kulturpolitik noch so unvoreingenommen und voraussetzungslos gesucht zu werden scheint, kann sie sich selbst in einer solchen Darstellung nicht frei von den kulturpolitischen Belangen der eigenen Macht und Wirtschaft halten. Immerhin bleibt es Hughes hoch anzurechnen, daß er die Äußerung Lord Elgins von 1858 nicht verschweigt: „Gott gebe, daß wir beim Öffnen dieses Landes für den Westen nicht Elend und Ruin darüber bringen." Daß beides über China im größten Stil gebracht worden ist, daran wird heute kein Sehender und kein Wissender zweifeln. Daß kaum ein Mann sein eigenes Land deutlicher und häufiger vor der Beteiligung an diesem Tun gewarnt hat als der berühmteste lebende deutsche Sinologe O. Franke, darüber dürfte seit seiner Schrift über „Ostasiatische Neubildungen" gleichwohl kein Zweifel möglich sein. Der Weg der Kultur ist eben zumeist nicht der Weg der Gewalt, nur selten der Weg der Wirtschaft. Nur wenn sie sich gegenseitig wechselstromartig anregen, gerät es allen Dreien zum Segen, nur dann werden auch so stille Bewegungen unserer Tage gebührend beachtet, wie das, was etwa Helmut v. Glasenapp über den Weg des Buddhismus über den Pazifik berichtet. (Atlantis, Heft 3, 1936.) Er zeigt dort, wie gerade die Annexion Hawais durch die Vereinigten Staaten 1898 mit ihrer Amerikanisierung der eingewanderten Japaner (heute 152000) die geistigen Gegenkräfte wachruft und mit ihr seit 1897 die buddhistische Mission, die es fertigbrachte, daß man heute 67 große buddhistische Tempel und 259 kleine Andachtsstätten für 128000 Buddhisten aller Sekten dort zählt. Gewisse christliche Andachtsformen sind angepaßt und eingeschmolzen worden, wie zeitweise die Predigt in englischer Sprache, die Verwendung der Orgel, die Ein-

Digitized by Google

führung des Gemeindegesanges. Über die 60000 strenggläubigen Buddhisten der Insel hinaus hat der Buddhismus eine kleine Anzahl von Europäern und Amerikanern ergriffen, die sich durch die fünf Gelübde als Buddhisten bekannt haben, und von Hawai aus ist der Buddhismus durch japanische Einwanderer, die ja als unter dem Sternenbanner Geborene amerikanische Staatsbürger sind, nach der Westküste Nordamerikas gebracht worden und hat in deren buntem religions-politischen Getriebe in San Franzisko 3, in Los Angeles 4 Missionsniederlassungen errichtet. Solche Vorgänge, die wir rings um den indopazifischen Raum verfolgen konnten, sind ein sprechender Beweis, wie leicht es geschehen kann, daß gerade kulturpolitischer Druck, verbunden mit machtpolitischer Gewalt und wirtschaftlichen Abwürgungsversuchen, kulturpolitische Gegenströmungen auslöst, die zuletzt – aus der Tiefe an die Oberfläche der Macht und Wirtschaft steigend – Volkstumserneuerung, Umschichtungen der Macht und Verlagerungen der Wirtschaft herbeiführen können.

Ihre sorgfältige Tiefenbeobachtung gehört deshalb zu den feinsten Aufgaben wachsamer Kulturpolitik weltüber und eines hellsichtigen Außendienstes der Volkheiten.

25. DES GEISTES HOHE SCHULEN

Vom Wehen des Geistes und Werben hoher Schulen und der Frage ihrer Organisierbarkeit

Welche Antwort gibt uns die Erfahrung langer Umwerbung des indopazifischen Raumes durch die Strahlungen deutschen Geistes, das Werben seiner niederen und hohen Schulen auf die Frage nach der Organisierung und Organisierbarkeit dieser kulturpolitischen Kräfte?

Vielhundertjährig sind diese Erfahrungen; denn wenn auch die Zeiten indopazifischer Besitzergreifung durch deutsche Kolonialpolitik nur um wenige Jahrzehnte zurückliegen, so war doch deutsches Wirtschaftsvertrauen bei der Ausrüstung der Schiffe der ersten Weltumsegelung beteiligt, seit der erst eine Weltwirtschaft besteht, und bei den ersten Durchstößen der Conquista vom atlantischen auf das pazifische Ufer Amerikas.

Vom Kaiser und Generalstatthalter bis zum Landsknecht und Reisläufer, vom Verkünder von Weltanschauungen oder dem Flüchtling vor ihnen bis zum Erraffer irdischen Gutes und zum Abenteurer der Faust um des bloßen Raufens willen haben Deutsche den indopazifischen Lebensraum erkundet. Jeder trug dabei, ob er wollte oder nicht, Geist vom Geiste seiner Heimat mit sich in die Fremde; und die Fremde be-

Digitized by Google

urteilte seine Heimat nach dem, was er mit sich trug. Das gibt wohl für die Spuren des einzelnen gerade die absolutesten Erfahrungswerte in den Zeiten, wo gar keine weltüber wirkende irdische Staatsmacht fördernd oder schützend hinter ihm stand, sondern, wo er rein auf sich selbst gestellt war, ohne die Kraft einer zusammenfassenden Organisation zum mindesten der Macht, oft auch der Kultur oder Wirtschaft.

Gerade aus dem Rückschlag auf die offenkundige Kraftzersplitterung dieser Art kulturpolitischen Vorgehens ist jener gewaltige Glaube an die Leistung zuerst der staatlichen Organisation des Zweiten Reiches auf dem Wege über den Hohenzollernstaat und dann nach dessen Niederbruch an die volkspolitische Zusammenfassung aller Kräfte durch das wiedererstandene Großdeutsche Dritte Reich erwachsen, dessen Entwicklung und Werdegang Fremde so schwer verstehen.

Naturgemäß war den fremden Mächten, soweit sie selbst nach Macht- und Wirtschaftsausbeutung der Erde strebten, in der Mitte Europas, des werbefrohesten Erdteils, ein zersplittertes Volk der Dichter und Denker lieber als ein versammeltes Volk der Tat. Aber sie vergaßen dabei, wie viele schmerzliche Opfer rein kulturpolitischen Strahlungswillens deutschen Blutes überall an ihren Machtwegen über Land und über See lagen, wie viele der Allerleistungsfähigsten, die sich dennoch durchsetzten, bereitwillig von ihnen in den eigenen Kultur-, Macht- und Wirtschaftsbau, oft als Grundsteine, aufgenommen worden waren. Wenn es jetzt eher notwendig ist, das Volk in der Mitte Europas an die Warnung von Clausewitz zu erinnern, „daß nicht die mechanischen Köpfe triumphieren über alles, was Geist und Gemüt hat", so ist das der unvermeidliche Gegenpendelschlag auf geradezu ungeheuerliche Opfer an Geist und Gemüt, die allerwärts am Weltwege liegen, weil die einfache, mechanische Notwendigkeit ihrer volkspolitischen Verankerung und Zusammenfassung gefehlt hatte. Denn keine der ständischen, niemals ausreichend staatsgeschützten Organisationen, an denen Deutschland und Italien, die wesentlichsten Glieder des alten Römischen Reiches Deutscher Nation, länger als alle übrigen Weltgeltungsvölker festgehalten hatten, vermochte die von ihnen unterwühlte Reichskraft zu ersetzen, die auch dem Wehen des Geistes unentbehrlich war, damit er nicht aus der gesunden, bodengewachsenen Farbe der Entschließung der Blässe des kosmopolitisch verblassten Gedankens verfalle.

In dieser Richtung haben nach den deutschen Erfahrungen über See und über Land der Reihe nach die Kirchen und das fahrende Rittertum der Condottieri und Landsknechte versagt, soweit sie nicht für den eigenen Volksboden standen; die fahrenden Dichter und Sänger, trotz Reichsverkündern wie Walter von der Vogelweide und Ulrich von Hutten;

Digitized by Google

die hohen Schulen, bei denen die Flucht der andern Nationen aus Prag reichseinwärts eines der schlimmsten Zeichen der Instinktlosigkeit des Geistes gegenüber der Faust war, bis zuletzt eben die hohen Schulen die volkspolitische Führung der Nation verloren, nicht, weil sie ihnen jemand genommen hätte, sondern weil sie nicht mehr den Geist und Mut zur Führung vorwärts der Reihen erwachenden Volkstums hatten, weil sie im Daseinskampf frontscheu geworden waren.

Vom indopazifischen Blickfeld aus war dabei das schlimmste Symptom, daß sich die Reihen der hohen und niederen Schulen mit einem für erdumspannende kulturpolitische Wirkung geradezu perversem Instinkt feindlich gegen alle Weltfahrer aus ihren Reihen zusammenschlossen, die nach längerer überseeischer Außentätigkeit wieder an entsprechender Stelle in der Stufenleiter des heimatlichen Bildungsbeamtenkörpers eintreten wollten. So wurde, was in Heer und Flotte selbstverständlich war, der Träger von Außenbetätigung im weiteren Sinne kulturpolitisch verstandenen Volksdienstes im Schulwesen nicht Gegenstand der Bevorzugung, rascherer Beförderung, allgemeiner Gunst, sondern eher der Abneigung: er wurde indirekt aufgefordert, sich wieder ganz hinten in der Reihe anzustellen und die Geschlossenheit der Ochsentour nicht durch exotisch gewordene Wiedereindringlinge zu stören.

Diese Beobachtung, die durch schmerzliche Erfahrungen der hervorragendsten Vertreter deutschen Geistes im Ausland belegt werden kann (etwa die Zurücksetzung, die Erwin von Baelz erfuhr, als man ihn auf einem deutschen Ärztetag nicht über seine Erfahrungen mit den Japanern reden ließ, die Deutschland dann zu seinem größten weltpolitischen Schaden nach Shimonoseki vor den Kopf stieß) ist gleichläufig mit dem staatspolitischen Denken, das die volkspolitisch zugehörigen Volksgruppen außerhalb der Reichsgrenze abstieß, statt sie anzuziehen, gleichläufig mit der langen Zurücksetzung der Weltsprachen unserer Zeit gegenüber dem herrischen Anspruch der Altphilologie, der Vernachlässigung der Sprachen einer Menschenmilliarde der Monsunländer gegenüber den semitischen Sprachen.

Die hohen Schulen merkten nicht, daß alles dies auf einer Linie lag, so wenig wie die in bezug auf die Forderung der Reisebewährung ihrer Lehrstuhlanwärter im Ausland einsichtigen Vertreter der Erdkunde es merkten, daß sie mit ihrer Vorbetonung der Morphologie und weitgehender Vernachlässigung des Menschen und seiner Macht über die Erde, der Grenzlandforschung vor dem Weltkrieg, der Isolierung Ratzels, den Feinden eines starken Mitteleuropa in die Hände spielten. Der Auslandkenner, der Mann mit lebendigem Weltbild, blieb Außenseiter auf den hohen Schulen des Volkes der Mitte, bis die Not sie beten lehrte, nicht die freie Einsicht.

Digitized by Google

Während der Geist seit dem Zusammensinken des Ersten Reiches von seinen Kernländern aus im indopazifischen Bereich hemmungslos und ohne Erdmachtrückhalt seinen irdischen Grundlagen vorauswehte und so vielfach spurlos verging, ist er – abgesehen von hervorragenden Einzelleistungen der Naturwissenschaften im Zweiten Reich – dessen kultur- und machtpolitischem Tempo namentlich im Zusammenbau eines Weltbildes, wie es etwa Burckhardt forderte, nicht mehr nachgekommen und verlor sich in Analyse, während das Großvolk und seine hart umdrängte Weltlage nach Synthese rief.

So waren es Einzelkämpfer, Außenseiter der Wissenschaft, wie Richthofen für Tsingtau, wie Dr. Peters und Wißmann für Ostafrika, die zusammen mit den Machtfaktoren des Zweiten Reiches bei der Erwerbung von wertvollen Stützpunkten am Großen und Indischen Ozean ihre geistige Leistung einsetzten, während hochgebildete Kaufleute die Grundlagen zur deutschen Südseestellung legten. Die Masse der Volkserzieher hinkte der Machterwerbung mit ihren Beschreibungen nach, wie sie auch zur Erkenntnis der Seegeltung durch rührige Seeleute als Gehilfen von Tirpitz an der Jahrhundertwende zusammengetrieben wurden, was den Begriff der Flottenpropaganda auch für das Ausland stark hervortreten ließ. Die Anfänge des VDA. – von durchgeistigten Idealisten vor allem aus Schulkreisen heraus getragen – erfreuten sich durchaus nicht der Förderung jener amtlichen Stellen, die sehr gut darin eines der wertvollsten kulturpolitischen Werkzeuge eines erst mündig werdenden, noch nicht mündig gewordenen Großvolkes hätten erkennen können.

Aber diesem Durchstoßen zu einem, auch den indopazifischen Raum in richtiger Abschätzung seiner Dynamik erfassenden Weltbild erschwerten den Erfolg auf deutschem Volksboden mehr als auf irgendeinem andern zwei mächtige Organisationen: die Dummheit und der Neid, denen das raumblinde Volk des Zweiten Reiches die überwältigende Mehrheit seiner Reichstagsstimmen gab. So entsprach der staatlichen Machtorganisation vor dem Weltkrieg in keiner Weise eine gleichwertige des Volks und seiner geistig führenden Schichten mit werbender Kraft. Darin liegt nicht zuletzt ein Grund des raumpolitischen Zusammenbruchs, den erst das Dritte Reich durch seine Wiederbelebung der nationalen Dämonie vom weltpolitischen Denken aus wieder überwand.

Als auf diese Weise durch den deutschen Führer wieder neue Möglichkeiten der Raumerweiterung des viel zu engen, überbauten Volksbodens erstanden, da mußten sie, wie überall in der Natur bei einer Zusammenziehung nach einer überspannten Kraftweitung, auch eine Zusammenpressung und Konzentration der geistigen Kräfte mit herbeiführen, die ebenfalls zu frei gelassen waren. Die Stützpunkte im indopazifischen

Digitized by Google

Raum waren materiell verlorengegangen. Der Volksboden forderte zunächst im nächsten Osten unentbehrlichen Schutz; aber dennoch gelang es, durch Anspannung geistiger Beziehungen, die noch gerettet werden konnten, wenigstens weltpolitische Geltung im pazifischen wie im indischen Raum aufrechtzuerhalten.

Hinter dieser scheinbar machtpolitischen Konstruktion steckt eine noch ungleich stärkere, kulturpolitisch und geistig von langer Hand aus gleichläufigen Völkerschicksalen emporgewachsene Aufbauleistung; sie vor allem bietet Gewähr für ihre Dauer und Vertrauenswürdigkeit. Diese Aufbauleistung aber ist aus Samenkörnern emporgewachsen, die ursprünglich rein geistige Luftströmungen weltüber verwehten, deren Ausstreuer lange Zeit innerhalb der zünftigen Geistesorganisationen der Heimat nur als exotische Außenseiter gewürdigt wurden.

Wenn heute eine Auslandorganisation zuweilen mit herrischer Hand nicht immer willkommene Richtungen auch für geistige Leistungen weist, so mögen deren Träger nie vergessen, daß der äußerlich so glänzend aufgebaute Außendienst des Zweiten Reiches die volkspolitische Zusammenfassung aller kulturpolitisch wirksamen Kräfte schwer vernachlässigt hatte und sich durchaus nicht über die sonst beklagte kastenmäßige Abschließung der Landsleute draußen erhob, vor allem aber dem Wehen des Geistes nur ganz selten zu folgen vermochte, der in ihren Kanzleien wie in jedem bürokratischen Gefüge immer ein unbeliebter und schwer einzureihender Geselle war. Beider wechselstromartiges Zusammenwirken aber ist das entscheidende kulturpolitische Problem!

Es ist auch entscheidend für das Zusammenwirken der Strahlung ins Ausland mit der Anziehungskraft der geistig werbenden Einrichtungen im Inland auf zugewandte Ausländer, wobei Einfühlungsfähigkeit hüben und drüben eine der ersten Voraussetzungen des kulturpolitischen Erfolges ist. „Die beste Reklame ist der zufriedene Kunde" galt wohl als eine goldene Werbungsregel gerade des ehrbaren Kaufmanns, von dem Schiller schrieb: „Güter zu suchen geht er, doch an sein Schiff knüpfet das Gute sich an."

Gilt aber schon von jedem Volksgenossen in der Fremde, daß er mit seinen Sitten, mit seiner seelischen Haltung für das Gesamtvolk steht, weil niemand weiß, ob er nicht der einzige Eindruck ist, nach dem die Fremde ihre Vorstellung von dem Deutschen und seiner Volkheit im Ganzen formt, so gilt die Mahnung – noch viel schwieriger zu befolgen – für jeden, der im Inland lehrend, erziehend, mit ihm zusammen arbeitend, in Berührung mit dem Ausländer, dem Fremden, kommt, der Anlehnung an unsere Kultur sucht.

Digitized by Google

Gerade, wenn ein solcher Fremdvolksucher den Kreisen angehört, die auf die Dauer zwischenvölkische, übervölkische Verbindungen zu schaffen vermögen, dann wird er nicht erwarten, daß der Gegenstand seiner Studien sich ihm angleiche, womöglich das bewundere, „was weit her ist" – eine typische Kleinstaat- und Kleinstadtsünde –, wohl aber, daß er seines Volkes Eigenart deutlich und charaktervoll, wenn auch ohne Überhebung, doch mit vollem Selbstbewußtsein seiner Würde offenbare und verkörpere.

Nur wer ganz fest in seinen eigenen Schuhen steht, kann wirklich als kulturpolitischer Werber wirken; wer seine Wesensart an die Fremde verliert, und wenn er ihr dadurch noch so viel ablausche, der ist für die beste Art zwischenvölkischer, kulturpolitischer Ausgleichsarbeit verloren, die ihren vollen Erfolg immer nur gegenüber Wesensverwandtem erlangt. Gerade alte Hochkulturen, wie sie der indopazifische Raum so reichlich besitzt, vermögen auch im Verfall eine große suggestive Kraft zu entfalten und den Träger der Kulturpolitik seinem eigentlichen Zweck zu entfremden, ehe er der Betäubung durch fremde Kulturhypnose innewird.

Vielfach sind es auch innerhalb großer Volksmassen nur ganz bestimmte Schichten, die kulturpolitische Anziehung aufeinander üben, und es liegt in dem auswählenden, selektiven Zug jeder Aristokratie im besten Sinne, daß ihre Angehörigen leichter zueinander hinfinden als die demokratischen, sich weit eher innerhalb eines Großvolkskörpers selbst genügenden Schichten.

Auch die Auswahl aber erfolgt bei verschiedenen Kulturen nach ganz verschiedenen Gesichtspunkten, und es ist kein Zufall, daß bei der Auswahlabstufung vom Brahmanen zum Kschatrya und Sudra in Indien die gelehrten Kreise und Weltanschauungsträger Europas und Indiens einander am leichtesten verstehen, bei der japanischen Staatsgestaltung unter dem Erbkaisertum und nationalen Ahnenhohenpriester durch den Wehradel der Samurai sich die Wehrträger aus West und Ost am leichtesten finden und verständigen können. Das alte China besaß in seiner Siebung der Beamten durch strenge Prüfungen einen geistig gehobenen Stand, der sich gern zur verwandten Klasse der westlichen Geheimräte fand; nur vergaß man im Westen, daß Jungchina diese Examensauswahl ziemlich radikal über Bord geworfen hatte, so daß sich der chinesische und indische Radikale leichter zum westlichen Volksfrontler hinfanden.

Im Antikominternverband haben sich die Träger gewaltiger Volksbewegungen mit innerlich gleichläufigen Entwicklungen zusammengefunden und üben ihre Anziehungskraft aus, während die sogenannte demokratische Front höchst verschiedene Gebilde umschließt, unter

Digitized by Google

denen sich, wie ein Kalifornier nachweist, allein vierzehn Diktaturen in Amerika und mindestens drei in der Alten Welt befinden.

So überschreiten im Staatengefüge der Welt kulturpolitische Wellen die Grenzen staatlicher und wirtschaftlicher Gebilde, hier Wellenhöhen übersteigernd, dort ausgleichend; aber immer sind sie weitsichtiger und fernfühliger Beobachtung wert, die um so feiner ausgebaut werden muß, je wesensferner, oft aber durchaus nicht wesensfremder, ihre indopazifischen Daseinsbedingungen die Lebensformen gestalten, auf deren verständnisvolles Zusammenspiel die Kulturpolitik der Erde angewiesen ist, wenn nicht mehr zerstört werden soll als geschaffen werden kann.

26. WALDWERBEN

Der deutsche Wald als Kulturwerber über See

Gibt es ein Volksbodensgut, in dem sich eines Kulturvolkes allereigenstes Wesen deutlicher ausprägt, als seinen Wald? Nicht eines Volkes Wald gleicht dem des andern – obwohl der Wald vor dem Volk dagewesen ist und nach ihm sein wird, wenn es nicht unverantwortlich mit diesem Volksgut umgeht und seinen Volksboden in eine Ruinenlandschaft oder gar eine Landschaftsruine verwandelt, auf der kein Gras mehr wächst, geschweige denn ein Baum. Aber freilich: nicht jedes Kulturvolk schreibt als Mahnspruch hoch über die Pforten seiner Waldhochschulen: „Wir ernten, wo wir nicht gesät haben, und wir säen, wo wir nicht ernten werden!" Der Mensch aber sieht aus begreiflicher Schwäche doch so gern noch bei Lebzeiten in seine Scheuern geborgen, was er gesät hat; daher rührt die Baum- und Waldfeindschaft des Durchschnittsbauern, sofern er nicht durch starke Überlieferung erzogen wird, und gar des Proletariers im Gegensatz zu der aristokratischen, selektiven, auf viele Geschlechterfolgen bedachten Baumliebe und Waldschonung alter, wissender Geschlechter und weltlicher wie kirchlicher Korporationen, denen Dauer etwas bedeutet.

Es ist für Gruppen von Menschen und ganze Völker keine Kunst, auf einem an sich waldgünstigen Boden schöne, weite Wälder zu haben, wenn der Raum weit genug ist, wie etwa in Schweden, in Kanada und da, wo die Enge der Scholle nicht drängt. Daß aber das übervölkerte Deutschland und das übervölkerte Japan trotz ihrem Volksdruck noch ihre Wälder haben mit aller ihrer in der Volksseele zutiefst verankerten, werbenden, erhaltenden Kraft – dichterischen und schöpferischen –,

Digitized by Google

das ist eigenstes Verdienst. Wenn Japan ehrlich ist, wird es zugeben, daß es die Erhaltung des kostbaren Erbes seiner aristokratischen waldpflegenden Vergangenheit nach einer Staatskrise deutschen Forstleuten und ihren Lehrern verdankt, wie Italien seine Rückkehr zur Waldpflege, Indien und China wenigstens rettende Antriebe dem mitteleuropäischem Vorbild.

Mayr, Frenzel, Grasmann, Heske, Amerigo Hofmann, die großen, von Heske gefeierten indischen Waldordner deutscher Herkunft, Dietrich Brandis, W. Schlich, M. Ribbentrop sind meerüber klingende Namen. Heske und Hofmann haben sich Denkmäler zugleich im Schrifttum und im Wald gesetzt, der erste in Indien und Amerika, der zweite in Japan; Frenzel hinderte in China am gleichen Werk ein früher Tod. Er fiel als Kämpfer für die Rettung der Pflanzendecke in Nordchina, im Ringen um die Bändigung des Gelben Stromes, des „Kummers Chinas" – als Märtyrer des deutschen Waldideals auf fremder Erde.

Märtyrer für große, werbende Ideen haben den Vortritt vor allen, die ihr Werk vollenden können.

So schildere ich Frenzels Leben, wie es mir einer seiner Getreuesten, Dr. Fochler-Hauke, übergab.

Am 14. August des Jahres 1931 starb plötzlich in bester Schaffenskraft Regierungs-Forstrat Dr. G. Frenzel in Sian in China. Der Verstorbene, ein gebürtiger Nürnberger, hatte in München Naturwissenschaften und Forstwirtschaft studiert, war dann in den ersten Kriegstagen hinaus ins Feld gezogen, verwundet worden und schließlich in englische Gefangenschaft geraten. Später wirkte er im bayerischen Staatsdienste; er erwarb sich besonders als Leiter des Forstamtes in Rott am Inn in der Zeit, als die Holzwirtschaft auf das schwerste darniederlag, große Verdienste dadurch, daß er es verstand, trotz des Widerstands der damaligen Regierung einen freiwilligen Arbeitsdienst einzurichten, mit dessen Hilfe er nicht nur der Not der Bevölkerung steuerte, sondern auch seinen Forstbezirk vorbildlich aus einem Zustand des Verfalls wieder hochbrachte. In den Jahren 1927 bis 1930 wirkte er als Professor an der Sun-Yat-Sen-Universität in Kanton, leitete dort erstmalig eine geregelte Aufforstung und Waldwirtschaft ein und unternahm viele Forschungsfahrten in das südchinesische Bergland und auf die Insel Hainan, deren glänzende Ergebnisse bereits zum Teil gedruckt vorliegen. Seit 1933 hatte er nun die ehrenvolle und zermürbende Aufgabe, im mittleren Hwanghogebiet Forststationen einzurichten und die Aufforstung der riesigen Landstriche vorzubereiten, durch die man eine Eindämmung der Überschwemmungsgefahren erhoffte. Er besaß das volle Vertrauen der chinesischen Regierung und aller seiner Mitarbeiter, die ihn als edlen,

Digitized by Google

unermüdlich schaffenden und stets hilfsbereiten Menschen liebten. Sein Name hat über das ganze Reich hin einen guten Klang; er war ein Wegbereiter für deutsche Kultur und deutsche Arbeitskraft in Ostasien wie vor ihm nur wenige. Ausgedehnte Forschungsreisen führten ihn in den letzten Jahren nach der Mandschurei, nach den Tapaschan und in den Tsinling, und seine überragende naturwissenschaftliche Ausbildung sicherte wertvollste Beobachtungen, deren völlige Auswertung allerdings ihm selbst nicht mehr vergönnt war.

Nach F. von Richthofen und Albert Tafel besaß er unter den deutschen Chinaforschern vielleicht die größte Landeskenntnis. Die chinesischen Regierungsbehörden haben beschlossen, ein Denkmal zu errichten, das nun im Park dieser alten chinesischen Hauptstadt von deutschem Forschergeist und deutscher Tatkraft künden wird.

So warb ein Held des Waldes für sein Heiligtum und zugleich für die deutsche Kultur im engsten Sinne des Wortes und im weitesten des kulturpolitischen Gedankens.

Es besteht für jede Kulturlandschaft ein durch ihr Klima bedingtes Gleichgewicht zwischen Pflanzendecke und Menschenwerk; wo der Mensch es durch Raubbau und Mißwirtschaft zerstört, da vollzieht sich die Strafe dafür an ihm und noch mehr an seinen Kindern und Kindeskindern wie in Nordchina, von dem schwer glaublich ist, daß es einmal ein Waldland war, wie in den Vereinigten Staaten, wo die Farmen im Staubsturm verwehen, in der Balkanhalbinsel und in anderen Mittelmeerländern. Es waren Deutsche, die zuerst die Aufmerksamkeit der Welt auf die Verwerflichkeit der Raubwirtschaft gelenkt haben. Noch jüngst tat es Heske in seinem Werk „German Forestry" in kulturpolitisch feinster, indirekter Form.

Nordchina hat ihr seinen schweren Zoll bezahlt; die nächstgroße geschichtliche Volksverdichtung und Menschheitsballung, die in ihrem Verhältnis zum Wald seltsam labile Kultur- und Wirtschaftszustände erlebt, ist Indien. Ihm hat sein Evangelium des Waldes, nach dem Beispiel berühmter deutscher Vorgänger auf indischem Boden, die er selber ehrt, der Deutsche Franz Heske geschrieben in seinem Buch „Im heiligen Lande der Grenzquellen", das er selbst bescheiden eine Nebenfrucht genannt hat. Eines der schönsten Stücke darin, „Die Botschaft des Waldes", behandelt das Verhältnis der altindischen Weltanschauung zum Wald, wie es tiefgründig auch der Breslauer Forscher Bruno Liebisch in seiner Studie „Vier Ashramas" von der sozialen und religionsgeschichtlichen Seite her untersucht hat.

In seltsamem Gegensatz dazu steht die Gefährdung des indischen Waldes, der zuerst in größtem Stil die deutschen Forstpioniere Dietrich

Digitized by Google

Brandis und W. Schlich, dann M. Ribbentrop gesteuert haben, wie auch der deutsche Geologe von Krafft, nur allzu früh von seinem Werk geschieden, grundlegende Anregungen für die Erkenntnis des Himalaja-Aufbaus gegeben hat.

Auch dort also bewegen sich die deutschen Naturforscher und Bergsteiger, deren Sehnsucht um Nanga Parbat und Kanjinjinga kreist, auf geistigen Spuren deutscher Vorkämpfer, wenn sie auch immer wieder überdeckt und von der Fremde angeglichen werden. Darum sind Selbstzeugnisse, wie die von Heske für Indien und Amerigo Hofmann für die Waldungen des Fernen Ostens, in dessen Randlagen so unentbehrlich für die Aufrechterhaltung unseres kulturpolitischen Selbstbewußtseins in indopazifischen Meeren und Landen.

Es wird nicht viele bessere Werber geben als den geretteten Wald. Wird nicht etwas wie vorausbedachte Schicksalsfügung offenbar, wenn wir in Großdeutschland und Japan, den beiden ersten Mächten, die sich zum Antikominternschutz zusammenfanden, aus fast sagenhaften Tiefen ihrer Vorzeit heraus eine gemeinsame Achtung vor dem Gewordenen in der Pflanzenwelt, eine Verehrung des Waldes finden, wie sonst selten im Erdkreis, und wenn die dritte Macht im Bunde im Dienste ihrer Milizia forestale den ernsten Willen erkennen läßt, vergangenen Frevel zu sühnen?

Wenn Amerigo Hofmann in seinem Buch über „Die Waldungen des Fernen Ostens" an zusammenfassender Stelle über „Wald und Nationalkultur" das innige Verwobensein von Japans Waldnatur mit dem Wesen der Japaner hervorhebt und dann den vorherrschend kapitalistischen Zug der chinesischen Nation anklagt, die Schuld zu tragen am Ersticken mancher edlen Triebe, wie der ursprünglich von China ausgegangenen Pflanzenliebe in breiten Volkskreisen, so trifft er damit die tiefste Wesenseigenart beider Völker.

Daß sich Nationalsozialismus, Faschismus und japanische Grundzüge zu staatssozialistischem Schutz gemeinsamer Volksgüter vor der ausbeutenden Willkür der einzelnen gerade in ihrem Verhältnis zum Wald gefühlsmäßig in seelischen Grundhaltungen begegnen und verbunden fühlen, das hat ihnen gegenseitiges Verstehen auch auf anderen Gebieten leichter gemacht.

Sogar die Vertreter eines wesensfremden Kulturkreises, der sein Raumrecht aus unbegrenzten Ausbeutungsmöglichkeiten eines großen Geschenks Gottes (doch wohl nicht nur an ein Volk?) herleitet, können sich dieser Anerkennung nicht entziehen. In den U.-S.-amerikanischen Einleitungsworten von Wilbur K. Thomas im Namen der Karl-Schurz-Gedächtnisgründung und von Henry S. Graves, dem Dekan der Forstlichen Fakultät der Yale-Universität, zu dem Werk von Heske spiegelt

Digitized by Google

sich die Achtung vor dem Bilde der deutschen Forstpflege, das ihnen Franz Heske vorhielt. Dann hat er sich vom Anblick neuzeitlicher Raubwirtschaft zu der fast religiösen Einstellung Indiens zum Walde hinübergewandt und so weite Vergleichsmaßstäbe gewonnen. Noch zollt die indische Volksseele der deutschen dafür leider nicht den gleichen Dank wie die japanische!

Doch kennen wir wenige Stellen in einem Schrifttum, das fest auf eigenem völkischen Empfinden und Fühlen steht und sich dennoch so um Ausgleich zwischen Kulturvolk und Kulturvolk müht, wie Franz Heskes „Botschaft des Waldes". In Wahrheit ist die Weisheit Indiens in den Wäldern Indiens entstanden; und ganz gewiß entsprang ein Teil des Schauderns, das der Menschheit bester Teil ist, der deutschen Mystik, dem deutschen Wald.

Wir verweilen so breit auf einem von ihm selbst als „Nebenfrucht" bezeichneten Teil der Lebensarbeit des großen Forstwissenschaftlers in Tharandt, weil wir gerade in diesem Teilstück seines Lebenswerkes ein Musterbeispiel dafür sehen, wie von der Strenge der Naturwissenschaft her über ihre unmittelbaren Ziele hinaus geistige, kulturpolitische Werbearbeit höchsten Ranges geleistet werden kann. Solche Wirkung geht weit über den kleinen Fürstenstaat am Himalajarande zwischen Tibet und Gangestiefland hinaus, dem ursprünglich die Indienfahrt des Ehepaares Heske mit ihren Forsteinrichtungsaufgaben galt. Sie hat auf dem viel schwierigeren indischen Kulturboden mit all seiner Brüchigkeit, seiner Differenzierung und räumlichen Zergliederung über dieses Nahziel hinaus ein Fernziel erreicht, das freilich drei deutsche Generalforstmeister und eine lange Entwicklungsgeschichte des indischen Verhältnisses zum Wald vorbereitet hatten, dem aber Heske erst den vollendenden kulturpolitischen Schlußstein gegeben hat.

Ungleich dankbarer – obwohl die Grundlage arischer Verwandtschaft nicht bestand – war die Arbeit der deutschen Waldbotschafter in der japanischen Kulturwelt, die an sich bis zur Reichserneuerung unter der Feudalherrschaft ein guter Waldpfleger gewesen war und nur in den zwei ersten Jahrzehnten der Meijizeit, bis die Nation sich wieder vom zweiten Wechsel des Kulturgewandes erholt hatte, durch eine gefährliche Krise glitt, die ihr volksdeutsche Waldpfleger und Forstwissenschaftler überwinden halfen.

Denn ursprünglich geht die japanische Forstpflege – darin anders als die indische, die erst Waldnot und Waldangst schonen lehrte – bis auf die autochthone japanische Kultur vor ihrem Hineinschlüpfen in das chinesische Kulturgewand zurück, bis in das dritte Jahrhundert nach der Zeitwende, mit einer staatlichen Forstverwaltung von 274 unter einem

Digitized by Google

Forstinspektor, dessen Stelle 280 sogar ein kaiserlicher Prinz bekleidete. Gewiß unterstand ihm räumlich nicht viel mehr als das heute noch Ahnenland (Kamigata) genannte Gebiet, wo sich der innerste Winkel der Inlandsee und das Binnenhochland von Yamato mit schönen und gepflegten Wäldern berühren.

Der Holzbau, der in China und Indien die Frühformen der Architektur ebenfalls beherrschte – so weit, daß seine Formen in Indien in Granit nachgeahmt wurden –, gab der japanischen Kultureigenart die leitende Note; schon 701 wird von einer „Oberleitung der Holzbauten" berichtet, nachdem der seltsame staatssozialistische Versuch der Taikwa eine weitgehende Normung der Flächenmaße nach Mattengrößen und Ernährungseinheiten der Naßfelder gebracht hatte.

So erforderte frühzeitig die Entwicklung der waldhegenden, baumfreundlichen buddhistischen Klöster und die Notwendigkeit staatlicher Waldaufsicht wegen des Bauverbrauchs gesetzliche Eingriffe, wenn sich auch die Eigenmächtigkeit der Feudalfamilien und Grenzkrieger immer wieder Übergriffe erlaubte. Der Heilige Hain um Tempel und Klöster, die Holzbaureserve um die Daimyoburgen bewirkten bei geistlichen und weltlichen Gewaltigen dauernde Rücksicht auf die Waldbestände; außerdem wurden, genau wie im alten deutschen Volksboden, Bannwälder auf Wasserscheiden geschont, der lebende Haag im gleichen Sinne wie bei uns als die beste Grenze zwischen den kleinen Flußeinzugsgebieten angesehen, die sich wie Bienenwaben aneinander legten und kennzeichnend für die japanischen Gaubildungen waren.

Der große Reichsverweser Iyeyasu Tokugawa, der von 1600 an durch das japanische Shogunat eine lange Friedensperiode einleitete, traf die Unterscheidung zwischen Reichs- und Feudalfürstenwäldern. Der Schutzwaldbegriff prägte sich ganz ähnlich wie in Deutschland aus.

Der Bannwald diente vor allem der Erhaltung der Feuchtigkeit für die hochstehende Bewässerungskultur der Reislandschaft, dem Schutz gegen jähe Hochwasserausbrüche, Lawinen- und Windschaden, der Verfestigung der Sandflächen und Dünen, endlich der Fischerei und den Wildgehegen, namentlich für Kraniche. Die Fürsten hielten scharfe Waldzucht, u. a. mußte jeder, der durch Leichtsinn Waldbrände verursachte, für jeden verbrannten Baum zehn neue setzen. Kiefer, Zeder und Zypresse waren die bevorzugten Baumarten. Theoretisch gehörte das ganze Land dem Kaiser, d. h. der Volksgemeinschaft, die der Ahnenhohepriester vertrat, und so entstand früh ein Zug, auch gegenüber dem nationalen Pflanzenbestand Gemeinnutz vor Eigennutz zu setzen. Ausgenommen waren für Zwergbesitz kleine Parzellen, in denen namentlich der in drei Jahren aus der Wurzel zur vollen Gebrauchshöhe empor-

Digitized by Google

schießende Bambus vertreten war — dieser freilich ein Bodenräuber und Wasserverbraucher ersten Ranges.

Bestimmte Baumarten, zuweilen nach den einzelnen Fürstentümern verschieden, waren unverletzlich, wie besonders wertvolle Koniferen, der Kampferbaum u. a. Die Herrschaft Shinano pflegte fünf Zypressenarten besonders, die heute noch der prachtvolle Kisowald zeigt; bei anderen Bäumen genügte ein heiliges Strohseil, um sie in ihrer Pracht zu schützen, und sie waren, wenn auch völlig abgelegen, so unantastbar, wie bei uns die Dorflinde oder die Eiben neben der Burg.

Die Selbstauflösung der Feudalgliederung 1868 brachte den Wald in höchste Gefahr, und es erging ihm an einzelnen Stellen nicht besser als dem Wienerwald zu der Zeit, als mißverstandene Freiheit kurzsichtige Narren auf das höchste Volksgut losließ. Aber schon 1871 legte der Staat wieder die Hand auf den nun größtenteils in Staatsbesitz geratenen Wald der Feudalherren, Tempel und Klöster, wenn auch schon schlimmer Schaden geschehen war und bis zur Einrichtung geordneter Forstverwaltung (1881, 1889, 1897) noch geschah. Hier war es, wo vor allem der Rat bayrischer und österreichischer Forstleute mitwirkte, die durch die gebirgige Eigenart der heimatlichen Landesnatur auf die japanischen Verhältnisse vorbereitet waren und ihr bestes Können in schwieriger Anpassung zur Verfügung stellten, bis der Übergang vollzogen war.

Grundverschieden gestaltete sich natürlich bei der abweichenden materiellen und seelischen Eigenart der drei wichtigsten Monsunländer die Möglichkeit wissenschaftlicher und praktischer Hilfe, schwieriger noch darüber hinaus die davon unzertrennliche kulturpolitische Werbung für den einzelnen Vertreter des Westens, die gerade in uralten stolzen Kulturvölkern höchsten Takts bedurfte. Denn Chinesen, Japaner und Inder unterscheiden sehr genau zwischen den Ratgebern, die gegen gutes Gehalt ohne inneren Seelenantrieb praktische Hilfe leisteten, um dann wieder ohne weiteren Anteil davonzugehen, und jenen, die innerer Antrieb und kulturpolitische Begeisterung in die Fremde geführt hatte; also zwischen denen, die sich einfühlen konnten und wollten, und den anderen, die der Fremde innerlich fremd blieben.

Werke wie die von Franz Heske und Amerigo Hofmann, wie Frenzels Buch über Hainan entstehen nur, wo der Kulturwerber für die wohltätige Weltgeltung des deutschen Waldgedankens mit ganzem Herzen dabei ist, wo er sich wie Dietrich Brandis nicht nur dem indischen Wald, sondern auch den Waldläufern verschrieb, so daß ein Mowgli gut vor und in seinem Zelt gedacht werden konnte, in dem er wie Sven Hedin tief in die Nacht hinein Berichte schrieb und Aufnahmen machte, während rings um ihn die anderen todmüde in bleiernen Schlaf versanken.

Digitized by Google

Wer das kann, der hat das Zeug zum kulturpolitischen Pionier und auch das Recht, von seiner Leistung als solcher Kunde zu geben. Denn nur aus der Saat solcher Kunde wachsen die Nachfolger heran, die gerade der zur Zeit noch auf Europa eingeschränkte mitteleuropäische Kulturboden braucht, damit er die großräumige Weite, den Raum ohne Volksgedränge, den Ruf der Wildnis, auch des herrischen Urwaldes nicht aus der Seele verliere und sich doch die Fähigkeit zur Einfühlung in tausendjährige Fremdkulturen erhalte.

Denn beides braucht, wer nicht nur die „Botschaft des Waldes", sondern die hochentwickelte Eigenart seiner Rasse, seines Volkes überzeugend als kulturpolitischer Werber in die Fremde weltüber tragen will.

Digitized by Google

VI. MITTELEUROPAS INDOPAZIFISCHE KULTURPOLITIK IM GESCHICHTLICHEN PENDELSCHLAG ZWISCHEN WEST UND OST

27. FRÜHZEIT

Strahlung der frühen arischen Wanderungen. Eurasiens Widerstände

Der kulturpolitische Kampf um die Worte Arier, Indogermanen und Norden bezeugt — wie ein Blick auf die Werke von Max Müller zeigt, der um 1860 den Namen Arier zu seiner neuzeitlichen Geltung brachte, den Namen, der uns durch den Arja-Begriff des Sanskrit, das awestische Airja, das persische Arija als Selbstbezeichnung der Herrenschichten von Vorderindien, Persien und Ostiran überliefert wurde, ebenso wie der Landesname Arjana – die kulturpolitische Lebendigkeit der Strahlung der frühen Arierwanderung bis in unsere Zeit.

In die umstrittene Herkunftsfrage der Arier scheint uns, trotz Wahle, Eduard Meyer und Strygowski, das hellste Licht aus einer 1892 gehaltenen, 1936 auf den neuesten Stand gebrachten Antrittsvorlesung des greisen Breslauer Indienforschers Bruno Liebisch zu fallen: „Die vier indischen Açrama's".

Danach scheint nicht nur der Wortstamm „in der Bedeutung vornehm, edel, Herr," sowohl indoiranisch als auch indogermanisch: keltisch, germanisch, und zwar gotisch wie westgermanisch-irisch gesichert. Er ist auch durch die Sitten des Übergangs vom reifen Mannesalter zum Tod, durch das Verhältnis zum Pferd in einer nordischen Entstehung in einem Wald-, nicht Steppenland (wie bei Wahle) bezeugt; seine Herkunft über Wanderzüge durch die skytho-sarmatische Steppenstraße, die kaspischen Tore, dann die zwei nordwestindischen Einfallspforten örtlich bekräftigt. Wahrscheinlich werden auch weitere Funde und Spuren kaum andere Wege zeigen. Sie führten in langsamer Gebietserweiterung aus dem Ostseeraum, vielleicht um 2000 vor der Zeitwende, von Mitteleuropa auf zwei Ostwegen donauabwärts, an den alten vorderasiatischen Reichen vorbei, mehr ins östliche als ins westliche Iran und schließlich nach Indien, wo sich die rauhe Sitte des Ausstoßens der Alten zum Freitod in ein

Digitized by Google

Aussetzen in die Waldflucht der Einsiedler (des 3. und 4. Açramas des Wanaprastha und Sannyasi) mildert.

Sicher haben die arischen Wanderungen auch in der aralo-kaspischen Steppe Spuren hinterlassen (2400 v. Chr.), von denen nach Strygowskis Anweisungen der Spaten noch viele enthüllen mag, und möglicherweise haben sie sich auch dort vor dem Durchbruch durch die kaspische Pforte zu „mächtigen Strömen gestaut". Dann brachen diese Ströme in zwei Betten durch das heutige Iran: einem rechten über Susa auf Pasargadä,

Karte 14. Die Wege der Arier-Wanderungen.

der dann in die südlichen Arierprovinzen Altpersiens Gedrosia und Arachosia verebbte, und einen linken, nördlichen zwischen Parthis und Ariana des Strabo, auf Aria als Landschaft die alte Arierstadt Herat (Areia, persisch Haraiva) zu, um dann nördlich an Drangiana vorüber und durch den Paropamisus auf Aryavata ins Fünfstromland überzufluten.

Noch steht das Arierabkunftszeugnis von 519 v. Chr. des größten Iranherrschers Darius I. (Darjawusch) in den Felseninschriften von Bagistan (Behistun) östlich Kirmanschah 100 m hoch eingemeißelt.

Dreimal ist seit jenem ersten, raumweitesten Anspruch Iran aus einer beinahe unverwüstlichen Kernlandschaft zur Weltmachtgeltung aufgestiegen: 559 bis 330 v. Chr., 226 bis 641, 1501 bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts. Seit 1922 steigt es wieder aus dem Tiefstand unrühmlicher Aufteilung in Interessensphären zwischen Rußland und Großbritannien mit einer kläglichen Pufferzone dazwischen zu neuer Weltgeltung unter der kraftvollen Führung Riza Schah Pehlewis empor. Und er hat als Zeichen größeren Wollens vom 21. März 1935 an wieder den alten Namen

Digitized by Google

Iran für seine 1,644 Millionen Quadratkilometer und 20 Millionen Einwohner aufgenommen.

Gibt es ein lebendigeres Beispiel für die Lebenskraft kulturpolitischer Ansprüche, deren Anmeldung mit Begründung aus frühgeschichtlichen Tagen erfolgt und weltüber angenommen wird?

Indische Fürstenstaaten aus Rajputana und den Berglandschaften stehen Iran in der Ehrwürdigkeit des Anspruchs wenig nach: auch sie werden noch heute in dem modernen Aufbau neu-indischen Verfassungslebens zur Erhaltung von Zwergbildungen benützt, die sonst kaum ihre Daseinsberechtigung nachzuweisen vermöchten. Macht und Wirtschaft wären nicht dazu imstande! Kulturpolitisches Verdienst allein begründet ihr Fortleben in der Gegenwart.

Wie haben sich die iranischen und indischen Arierwellen zueinander verhalten, als sie sich im Penjab – das damals noch ein Land der sieben Flüsse war – trafen? Eine so suggestive künstlerische Gegenüberstellung wie etwa das hellenisch-persische Treffen im Mosaik der Alexanderschlacht, wo unzweifelhaft arische Typen sich messen, ist mir nicht bekannt. Das indische Schrifttum behandelt breit die Überflutung der vorarischen Kultur, die nach den Funden vom Industal bis 3500 v. Chr. nachgewiesen ist, aber Vorläufer weit darüber hinaus ins Paläolithische etwa 10000 v. Chr. haben muß, als Vorgänge, die in vedischen Zeiten zwischen 1400, 1500 und 1000 v. Chr. liegen.

Aber dieser so reich geschilderten epischen Zeit gingen von etwa 2000 bis 1400 frühere Anstöße voraus aus zwei Pfortenlandschaften, der heutigen des Kyberpasses und einer weiter nördlichen, etwa in Chitral, mit Aornos zwischen beiden. Aryavata wird in geschichtlichen Karten gezeichnet als unbegrenzt nach Nordwesten in Richtung auf das heutige Kandahar, Kabul, Wachan und die Himalajalandschaften nördlich Taxila, mit Grenzen nach Süden etwa von der Sutlejmündung in den Indus südöstlich über den verlorenen Saraswati hinweg, dann auf Indraprastha und von dort nordöstlich in seiner Grenze verlaufend. Das schloß den Oberlauf von Jumna und Ganges ein, denen bald die weiteren arischen Stöße folgten, um sich, nur unvollkommen durch die Kastenanordnung in ihrem Blute geschützt, in das dunkle, farbige Drawidablut der Träger präarischer Kultur hinein zu verlieren. Diese wichen zuerst vor dem gewaltigen Stoß der hellen Nordländer aus, drangen aber wieder vor. Die vorarischen Rassen sind in Indien heute stärker im Vordringen als lange zuvor, und Pessimisten schätzen den Rest nordischen Blutes auf nur 35 bis 40 unter den 360 Millionen. Wie weit es richtunggebend bleiben kann, ist eine kulturpolitische Frage von entscheidender Bedeutung für ein Fünftel der Weltbevölkerung. Gilt auch hier das Dich-

Digitized by Google

terwort des Persers Nizami von 1250: „Einbildung, die der Wahrheit ähnelt, ist besser als Wahrheit, die sich von Vorstellung (Imagination) trennt"? Ein noch größeres Frühwanderungsproblem im pazifischen Bereich mit Folgen für die Gegenwart steigt aus der Frage nach der Herkunft der Chinesen empor.

Die Herkunft der Chinesen in ihren festländischen, der Malaio-Polynesier in ihren indopazifischen ozeanischen Wanderungen — obwohl heute noch kaum aus der Frühwandergeschichte der Wiege der Völker zu entschleiern — ist aber von großer Tragweite für die Zusammenfassungsversuche von Groß- und Jungchina wie für die bereits in vielen Köpfen spukende Idee eines ozeanischen Großreichs der malaio-polynesischen Rassen in ihrem größten Umfang, in ihren weitesten Verzweigungen. Denn zu ihnen gehören ja auch die am höchsten nach Norden verschlagenen, durchgedrungenen japanischen Vettern, wenn es ihnen und den andern rassen- und machtpolitisch in den Kram paßt, wenn sie z. B. wieder einmal das ozeanische, nach Südosten, zur Südsee (Nanyo) gewandte Rassengesicht betonen wollen, statt des nordwestlich dem Festland zugewandten. Hauptsachwalter des südlichen Blutes ist der Stamm und Gau von Satsuma im Süden von Kyushu, der zu Albuquerques Zeit bis Malakka und sonst in die Sundawelt mit seinen Strahlungen und seinem Seeräubernachruhm reichte und seit 1609 Oberherr der Riu-Kiu-Kette war.

Stehen diesem ozeanischen Zukunftsreichsanspruch die Chinesen als festland- und strombestimmte Menschen der Gelben Erde als Einwanderer von Westen, längs der Seidenstraße gegenüber, wie Richthofen glaubte, oder sind sie Früheinwohner des Hwangho- und Weitales, oder endlich: fließt in ihnen eine südliche Rassenquelle, wie Forke namentlich sprachlich nachweisen zu können glaubt? Die Chinesen scheinen immer mehr fremden Einschlag anzunehmen, je weiter sie von Altchinas Hauptstädten nach Süden an und über den Yangtse, endlich nach Kwangtung und Kwangsi (von Schab) vorgedrungen sind. Breit legt sich der Nord-Süd-Gegensatz in die chinesische Reichsgeschichte, die nur drei Fünftel in geschlossener Reichsbildung, zwei Fünftel der Zeit in losen Verbänden, ja kämpfenden Reichen nachweist. In drei wichtige Fragen unserer heutigen Zeit, die um Zukunftsreichsbildungen großer Kulturkreise gehen, wirkt Überlieferung von Frühwanderungen als noch lebendige Kraft herein. Man muß sie kennen, um ihre Wirkung abschätzen zu können! Auch das ist eine Frage angewandter, durchaus nicht nur theoretischer, rückwärts schauender Kulturpolitik.

Wir kennen aus der pazifischen Welt ein Seitenstück zu den Europa so tief bewegenden Fragen der Rassenzusammensetzung, das neben den Indio-Abschattierungen in der pazifischen Küste Amerikas, der Maori-

Digitized by Google

regeneration in Neuseeland, dem „Fading" der andern Südseerassen eines der wissenschaftlich bestbeleuchtetsten ist: die gleichfalls aus frühen Stammesverschiebungs- und Volkwerdungsjahren in unsere Zeit herüberreichende Ainufrage.

Es ist dem französischen Menschenforscher George Montandon vorbehalten geblieben, sie aus den bienenfleißigen Vorarbeiten von Reverend Batchelor, von Macritchie, Munro, Ivar Schnell, des Deutschen Dröber, der Japaner Koganei und Torii mit seinem Buch „La civilisation Ainou et les cultures arctiques" in weltweite Zusammenhänge heraufzuheben.

Augenblicklich trat dabei ihre kulturpolitische Bedeutung auch als Verbindungsmotiv zwischen der französischen und japanischen Rassenkunde hervor. Denn der Instinkt der hochbegabten japanischen Mischrasse sagte ihr lange vor der empirischen, dann wissenschaftlichen Auswertung dieser Erkenntnis, daß für eine aus verschiedenen Rassenströmen erwachsene, aber unscheidbar zusammengeschweißte Rasse, wie die japanische mit ihren möglicherweise kaukasoiden Frühbewohnern (Ainu, Yemishi), den tungusischen nord- und südmongolischen Zuströmen und dem starken malaio-polynesischen, protojapanischen Südsee-Einschlag, eine Auswertung aller dieser Zusammenhänge zur politisch-wissenschaftlichen Vorbereitung von Reichserweiterungen und zu ihrer frühgeschichtlichen Begründung für die öffentliche Meinung höchst nützlich sein könnte.

Aus solchen Einsichten kann man sich vorstellen, wie freudig in Japan eine solche Ausweitung gerade des geraume Zeit am wenigsten geschätzten Rasseneinschlages durch einen weltbekannten Forscher aufgenommen wurde. Vorbetonung des Herkunftsortes eines Rasseneinschlages innerhalb des gesamten Rassengefüges wechselte zuweilen mit der kulturpolitischen Vorbereitung von Schlagrichtungen des Reiches! Ausdehnungswünsche gegen die Südsee verstützte Horioka mit rassischen Südseezusammenhängen; der Festlandpolitik schien Montandon mit seiner Hervorhebung der Ainubedeutung dienlich!

Neben den großen volkspolitischen und weltgeschichtlichen Entscheidungen, die sich zählen lassen, geht überall mit ermüdender Stete und Zähigkeit jahraus, jahrein der Kleinkrieg um die Grenzen in Kulturpolitik, Rassen- und Volkspolitik hin und her. Selten sind Kultur-, Rassen-, Sprach- und Volksgrenzen, die auf Jahrhunderte festzuliegen scheinen; weitverbreitet sind auf Erden die Zonen dauernden Grenzkampfes, seine Alltäglichkeiten.

Für sie bedeutet es unendlich viel, wenn, sei es auch aus grauen Tagen, Rechtsansprüche aus Gräbern und Ruinen emporsteigen, die, namentlich verstärkt durch fremde, anerkannte Stimmen, geltend gemacht werden können.

Digitized by Google

Darum erzählt die japanische Rassenkunde weltüber, daß ihr Reich fast alle Rassen des pazifischen Bereichs umschließe, rühmt sich der 50% Volksgenossen, die sie dem verwandten Stamme der Chamorros in der Südsee beigefügt habe, und erzählt jedem, der es hören will, mit Montandon, daß die Ursprünge ihrer Nordbestandteile in Korea, in der Mandschurei, in der Mongolei, in Nordasien und im polaren Amerika untersucht werden müssen. Das bedeutet kulturpolitisch nichts anderes, als wenn im ewigen Kampf um Böhmen die Dauer germanischer Siedler auch nach dem Abwandern der Markomannen, der Besiegung der Hermunduren durch Sachsen und Franken nachgewiesen werden könnte, und wenn vandalische, hermundurische, markomannische Grabbeigaben das Besitzrecht der Ahnen auf die böhmische Erde begründen würden.

Was der Spaten dem Rassenbestand, der Volkserhaltung an Beistand leisten kann, ist noch längst nicht erschöpft, auch im kleineuropäischen Denken nicht; und der stolze Satz unseres Schrifttums: „Der Starke ist am mächtigsten allein" lebt darin begleitet von dem anderen fort: „Vereinigt werden auch die Schwachen mächtig". Weise Kulturpolitik erinnert daran, ihn nicht zu übersehen, nicht einmal bei der Spatenforschung in Gräbern nach Rassenwanderwegen der Frühzeit.

In welcher Form aber steht ein solcher alter, ehedem so tragwilliger Wanderweg unserer Rasse heute, unter Verkehrung der Vorzeichen, als einer der stärksten Widerstände gegen unsere Kulturpolitik, im Eurasienbereich wider uns auf — soweit sie nicht 1939 gebannt wurden?

Betrachten wir dazu die Eurasiengeopolitik der Sowjets im Lichte der Arbeiten von Niedermayer und Semjonow!

„Ein Staatenwachstum kann so ins Weite gehen, daß der Wettbewerb unmöglich wird. Dann suchen die Nachbarn, die nicht nachwachsen können, dem Umsichgreifen Halt zu gebieten und zur Not durch gemeinsame Anstrengungen es in Grenzen zurückzudrängen, in denen keine so empfindliche Störung des Gleichgewichts möglich wird." So zeigte F. Ratzel mögliche Rettungswege für die kleinräumige Welt Europas, wenn die Gefahr dringend würde, vor der er so oft gewarnt hatte: daß die großräumig zu denken gewohnten Staatsmänner Asiens und Amerikas mit ihren Einmischungen unberechenbares Unheil in dem verwickelten, geschichtlich bedingten Aufbau Europas anrichten würden.

Nun haben die beiden Raumkolosse der Sowjets und der Vereinigten Staaten zweifellos Kraftlinien gemeinsamen Wirkens gefunden, und in Ostasien wie in Westeuropa steht ihnen eine kleinräumigere, vielfältiger geschiedene Welt gegenüber. Wird sie Gegenmittel finden oder nicht, ehe es zu spät ist? Das ist auch kulturpolitisch eine entscheidende Frage für die Zukunft der Menschheit. Aber zu ihrer Beantwortung ist als Vor-

Digitized by Google

bedingung unentbehrlich, daß man nicht nur die Statik, die politische Geographie, sondern die Dynamik, die Geopolitik der beiden raumwuchtigen Freunde von heute und ihr Gewicht für morgen kennt.

Reich ist der Stoff zur Beurteilung der Bewegung und der Masse, der politischen Wucht des Landes der unbegrenzten Möglichkeiten von ehedem der USA., das nun in seinem durch vielfachen Raubbau erschlossenen Weltteil die Grenzen seiner Möglichkeiten zu erkennen beginnt. In geschickt und klug um die Wirklichkeit gewobene Schleier verhüllt ist aber immer noch die wirkliche, innere und äußere Macht der Sowjetbünde der UdSSR.

Um hier einige weitere Schleier zu lüften, haben sich ein hervorragender deutscher, Niedermayer, und ein erprobter russischer Kenner, Semjonow, der Probleme Eurasiens zu einer kühn gebauten Geopolitik der Sowjetbünde zusammengetan, und Oberländer ist ihren Spuren gefolgt: in solcher Zusammenschau und Auffassung zum erstenmal das innerste Gefüge des Macht- und Bewegungsapparates für ein Sechstel der Erdoberfläche bloßlegend. Ungeheuer würde die Wirkung und die Tragweite seiner wirklichen Durchgliederung und Beherrschung sein: größer noch als die an sich schon genügend folgenschwere Vollwirkung des nordamerikanischen Festlandes als außenpolitisch schlagbereite Größe im Schachspiel der Weltpolitik. Wieviel noch bis zu einer ausgeglichenen Erschließung und Durchgliederung des riesigen eurasiatischen Raumes und seiner so vielfach gebundenen rund 170 Millionen fehlt, wieviel namentlich die Verkehrsbeherrschung zu wünschen übrigläßt, das decken die Arbeiten von Niedermayer und Semjonow auf. Sie wollen den Blick des mitteleuropäischen Lesers über die Wägung der Tageseinflüsse hinaus zu Fernschau und Weitblick und zu Möglichkeiten der Vorhersage erziehen.

Gewiß sind die Westmächte Europas mit ihren Kernräumen und Trabanten durch Zwischen- und Innereuropa und die Achse Berlin—Rom vor den unmittelbaren Auswirkungen der osteuropäischen Rückseite des eurasischen Raumes geschützt. Aber sie liegen alle mit wertvollen überseeischen Reichsbestandteilen im weiteren Umkreis des Wirbels, der jederzeit aus dem Zusammenbiegen der beiden großräumigen Reiche der Nordhälften der Alten und Neuen Welt im westpazifischen Kraftfeld in Bewegung geraten kann.

Ergreift aber diese Bewegung mit der Menschenmilliarde der Monsunländer und den zusammen 300 Millionen der Sowjets und USA. mehr als zwei Drittel der Menschheit, so wird sich kein Großvolk der Erde dauernd seinem Einfluß entziehen können; auch scheinbar so weit abliegende nicht wie Italien und Deutschland. Vergessen wir nicht, daß es drei außereuropäische Mächte ersten Ranges sind, die jetzt Neugruppierungen für

Digitized by Google

pazifische Vorentscheidungen vornehmen; die europanächste von ihnen aber sind die Sowjets, deren Dynamik uns in diesem Buch Niedermayer-Semjonows bekannt wird. In diesem Buch wird Wehrgeopolitik großen Stils getrieben.

Neben gewaltigen, durchaus natürlichen, zukunftsicheren Gestaltungen müssen auch unheimliche Züge herausgemeißelt werden: Züge, die fast an jene zwischeneuropäisch-nahöstliche Sagenfigur des Golem erinnern, des Maschinenmenschen, der wohl neuropathische Einzeleigenschaften des Menschentums genug an sich trägt, aber nicht von einer freien Seele belebt wird.

An diese unheimliche Gestalt mit ihren fast übernatürlichen Einzelkräften, aber ohne zusammenhaltendes geistiges, seelisches Band, erinnert zuweilen die Schilderung des russischen Volkskörpers im Raum, die aus den Meisterhänden der beiden Rußlandkenner hervorgeht. Wo ist dabei die in ihrer Musik, in ihrer Sprache so wunderbar schwingende russische Volksseele geblieben? Ist sie wirklich in das Werk der Mechanisierung eingemauert, vom Marxismus überwältigt worden, oder schläft sie nur, um jäh und furchtbar zu erwachen, wie sie nach dem Zusammenbruch jenseits Iwans des Schrecklichen unter Minin und Poscharski wieder erwachte, und jenseits des Blutbades von Borodino und der Flammen von Mütterchen Moskau?

Vorläufig aber steht der Sowjetbund als das größte geopolitische Problem der Erde vor uns, größer sogar als die menschenwimmelnde gelbe Erde, die sich augenblicklich in so furchtbaren Zuckungen entgliedert, und die das Einströmen benachbarter Kräfte herausfordert, so sehr sie vor den unberechenbaren Folgen zurückschaudern mögen. Unbestimmt schwanken vor allem die Empfindungen der Sowjetführer gegenüber den Gefahren und Möglichkeiten ihrer Front nach Asien. Welche vorgetäuschten und wirklichen Kräfte ihnen dabei zur Verfügung stehen, wo ihr Raum sie fördert und schützt oder hemmt und täuscht aus großen erdbestimmten, bodenwüchsigen Zügen heraus, das sagen uns Niedermayer und Semjonow. Sie erwerben sich damit ein Verdienst um Mitteleuropa. Nicht nur, weil sie ihm einen freiwilligen oder unfreiwilligen Gegner und Helfer zugleich, jedenfalls einen unvermeidlichen Mitspieler in seinen Stärken und Schwächen ohne Haß, Furcht und Eifer, hart, herb und nüchtern, wie er ist, auch zeigen, sondern fast noch mehr, weil sie diesem engräumigen Innereuropa zwingend den Blick, das ganze Gesicht nach außen drehen, in große, weite, sein Schicksal mitbestimmende Räume, Rassen und Machtgruppen hinein, vor deren unverhülltem Anblick es nur zu gern den Kopf in den Sand steckt.

Denn nicht der Träger einer augenblicklich dort vorwaltenden Macht-

Digitized by Google

und Gesellschaftslehre ist für uns das Entscheidende, sondern die Machtstrahlung, die von den dort beherrschten oder unbeherrschten Räumen ausgeht. Einmal schon, im britisch-japanischen Bündnis, hat die angelsächsische Weltkunde einen entscheidenden Vorteil über seine festländischen Nebenbuhler davongetragen. Höchst nüchtern vereinte sich die keckste Seefahrereinheit der weißen Rasse mit der am stolzesten hochgezüchteten des Fernen Ostens zu einem glänzenden Erfolg über den raumweiten Gegner der beiden. Soll es im 20. Jahrhundert umgekehrt kommen und der Rückschlag vom Verband der beiden großräumigsten Mächte ausgehen?

So ist es ein doppeltes Spiel, das diese Geopolitik der Sowjets auf engstem Raum verfolgt. Sie will die Sowjets als möglichen Freund, Gegner oder lachenden Dritten zeigen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie von der eigenen „Propaganda" oder haßerfüllten Verkleinerern übersteigert oder abgeschwächt gezeigt werden, und sie will mit einem kühnen, zum Teil ganz neuen, wehrwissenschaftlich höchst fesselnden Vorgehen den Kleinräumigen unter ihren Lesern erst wieder die Maßstäbe schaffen, mit denen das Große gemessen werden muß, wenn man ihm gerecht werden will!

Ein Bild von dem macht- und kulturpolitischen pazifischen Sowjetehrgeiz gewinnen wir aus der Frage:

„Was bedeutet Wladiwostok für Rußland?"

„Du bist ein rechter Jungfernsohn – eh' du sein solltest, bist du schon" – mit dieser im Faust von Mephisto an den Homunculus gerichteten Worten könnte man füglich die – trotz aller Jugend – reich bewegte Stadtgeschichte von Wladiwostok beginnen, das unter den sonst oft so ehrwürdigen Stadtbildern des Fernen Ostens, den es nach seinem Namen bezwingen sollte, zweifellos viel vom Homunculus, vom Kunstmenschen an sich hat: eine aufgedrängte, künstlich gemachte, ortsfremde, keine natürlich gewachsene, irgendwie bodenständige, erdwüchsige Siedlung, in der Deutsche eine fördernde Rolle spielten, bis sie der russischen Fremdenfeindschaft weichen mußten.

Denn von außen her ist Wladiwostok, wie sein Name sagt, dem Fernen Osten aufgezwungen worden; es bestand bereits ein Jahr unter russischer Flagge als Gründung des kühnen Seefahrers Newelskii (der von 1849 bis 1855 am Amur und um Sachalin erkundete), ehe es seine rechtmäßige Taufe durch den Vertrag von Peking (2./14. November 1860) erhielt. Erst seitdem galt die Ussuri-Tjumen-Grenze für den damit aus einem zweifelhaften Gemeinbesitz vom Vertrag von Aigun her (16. Mai 1858) durch Murawjew Amurskis Zugriff russisch gewordenen Küstenstreifen.

Digitized by Google

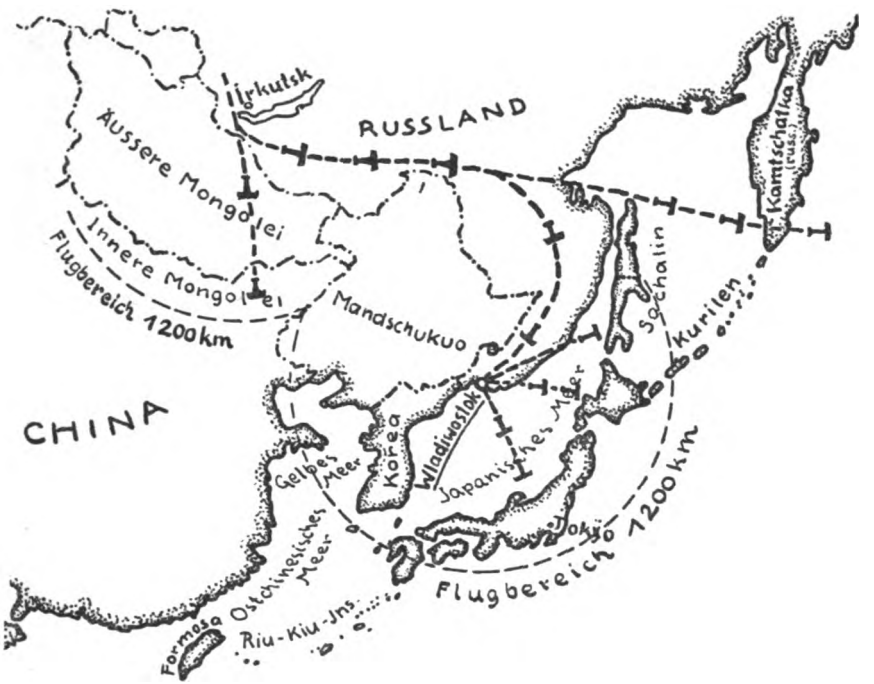
Es ist also nicht, wie die Fernostfrage manchmal von russischer Seite dargestellt wird, altrussische Heimaterde, die nun als solche von der roten Armee verteidigt werden müsse, sondern der Ertrag eines imperialistischen Zugriffs. Man war sich des internationalen Unrechts bei der Besitzergreifung sogar so sehr bewußt, daß man die Flaggenhissung rückgängig machen wollte und der Bericht darüber schon Kaiser Nikolaus vorlag. Erst die Cäsarenworte, die der selbstbewußte Imperator dann darauf schrieb: „Wo einmal die russische Flagge weht, da soll sie auch nicht wieder sinken", entschieden über den Besitz der bereits gegründeten Stadt am fernöstlichen „Goldenen Horn". Damit war rund 10000 km von den ozeanischen Westfenstern Rußlands das erste dauernd eisfreie Fenster nach dem Pazifik geöffnet, an dessen Ufern die Russen freilich schon 1643 – lange vor dem Aufstoßen des Westfensters nach Europa, aber weiter nördlich des eigentlichen Amurlandes – erschienen waren. Aus solchen Gründungsbedingungen konnte eine normale städtische Siedelung, auch nicht einmal eine Kolonialstadt so wenig erwachsen, wie aus den 2497000 qkm des Fernostgebietes mit 1660000 Einwohnern – ein normales Stück russischer Erde – in einer so übersteigerten Kolonialentwicklung.

Eine ortsfremd wirkende, koloniale Seetrutzfeste ist Wladiwostok bei seiner Entstehung gewesen: als solche war sie gedacht, und das ist sie seit der Einkapselung durch die Japanisierung der Japansee erst recht geblieben, zu neuem, für den Fernen Osten gefährlichem Leben durch die Entwicklung der U-Boote und der Luftwaffe erwacht. Denn als Flottenstützpunkt war Wladiwostok durch die Entwicklung seit 1904 lahmgelegt, als Herrschaftszentrale sogar von den japanischen Offizieren schon um 1910 mit dem Spottnamen: „Das Friedenspfand" belegt. So wird jetzt in Japan niemand mehr den neu erweckten Trotzhafen zu nennen wagen: liegen doch von ihm und von Nordsachalin aus die menschenwimmelnden, wirtschaftswichtigen Kulturzentren der altjapanischen Herzlandschaften um Kyoto-Osaka und Tokio unter Bombenflugweite!

Das Handels- und Wirtschaftsleben des Hafens, noch mehr seine Kulturbedeutung sind von den Russen der Wehrbedeutung gegenüber immer hintangestellt worden: 1865 wurde Wladiwostok zum Freihafen erklärt, 1872 die Marinestation von dem eisgesperrten Nikolajewsk am Amur dorthin verlegt. Erst 1875 erhielt Wladiwostok Stadtrechte. Es wurde 1878 hastig befestigt. Aber erst 1880 wurde Wladiwostok, nachdem die Frage der Kriegshafenverlegung in die Olgabucht zu seinen Gunsten entschieden war, aus den lähmenden Fesseln der Gebietsbehörden gelöst und einem Militärgouverneur unterstellt, der zugleich Oberkommandierender der Häfen des Stillen Ozeans war. Immer, wenn weltpolitische Reibungen heraufzogen, wie 1904 und jetzt wieder, stellte sich die Not-

Digitized by Google

wendigkeit heraus, das Amurmündungsgebiet unter einen örtlichen Satrapen mit großer Eigenmacht, wie Blücher und seine zwei Nachfolger, zu stellen, weil man von den russischen Zentralen aus die Lage nicht übersehen konnte. Damit aber legte man auch die Möglichkeit, Gesamtrußland in Kriegshändel zu verwickeln, in die Macht der Fernostgewalthaber, die an einer Küstenausdehnung von über 22000 km, an einer Landgrenze gegen China und Mandschukuo von über 4000 km, von 125 gegen Japan, nur 96 km vom nächsten Punkt der USA. entfernt, Reibungsmöglichkeiten



Karte 15. Wladiwostoks Bedeutung für Rußland.

genug verfügbar haben, falls sie glauben, ihre Rechnung mehr bei kriegerischen als friedlichen Entwicklungen zu finden. Das hat 1901 zu den ersten mandschurischen Händeln, 1904 zum Russisch-Japanischen Kriege geführt, und ist auch jetzt ein geopolitisch und wehrpsychologisch gleich bedenklicher Zustand.

Innerhalb dieser, an Reizursachen reichen Gesamtlage ist Wladiwostok der am meisten zu übersteigernden Übergriffen reizende Punkt: auf russischer wie auf japanischer Seite. Aber das ist Wladiwostok in seiner bewegten Stadtgeschichte nicht neu: als 1885 die zentralasiatische Spannung zwischen Briten und Russen aufsprang, wurde Wladiwostok in

Digitized by Google

Belagerungszustand erklärt; 1909 wurde in einer neuen Fernostspannung der Freihafen wieder aufgehoben; seitdem wechselte die Wirtschaftslage und der Kulturzustand mit jedem Anschwellen und Absinken politischer Reizmomente.

Eine schwankende innere Bevölkerungslage kam hinzu: als ich 1910 einige Wochen lang Wladiwostok studierte, das kurz zuvor sein fünfzigjähriges Stadtjubiläum gefeiert hatte, da umfaßte es 53800 russische Staatsangehörige, davon aber nur 16147 Frauen, von denen nur wenig mehr als ein Viertel nicht in allzu freundlichen Beziehungen zu der starken Besatzung gestanden haben sollen. Unter den 53800 Russen befanden sich schon 2800 russische Mischlinge, 200 Koreaner russischer Staatsangehörigkeit, 400 Juden und 100 „Tataren". Weiter kamen an Fremden 29000 Chinesen, 3200 Koreaner unbestimmter Staatszugehörigkeit, d. h. amtlich japanischer, und 2300 Japaner, dann 1300 Westländer hinzu, unter denen die deutsche Kolonie damals einen in Handel (Kunst und Albers) und Landwirtschaft (Meyer auf der de-Vries-Halbinsel im Datschenviertel am Nordwestrande der Amurbucht) führenden Anteil hatte. Ein 80 km umfassender, mit 1500 Geschützen armierter Festungsgürtel um die 7 km im Umkreis fassende Stadt, die Lagengunst des Hafens mit seinen zwei Eingängen und der davor liegenden festen, von einem Torpedobootskanal durchbohrten Russeninsel und dem Vorposten Askjold machten einen imponierenden Eindruck. Allein während des Japanisch-Russischen Krieges hatte Wladiwostok doch die Umkehrung der eigentlichen Aufgabe einer Festung gezeigt, mit möglichst wenig eigenen Kräften möglichst viele feindliche festzuhalten und ihrerseits meist 2½ bis 3 Divisionen, zuweilen ebensoviel Armeekorps, eine Menge Artillerie und technischer Truppen beansprucht, und doch auf japanischer Seite nur das Kreuzergeschwader Admiral Kamimuras beschäftigt, wohl aber nachher das Sturmzentrum des Militäraufstandes gebildet und seither von 1919 bis 1925 schwer unter japanischer Besetzung, dann unter russischen Bürgerkriegen gelitten.

Heute ist Wladiwostok das Hauptmachtsymbol der Sowjets am Stillen Ozean; die größte Stadt eines zu 37% verstädterten Gebietes, von dem 16% aller Einwohner auf einem weiten Landraum, der etwa 12% des gesamten Sowjetgebietes umschließt, in den drei Städten Wladiwostok, Chabarowsk und Blagowjeschtschensk wohnen, alle drei Nahziele japanischer Luftraids. Aber es ist eben auch die angriffsdrohende Spitze eines gegen das Herz des japanischen Inselreiches gerichteten Fremdmachtsystems, mit nächster Schlagweite nach den japanischen Entladungshäfen Rashin und Yuki in Nordkorea: eine Stelle, wo sich fernöstliche und eurasiatische Zukunftsmachtlinien überkreuzen, wie an wenig anderen

Digitized by Google

Stellen der Erde. Da es zur Eigenart aller pazifischen Kriege und Wehrhandlungen gehört, daß sie lange vor irgendwelchen amtlichen Kriegserklärungen und dem Spiel völkerrechtlicher Formen auszubrechen pflegen, ist es kein Wunder, daß die Schlagzeile: Flieger über Wladiwostok! alle Augenblicke in den Nachrichtenzentralen Ostasiens, namentlich in Schanghai und anderen entenzüchtenden Vertragshäfen auftaucht.

Aber eines Tages kann es natürlich richtig sein: nur daß man dann höchstwahrscheinlich erfahren wird, Wladiwostok sei der Trotz der Ostens gewesen, das Hauptquartier der Roten Armee aber in Chabarowsk oder noch weiter landeinwärts, und aus den Gefilden der Mongolei sei Borodin mit Reiterscharen und motorisierten Truppen losgebrochen, um die Japaner am Abschneiden der Fernostverbindungen zu verhindern. Das Wort: „Sendo", gleich Krieg, wird man aber auch dann in der japanischen Presse vergeblich suchen, so wenig, wie es während der zwei Jahre erklang, in denen Mandschukuo zur Selbständigkeit erwachte oder erweckt wurde oder in der Zeit von 1937—39, wodurch sich eine gewaltige Schanze des Fernen Ostens zwischen der Trutzfeste zu seiner Bezwingung, Wladiwostok, und seinem weit entfernten Mutterlande erhob.

Kulturpolitik in den Fernen Osten und den Pazifik hinein aber haben von dort unter dem alten Andreaskreuz mehr Deutsche als Russen getrieben. 1938 ist die alte skytho-sarmatische Wanderstraße auch in Gestalt der einstigen sibirischen Eisenbahnmagistrale des deutschstämmigen Witte so gut wie gesperrt: eine kulturpolitische Arteriosklerose für die einzige Breitenverkehrsschlagader durch den größten Weltteil!

28. PENDELSCHLAG DER ALTEN WELT

Im vorderasiatisch-mittelmeerischen Pendelschlag und im größeren abendländisch-fernöstlicher Dynamik

Früheste Erfahrungen unserer Rassen- und Volksgeschichte für die Strahlung unserer Kultur durch mehr oder weniger geeignete Mittel hindurch zeigen, daß wir auf der uralten Völkerbahn der skytho-sarmatischen Wanderstraße und in den nordischen Meeren zuerst mit kleinsten Zahlen größte Wirkungen erreicht haben.

Wo diese Wirkung weiter nach Süden, in den vorderasiatisch-mittelmeerischen Pendelschlag der hin und her flutenden Kulturströmungen abgelenkt wurde, da erfuhr sie Wandlungen in widerstrebenden, in fremden oder kleinräumigen Umwelten. Trotz aller Frühkraft war sie wohl auch internationalen Vergiftungserscheinungen ausgesetzt, von denen –

Digitized by Google

oft unmittelbar nach genialen Höchstleistungen – der deutsche Volkskörper anscheinend leichter und widerstandsloser befallen wird als andere, die früher schon Gegengifte entwickelt haben. Das ist z. B. bei der ersten Auseinandersetzung mit den in Vorderasien und am Mittelmeer entstandenen Weltanschauungen, Kultur- und Staatsformen, Rechtsbildungen vorgekommen und erinnert an die Anfälligkeit, die der Polarfahrer nach jahrelangem Aufenthalt in keimfreier Luft für alle Kulturkrankheiten, selbst Kinderkrankheiten, zeigt.

Diese Anfälligkeit verursachte die furchtbaren Opfer an Blut als bestem Volksgut bei der Überschwemmung der Mittelmeerländer durch die Ostgermanen und ihrer Aufsaugung, beim Hochtreiben und Niederbruch römischer Staats- und Kirchengedanken nach ihrer Aufnahme in den deutschen Lebensraum über das Römische Reich Deutscher Nation und über die mittelalterliche Territorial-Kirchenausgestaltung mit Interregnum und Dreißigjährigem Krieg. Ihr entsprang noch die letzte Fiebererscheinung, die sich – als zweite, dritte und vierte Internationale – aus den deutsch abgefaßten, wenn auch durch Englands Frühindustrialisierung angeregten Schriften von Engels, Marx und Lassalle zerstörend über Eurasien erstreckte, und die mit genauer Not von Deutschland abgewehrt werden konnte.

Nur ein selbst heimatloser, seit Jahrhunderten durch eigene und fremde Schuld erd- und bodenfremd gewordener Wanderstamm konnte zum Träger des verhängnisvollen Gedankens werden, es gäbe einen Erlösungsweg für die Menschheit aus allen ihren Gebrechen auf rein wirtschaftlichem Wege unter Verachtung aller Einflüsse vom Blut, von der Rasse, von der Art, vom Stamme und vom Boden, von der alles erhaltenden und ernährenden Erde her. Das ist doch der letzte Wesensgehalt der Lehren des Marxismus, die leider auch in deutscher Sprache geformt und mit den Mitteln deutscher Kultur in die asiatische Blutbahn zurückgebracht worden sind, aus der sie als Völkergift emporstiegen und aus einer endemischen Seuche zur pandemischen wurden, gegen die nun mühsam genug die Abwehrstoffe gefunden und bereitet werden müssen.

Eine so furchtbare Erfahrung allein müßte uns belehren, daß alle jungen Völker, die mit älteren, frühen Kulturgebieten in Berührung kommen – und der Pendelschlag zwischen Ägeis, Nil, dem Zwischenstromland und dem Pandschab ist ganz gewiß eines der frühesten, heute nachweisbaren –, mit Kulturgütern geistiger und körperlicher Art auch die Entartungserscheinungen und Keime miterwerben, die an ihnen haften.

Nur ein allzu harmloser und oberflächlicher Fortschrittsglaube nimmt von vornherein an, daß bei solchem Austauschverkehr die Güter die Schäden überwiegen. Nicht erst bei der augenfälligsten Erscheinung, die

Digitized by Google

unseren deutschen Volks- und Kulturkörper angeht: dem Aufsaugen der Goten, Lombarden, Vandalen, Burgunder, eines großen Teils der Franken, Sueben, Alemannen durch die zusammensinkende und vom Nahen Osten her zersetzte, sich durch nordisches Blut erneuernde römische Welt haben wir ja diese kulturpolitische Erfahrung gemacht. Sie zeichnete vorher ihre Spur durch das Versickern der nordischen Kraftströme in der hellenischen und römischen Eigenkultur, im Entarten des altpersischen Reiches arischer Herkunft, im Verlöschen der glänzendsten nordischen Lichterscheinung in vorderasiatischer Umwelt, des Alexanderzuges, der noch einmal alle arischen Spuren im Nahen und Mittleren Osten verband und dann in den hellenistischen Reichen versandete.

Was immer wir an Ausstrahlungen nördlich der Alpen herkommend in den kulturpolitischen Pendelschlag zwischen Vorderasien und Mittelmeer hinein verfolgen, die glänzendsten Herrschergeschlechter, meist schon in der dritten Berührungsgeschlechtsfolge verwälscht oder zerbrochen, die einzelnen, die immer schon einer Leistung weit über den Durchschnitt bedürfen, um sich in der widerstrebenden Umwelt überhaupt nur zur Geltung zu bringen – sie alle lehren uns, daß für den Deutschen gerade die Hauptausgleichszone des Nahen Ostens die kulturpolitisch unbekömmlichste ist, und daß daher nicht zuletzt die Inkompatibilität mit den Hauptvertretern des beständigen Vordringens des Orients aus seinen nahöstlichen Rückzugsräumen, von den Semiten herrührt.

Leichter wird es den mittelländischen Rassen in Spanien und Portugal, in Italien, in Südfrankreich, leichter noch im hellenisch-kleinasiatischen Kampfgebiet, in der Levante, sich mit den beständigen Vorstößen und Rückzügen aus dem Nil-Euphrat-Land auseinanderzusetzen oder abzufinden, als den nordischen Kulturträgern, die ihm oft stärkste Antriebe zuführen, aber zumeist daran zugrunde gehen oder eingeschmolzen werden.

So will es eine tragische Verkettung von Tatsachen, daß gerade die beiden Landwege nach dem indopazifischen Raum, der sarmatische seit der Rassenerkrankung des Russentums, und der klein- oder vorderasiatische über das Mittelmeer und seine kurzen Seestrecken hinweg durch die am meisten kulturpolitisch widerstrebenden Umwelten für die deutsche Verbindung dorthin verblockt sind.

Diese heftige Rückschlagsdynamik, die immer wieder Dauerwirkungen vereitelt, könnte wenigstens eine Vorbereitung sein auf die viel wuchtigere, die von der weiträumigeren indopazifischen Welt sich gegen die Gesamtwirkung des Abendlandes richtet, damit auch gegen die deutsche, für deren Erkenntnis die Erfahrungen deutscher Kulturpolitik mit dem Nahen Osten besser genutzt werden könnten, wenn wir über ihren tau-

Digitized by Google

sendjährigen Zusammenhang klarer wären, als wir es aus Unkenntnis der Zusammenhänge orientalischer Geschichte meistens sind.

Wie einst im vorderasiatisch-mittelmeerischen Pendelschlag, so stehen wir heute im weltweiten vor indopazifischer Rückschlagsdynamik.

Die sogenannten Führer des Welthandels besehen ringsum mit langen Gesichtern ihre Dampferfriedhöfe. Längst raunen die Wissenden unter sich von der verfliegenden Illusion der Weltwirtschaft. In Simla, der einst lachenden, heute bedrohten Sommerhauptstadt Indiens, tagten in sorgenvollen Frühherbsttagen 1933 die „Teufels-Advokaten" (advocati diaboli) der niedergehenden Cottonlandschaft Lancashire mit den Japanern und der einheimischen indischen, früher einmal von Großbritannien aus ruinierten Textilindustrie über die Frage leidlicher Kriegsehren in einem der folgenschwersten Rückzugsgefechte der Weltwirtschaft. In der Winterresidenz, in Fort William in Kalkutta, hatte mir kurz nach Neujahr 1909 Lord Kitchener, der „big stick" des damals noch Empire genannten Gemeinweltgebildes der Briten gesagt: „Ich bin ein Gegner dieses Krieges" – wir sprachen sehr offen von dem uns beiden unerwünscht kommenden britisch-deutschen Zusammenstoß – „nicht aus Deutschfreundlichkeit, nichts liegt mir ferner, die Anwesenden ausgenommen. Aber wir werden diesen Krieg für die Amerikaner und Japaner führen und damit beide unsere Stellung im Pazifik verlieren, wir die erste und Sie die zweite. Denn der Krieg wird lange dauern, drei, vier Jahre vielleicht, nicht so kurz, wie einzelne Leute bei uns denken, die von der russischen Dampfwalze reden. Ich kenne Ihre Stärke besser. Ihr seid militärisch vielleicht überhaupt nicht zu besiegen, höchstens wirtschaftlich oder durch Euren Reichstag, und zuletzt wird der Ausgang davon abhängen, wessen Sozialdemokratie die Flinte länger in der Hand behält." Er hatte Bebels Rede vom Nehmen der Flinte auf den Buckel gegen Rußland gelesen und ihren Ernst überschätzt. So klar sah ein führender Mann des Imperiums, der dessen Hochziele bei Omdurman und im Transvaal gerettet hatte, die Außenpolitik von Lord Grey und Lloyd George, des englischen Liberalismus und ihr Vorbereitungswerk für die indopazifische Rückschlagsdynamik an. An der Schwelle der deutschen Reichserneuerung stellte in einem unfrohen, aber ausgezeichneten Aufsatz über „Japans Expansion" die Deutsche Wacht in Batavia fest (19. Jahrgang, Nr. 14, S. 25, vom 2. 9. 1933): 1913 betrug die niederländische Einfuhr in Indonesien wertmäßig 45,2%, 1932 19,9%, die Japans 1913 2,1%, 1930 15,1% und 1932 26,8%. Rechnet man gewichtsmäßig, so beträgt die Einfuhr des sogenannten holländischen Mutterlandes 11,1%, Japans 27%, darunter zwei Drittel aller Kattunwaren. In solchen Stoßseufzern hält man Reinergebnisse indopazifischer Rückschlagsdynamik – wie bei der Gold- oder Zinngewinnung durch un-

Digitized by Google

erbittliche Wasserbestrahlung – von dem verdunkelnden Diplomaten- und Juristengewäsch geklärt. Furchtbarer Ernst klingt doch aus Sätzen wie: „Die holländische Kaufmannschaft in Niederländisch-Indien ist der Meinung, daß es nicht gelingen werde, Japan aus seiner jetzt gewonnenen Übergewichtsstellung jemals wieder herauszudrängen. Man kann daher die Verschiebung der indischen Handelsbewegung nach dem Pazifik als einen unabwendbaren" – durch Großbritanniens Politik herbeigeführten oder doch wenigstens beschleunigten! – „Vorgang bezeichnen" . . . „Auch ohne jene Beweggründe wird die Asiatisierung der Einfuhr in Insulinde ihren unerbittlichen Fortgang nehmen."

Wir sehen auch keinen Vorwurf darin, wenn weiter oben gesagt wird: „. . . so, wie in diesem Fall (einer nur mit japanischen Menschen und Stoffen im Semarang errichteten Druckerei) arbeitet der Japaner ganz allgemein. Er denkt dabei immer zuerst an das große nationale Interesse." Das fällt für den Japaner wie auch den Chinesen und zunehmend den Inder und Malaien, mit dem der Rasse zusammen! Aber wer dachte daran, als man die Deutschen in den schimpflichsten Formen noch nach dem Friedensschluß aus der Südsee, aus China vertrieb? Freilich kämpft auch Australien, sich in diesem Falle pazifisch fühlend, in Indonesien Schulter an Schulter mit Asien gegen seine Anzac-Waffengefährten und sandte ein Ausstellungsschiff in alle größeren Hafenplätze des niederländischen Inselreiches, um wenistens mit Mehl, Butter, Konserven, Schuhen und Lederwaren mit den verschiedenen „Mutterländern" in Wettbewerb zu treten.

Warum wir diese Dinge so scharf beleuchten? Weil es in Mitteleuropa immer noch, angesichts der Wucht solcher dynamischen Verlagerungen, weltfremde Vereine gibt, die sich mit dem Gedanken schmeicheln, man werde uns eines Tages die deutsche Südsee in gereinigtem und höher entwickeltem Zustande wiedergeben, „wenn wir auch nicht unbedingt jede entlegene Insel wiedererhalten müssen". Weil es Diplomaten gibt, die mit einem riesigen juristischen Apparat zu Abrüstungstagungen reisen, bei denen doch hinter den Kulissen nur wirkliche Macht gilt, die rein politisch entschieden wird nach der Tatsache, ob der Betreffende mit 900000 Tonnen Kriegsschiffstahl und mit Tausenden von Flugzeugen in den Pazifik fahren kann oder nicht.

Glaubt jemand im Ernste, die lange Reihe der André Dubosq, Laval, Liautey u. a. würde Frankreich, das doch immerhin einige tausend Tonnen Kriegsschiffstahl und 4000 Flugzeuge für solche Zwecke besitzt, so besorgt vor dem rasenden Tempo des Machtwandels im Pazifik, vor der Wucht des pazifischen Zeitalters, seinen Raumweiten und den Tücken der panasiatischen Bewegungen warnen, wenn sie diese Dynamik nicht

Digitized by Google

sähen? Glaubt man, diese Angst der Niederlande vor dem neuen „Tatbestand der Weltpolitik" ist gemacht? – „Japan, ein Volk ohne Raum wie Deutschland, konzentriert alle Energie auf Gewinnung von neuem Raum." Den suchte es 1932, sucht es 1937 bis 1939, wie Italien kurz zuvor.

Dafür arbeitet es zur Zeit mit übereinandergebissenen Zähnen – mit einem niedrigeren Lebensstand als ihm lieb ist – überindustrialisiert, weil es eben sonst keine Möglichkeit des Lebens für seine dichtgedrängten, fleißigen Menschen hätte, wie der deutsche Volksboden ebenfalls nicht. Aber glaubt man im Ernste, daß ein solches Volk und die anderen, die ihm gleichen, auf ewige Zeiten die Rechte der „beati possidentes", der „haves" als gottgegebenes Schicksal achten kann und wird? „Was wir heute in Ostasien erleben ist Japans Kampf ums Leben". Ganz gewiß! Aber glaubt man irgendwo auf Erden, daß der japanische Arbeiter auf die Dauer für ein Drittel, die japanische Arbeiterin für ein Viertel der Entlohnung ihrer britischen Kollegen schaffen? Glaubt man, die chinesischen und indischen Studenten in USA. z. B. sehen nicht, wie Beispiel und Lehre der christlichen Länder, namentlich in angelsächsischer Färbung, auseinandergehen? Glaubt man, es müsse sich nicht irgendwo auf die Dauer der Leistungsunterschied zwischen der japanischen 60-Stunden-Woche und der europäischen 40-Stunden-Woche in der wirtschaftlichen Erzeugung, in Macht-, Kultur- und Wirtschaftswerten auswirken? „Außerdem scheint ein einzelner japanischer Arbeiter, besonders in der Textilindustrie, größere Fähigkeiten als sein britischer Kollege zu haben", fügt ein Bericht des Bundes britischer Industrieller harmlos hinzu! Haben die Herren nie chinesische, japanische, malaiische Hände betrachtet? Viertausend Jahre kunstgewerblicher Höchstleistung schulen doch Augen und Hände auch in Südostasien! Aber auch für derbere Waren wirkt die neue Dynamik: Zement und Kohle! Trotz einer Abgabe von 30 Cent auf das Faß an die Padangsche Zementfabrik blieb die japanische Zementeinfuhr mit um 75 Cent tieferen Preisen pro Faß wettbewerbsfähig. Britisch-indische Schutzzölle sind dagegen aufgebaut worden, aber sie schützen nicht! Das sind einige Proben, die unendlich vermehrt werden könnten. Wenn wir aber etwa deutsche Handbücher des allgemeinen Wissens aufschlagen, so stehen breit und groß Belanglosigkeiten darin, und die panasiatische Frage suchen wir vergeblich, so vergeblich, wie irgendeinen Wink, das Kraftfeld der Erde nach kommenden Gesetzen und nicht nach vergangenen spähend zu überschauen.

Und wenn ein jäh aufschreckender Instinkt das Volk zu warnen droht, wenn man es anruft, dynamisch statt statisch zu denken, wenigstens Geopolitik zu treiben, wenn es schon immer noch ein leises Grauen vor der

Digitized by Google

in anderen Ländern so hoch entwickelten wissenschaftlichen Politik und volkstümlichen Wehrwissenschaft zu haben scheint, dann preist die beamtete Wissenschaft alte Ladenhüter an, wie z. B. eine „Staatenkunde", die gerade von dem keine Kunde gibt, was das deutsche Volk hätte wissen müssen, vor zwanzig Jahren genau so um sein Leben kämpfend wie heute das japanische. Sonst hätte Deutschland sie ja doch haben müssen: diese Kenntnis seiner weltpolitischen Gefahr, wenn alles von jeher so zum besten bestellt war.

Weil wir aber sehen, daß trotz der fünfzehnjährigen Bemühungen des Weltwirtschaftsinstituts und so vieler anderer treuer Wächter die indopazifische Rückschlagsdynamik immer noch in Mitteleuropa nur von kleinen Kreisen erkannt wird und sich vor allem die Volkspolitik noch nicht auf sie einzustellen weiß, darum halten wir aus den Lehren der Vergangenheit diesen Alarmruf für kulturpolitisch nötig, auch wenn er manchen Schläfer und ganze Kollegien und Fakultäten peinlich aus dem Schlummer schrecken sollte!

Vor allem aber bedarf es eines Einblicks in das Kraftliniengefüge, den Aufbau der Reserven für kulturpolitische Gegenstöße innerhalb von Volk und Raum der Monsunländer.

a) Das Rassengefüge Monsun-Asiens als politisch-geographisch für die Kulturpolitik erfaßbarer Faktor

Die raumweite und dennoch auf weiten Strecken von unerträglichem Volksdruck erfüllte Nahtstelle der Erde in Monsun-Asien, in der sich zugleich die Kraftfelder des Indischen und Pazifischen Ozeans übereinanderschieben, wo die wichtigsten Wanderstraßen der Erde sich berühren, und wo dennoch im schärfsten kontinental-ozeanischen Gegensatz auf dem südostasiatischen Inselbogen Malaio-Polynesier und Japaner, die meerbedingten, schweifenden Menschen, den starrsten Kastenträgern Indiens und dem Großfamiliensystem im Konfuzianismus Chinas kaum versöhnbar gegenüberstehen: sie muß notwendig eine Fundgrube der Erkenntnis kulturpolitischer Folgen aus dem Rassengefüge eines Erdraumes sein!

Aber diese Erkenntnis steigt zum Teil aus früh getrübten Quellen empor. Denn es ist dabei ein Kräftespiel von Wanderung und Unterwanderung maßgebend, bei welchem den unbefangenen Beobachtern heute noch, wie wohl auch in den fünf einigermaßen überschaubaren Jahrtausenden zuvor, mehr das Werk instinktiven oder bewußten Rassenwillens als die verschmelzende Gewalt des mechanischen Volksdrucks führend scheint. So ist aus seltener, ruhiger Lagerung übereinander und häufigen quertreibenden Umtrieben mit Zwischenschichtung und Verwerfungen das heutige Rassen-

Digitized by Google

schichtungsbild im westlichen Stillen Ozean und nördlichen Indischen Ozean entstanden. Sie müssen gemeinsam betrachtet werden, denn reinlich zu scheiden sind die einzelnen Teile im Rassengefüge längst nicht mehr.

Da aber der Menschheit größte Lebenswerte, Herrschaft und Freiheit, oft weit mehr von dem abhängen, was die Völker von ihrer Rassengeschichte glauben, als von dem, was wirklich davon erweisbar ist, haben wir bei den Quellen durchaus nicht unter Mangel an Fülle zu leiden, wohl aber sehr unter dem der Voraussetzungslosigkeit; das heißt nichts anderes, als daß man im Fernen Osten und Südosten noch viel früher als im Abendland darauf gekommen ist, wie sehr der Rassenglaube als politischer Faktor auswertbar ist. Für die Art, ihn auszuwerten, wie für das Gegenspiel, das darin verwobene Wissen wieder rein darzustellen, gibt es die verschiedensten Methoden. Darunter ist die unfruchtbarste die der rein theoretischen anschauungslosen Beschreibung; sie hat politisch viel Unheil angerichtet.

Auch die allzusehr generalisierende Vereinfachung der Rassentypenbilder der Lexika gehört dahin.

Eine der reinlichsten Anschauungsformen scheint die von dem Australier Griffith Taylor angewandte Darstellung der Rassenstrata zu sein, in die man sich ja nur – ähnlich wie bei einer geologischen Karte mit Profilen – die Verwerfungen, Aufbiegungen, Einschiebungen mit Geduld oder Gewalt (Intrusionen), die Ausbrüche zu lang belasteter und gedrückter Magmen einzutragen braucht, um eine recht brauchbare Analogie zu bekommen, wie jenes Übereinander, Nebeneinander und Durcheinander von frühen und späten, hellen und dunklen Rassen entstanden sein könnte, das heute Monsun-Asien erfüllt.

Aber die Schattenseite ist eben, daß – genau wie bei der Geologie und ihrer Ausdeutung in bezug auf den Aufbau des Lebensraumes – auch sehr viele Interpolationen und Annahmen – ja wegen der größeren Beweglichkeit und geringeren Zuverlässigkeit der Bodenschweifenden noch weit mehr – für das Rassengefüge möglich sind.

Mit viel größerem Anspruch auf Unfehlbarkeit treten die Stammbäume, die Wanderkarten, die Methoden des Übereinanderphotographierens beider und andere Vereinigungsversuche solcher Darstellung auf; und mit noch größerem die Forderungen jener, die im wesentlichen auf dem aufbauen, was sie selber „sehen" können (weil es ihnen in den Kram paßt) und andere nicht. Spenderin der wichtigsten kulturpolitischen Erkenntnisgrundlagen neben den sicheren Aufschlüssen der Lebensräume bleibt die Rassenforschung aber doch; nur muß man sich klar sein, daß bei der Raumausfüllung, wie beim Verfolgen der Herkunft des Rassengefüges

Digitized by Google

im ausgefüllten, namentlich aber im sich erweiternden Raum Wert urteile im Spiel sind.

Solche Werturteile sind am Werk bei den Versuchen der japanischen Anthropologie, Edelrassenherkunft aus der Südsee nachzuweisen, wenn man dorthin wieder erobernd als in die uralte Rassenheimat vordringen will – was etwa beim japanischen Rassenschema von Tsuboi durchschimmert, wenn er 10% nordischer, 30% mongolischer und tungusischer wie südchinesischer und 60% malaio-polynesischer Herkunft in japanischer Blutführung annimmt. Sie verdunkeln die Unterlagen beim Wertstreit zwischen Nord- und Südchinesen, zwischen Kanton-Nanking und Peking (wobei man plötzlich innewurde, daß man darüber nicht nur Tibet und Mongolei, sondern auch die Mandschurei, zugleich mit ihren einst so hochgeschätzten, dann so gescholtenen Herrschaftsträgern losgeworden war). Sie mischen sich ein, wenn sich ein sichtlich mit dunklem Blut und Drawida, mongoloiden oder Pathanzügen zusammenhängender indischer Magnat eine hochrassige Arierabkunft zuschreibt oder endlich ein tapferer Missionar in der „Encyclopaedia Britannica" – allerdings früherer Jahrgänge – einen Südseestammbaum aufbaut, der die schönsten, stiftmäßigen Mythenbildungen westeuropäischer Adelsgeschlechter seit Theodorich, Arnulf von Metz und Reccared dem Frommen schlägt.

Genau wie bei Wunsch und Wirklichkeit der nordischen Rassen und der „Aufnordung", bei Glanz und Verdammung der alpinen im Abendland, prüfe man also noch mehr und mißtrauischer im Morgenland, was ein Buch oder ein Mann eigentlich damit beweisen will, wenn er Rassentheorien aufstellt und dem daraus entstandenen Gefüge nachgeht.

Aber es leuchten daneben doch viel klare Festpunkte aus dem bald licht, bald dunkel durcheinanderlaufenden Gewebe hervor. Einer der reinlichsten darunter ist sicher das Werk unseres zu wenig zur Geltung gekommenen Landsmanns W. Schallmayer: „Vererbung und Auslese", mit seiner Einschränkung der Lehren von Marx und Engels gerade durch die Wissenschaft, auf die sich beide zumeist berufen, die Biologie (S. 219; 269), mit seiner Beleuchtung des Aussterbens von Naturvölkern, nicht zuletzt durch die ihnen geraubte Lebensfreude, seinen ausgezeichneten Untersuchungen über die chinesische Rassenkonstanz, Vitalität und unbewußte wie bewußte Rassenhygiene (S. 282—310).

Allgemein eingeräumt wird wohl überall die Entstehung der Rassen durch räumliche Scheidung in Reservaten (Angaraland, Tarim), die Mischung durch Aufbruch dieser Reservaträume und die Verschleppung an natürlichen Wanderstraßen entlang, die in jener Zeit durchaus nicht ungastlich gewesen zu sein brauchen, weil sie uns heute so anmuten, wie etwa Teile des skythisch-sarmatisch-mongolischen Wandergürtels; oder aber

Digitized by Google

die hemmungsvollen kontinentalen Nord-Süd-Wege, auf denen die Paläoasiaten [vielfach Rassenbasis] dahinzogen; die nassen Fahrstraßen mit Inselstützpunkten, auf denen wasserscheu gewordene Negritos ihre heutigen Siedelungsräume im Innern von Großinseln, in landfernen Inselgruppen früher erreicht haben müssen.

Wo heute noch die Paläoasiaten besonders deutlich im Unterbau zu erkennen sind, wie bei den Ainu in ihren drei Varianten, den Tai, den Miauo-Tse, den Man-Tse, oder wo sich die Negritos erhalten haben, wie in den Wuddah, Semang auf den Andamanen, oder mit mongoloidem Zusatz, wie bei den Senoi, den Mundavölkern, da danken sie es wohl erhaltender Raumgunst.

Wo sie nicht schützend dazwischentrat, schob sich darüber Fermentation von Steppen- und Seenomaden, die oft, je nach der Richtung, zu gegensätzlichen Überschiebungsrichtungen führten, wie sie am klarsten im gegensätzlichen Entwicklungsweg der Chinesen und Japaner offenbar werden.

Freilich ist es stachliches anthropogeographisches wie anthropologisches Dorngestrüpp, in das man hier greifen muß!

Mit unerbittlicher Schärfe stehen sich Lehrmeinungen, namentlich linguistische und speziell indologische, japanologische, sinologische gegenüber. Heute noch tobt der Streit zwischen Anhängern der einzelnen Schulen über die Herkunft der Chinesen und scheidet feindliche Lager. In solchen stehen die Vertreter der großartigen Vision von Richthofen über ihre Herabwanderung auf den alten späteren Seidenstraßen vom Osthang des Hochlandes von Pamir, von dem sie als uralten Gemeinbesitz von West und Ost Weizen und Hirse mitbrachten, und über die Reichsbildungen im Weihotal hwanghoabwärts verfrachteten; die Anhänger der Lehre von autochthoner Entstehung der chinesischen Kultur in Nordchina am Hwangho und Wei nach Otte und Wegener u. a.; und die Vorkämpfer der Südchinatheorie von Forke, die den Reis als Frühbesitz annimmt, der nach anderen erst von Bergstämmen des Südens übernommen sein soll.

Welche Schwankungen erfuhr die anthropologische Behandlung der Japaner, die man erst mit den Chinesen zur „mongolischen Rasse" zusammenwarf! – sehr gegen beider Völker Meinung von sich selbst, ihrem Wunsch und Willen! Dabei mußte das Abendland beiden wesentliche Züge ihrer Geschichte verdunkeln, weil man ihren Werdegang nicht kannte, indem man ihre staatslegendäre und ihre erweisbare Chronologie bald zeitlich auseinanderzog, bald zusammenschob wie eine Ziehharmonika, bis man endlich für die Japaner auf die subtilen, wirklichen Mischungsverhältnisse kam und sich nicht erklären konnte, weshalb trotzdem die Inselleute auf so viele einen so einheitlichen Eindruck gemacht hatten.

Digitized by Google

Er war tatsächlich das Ergebnis eines letzten eigenartigen Einschmelzungsvorgangs, jenes seltsamen Retortenexperiments des Abschlusses von 2½ Jahrhunderten, der 1600 begann, 1636 den Höhepunkt erreichte und 1854 endete. Die „Trägestauung", der Stillstand des Bevölkerungszuwachses, wurde dann von einer erstaunlichen Volksvermehrung abgelöst.

Aber welche seltsamen Deutungen hat sich dieser Versuch nicht gefallen lassen müssen, im Inland selbst durch Beobachter von solchem Rang wie Kume, Tsuboi u. a., vom Ausland her durch solche, wie Baelz die den besten Willen und unvergleichliche Möglichkeiten hatten, dem Vorgang an den Puls zu fühlen!

Was sind überhaupt „Mongolen?" Scharf stehen sich Kenner, wie der kluge Pädagoge Sawayanagi, der erfahrene Beobachter Griffith, die Lehrmeinungen, wie sie etwa auf den panpazifischen Kongressen über die Rassenfrage aufeinanderplatzen, die drei grundverschiedenen deutschen Ansichten über den Ursprung der Chinesen gegenüber! Gewiß versuch- z. B. Griffith Taylor in seinem Buch „Environment and Race" Ausgleichs- und Anpassungsmöglichkeiten zu zeigen und ihnen zu dienen. Aber die Wandersperre Australiens verhält sich in der Praxis solchen Lehren gegenüber ablehnend, während die Commonwealth doch sonst, etwa als sie ihren natürlichen, politischen Schwerpunkt in Canberra suchte, auf ihren führenden Anthropogeographen gehört hat. Aber die gewaltige Bedeutung der Rassenpolitik im Dienste der Kultur, Macht und Wirtschaft ist eben gerade an der Naht zwischen Indischem und Pazifischem Ozean, im Volksgedränge der Monsunländer den menschenarmen, raumweiten Nachbargebieten viel zu deutlich geworden, als daß man rein voraussetzungslos der wissenschaftlichen Wahrheit nachgehen könnte. Zu deutlich offenbarte sich erst zwischen 1911 und 1925 der Rassenstolz Monsun-Asiens in der chinesischen Sun-Yat-Sen-Bewegung, die wie eine Stichflamme über den chinesischen Kulturboden hinweg fuhr, und in dem indischen Anspruch, Indien selbst zu beherrschen und wirtschaftlich sich selbst genügen zu lassen (Swaraj und swadeshi) – bei allem scheinbaren Nichtwiderstand auch in ihrer politischen und wirtschaftlichen Macht –, als daß nicht alle Anlieger hellhörig werden mußten.

Schließlich war es doch der Weltmachtaufstieg Japans, der – als schärfster Rückschlag gegen die scheinbar unaufhaltsame, auch rassenmäßige Europäisierung der Erde – wie eine Fanfare die schlummernden Gegenkräfte aufgeschreckt hatte.

Aber seltsam ist es, daß eben erst das Hervortreten im Wettbewerb um Macht und Wirtschaft die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf eines der bemerkenswertesten rassenwissenschaftlichen und rassenpolitischen

Digitized by Google

Experimente gelenkt hatte: die japanische Bevölkerungsverdoppelung von 30 auf 70 Millionen innerhalb eines Menschenalters, nach einem Jahrhundert vollkommener Trägestauung. Sie war freilich rassenpolitisch um den teuren Preis der Industrialisierung und Rassenverschlechterung erkauft, genau so, wie sich die Reichsentwicklung zum größeren Japan auch um den Preis der gestörten Rasseneinheit der vordem ineinander geschmolzenen Rassenströme vollzog, z. B. durch Hereinnehmen der Koreaner, der Formosa-Chinesen u. a.

Noch 1895 konnte Japan im Sinne der strengsten Rassentheoretiker als in seiner Art rassenrein gelten. 1895 erst traten fremde Bestandteile in nennenswertem Umfang hinzu, wenn auch aus verwandten Rassen, die der ursprünglichen Rassenbildung nahegestanden hatten. 1920 umfaßte das Reich 77 Millionen (1938: 103) mit 17 Millionen (1936: 30) wenn auch verwandter Fremdrassen; 1930 über 90 Millionen mit über 24 Millionen fremder Rassenbestandteile. In der Mandschurei aber stecken neben 240000 bis 250000 Japanern schon mindestens 760000 bis 800000 Koreaner, die als japanische Staatsangehörige erfaßt werden, wahrscheinlich wenigstens 1½ Millionen koreanischen Blutes; und unter den 37 Millionen des für den japanischen Machtbereich beanspruchten „Mandschukuo" (einschließlich Jehol) sind mindestens 80—90% rein chinesischer Blutführung, in denen die Mandschureste von höchstens 6 Millionen um die Jahrhundertwende, die anderen Nomadenzusätze schnell aufgesogen werden, was die ungeheuere Einschmelzungsfähigkeit und überlegene Zähigkeit des chinesischen Volkskörpers gegenüber allen fremden Rassen erweist. Nun stehen sich die beiden ostasiatischen Altkulturvölker in direktem Kampf gegenüber, den sie solange vermieden haben! Geht Ostasien die Rassenkampfwege Indiens, oder schwingt es auf die alte Tradition zurück? Das ist rassenwirtschaftlich wie kulturpolitisch eine der größten Fragen des 20. Jahrhunderts.

b) Wie sieht die pazifische Spannung im japanischen Lichte aus?

Klar und scharf hatte man in Japan erkannt, daß zwischen 1934 und 1940 das Inselreich einige der gefährlichsten Hakenschläge gegen steifen Nordost und Nordwest würde aufkreuzen müssen, bei jäh wechselnder Gezeitenspannung an der chinesischen und südostasiatischen Küste, mit sicheren Gegenspielern und unsicheren Partnern, unter denen sich zuletzt Deutsche und Italiener als sichere herausstellten und bewährten.

Daher die innere Verfestigung um jeden Preis, die Ausschaltung einzelner Persönlichkeiten aus dem auswärtigen Dienst, die nicht dem vollen Druck der hochgespannten Lage gewachsen schienen, die ungeheure Macht-

Digitized by Google

verstärkung der Wehrdienste durch äußerlich unauffällige staatsrechtliche und Personenverschiebungen, die Wiedereinrichtung der 21 Divisionen 1., 2. und 3. Linie, die Abneigung, auf Abrüstungsvorschläge einzugehen, von deren innerer Unehrlichkeit man von vornherein überzeugt war.

So entstand durch die Aufrichtung einer „unabhängigen" inneren Westmongolei ein Bollwerk leidlich haltbarer Staaten zwischen dem innerchinesischen Chaos und dem Sowjetbunde, ein Bollwerk auch in Nordchina, in dem die Mehrheit der Japaner nach wie vor eine unentbehrliche Rückendeckung festlandwärts, eine Versicherung gegen Einkreisung und Erdrückung des allzu schmalen Inselbogenkörpers sieht und dafür eben die nötigen Opfer bringt. Der Aufbau von Mandschukuo war ein Anfang dazu. Man weist vielfach befriedigt auf die Ordnungsleistung hin, die sich allein darin zeige, daß es gelungen sei, die japanischen Truppen aus Mandschukuo bis auf eine Truppenstärke von etwa der halben damaligen deutschen Reichswehr zurückzuführen. Gewiß meint man, daß die Befriedung von 1¼ Million Quadratkilometern mit etwa 37 Millionen Bewohnern nach so bewegten Schicksalen nicht innerhalb weniger Jahre vollkommen gelingen könne. Aber einen Anfangserfolg sah man allein in dieser Tatsache der Truppenverminderung auf dem Festland, die freilich von kurzer Dauer war. Daß die neu begründeten Staaten geraume Zeit nicht ohne ein – allerdings nach Möglichkeit unsichtbares – japanisches Stahlgerüst bestehen können, darüber war man sich im Inselreich klar. Aber man glaubte nur die Wahl zwischen einem japanischen, einem Sowjetgerüst oder einem lebensgefährlichen Fortdauern des außenchinesischen Durcheinanders mit Völkerbundsberichten darüber zu haben.

In der russisch-U.-S.-amerikanischen Verständigung durch die Amerikareise Litwinows glaubte man nicht, wie ihre Urheber und ein Teil der kleineuropäischen Presse verkündeten, ein Unterpfand mehr für die Dauer des Weltfriedens sehen zu dürfen, sondern man sah auch die andere, dunklere Seite dieses Lichtbildes; man erinnerte sich, daß der gefährlichste und tückischste Vertrag des Fernen Ostens, oder vielmehr die Reihe von Abmachungen, die sich um das Li-Lobanow-Abkommen von 1898 gruppierten, erst 24 Jahre nachher in Washington in ihrer vollen Tragweite an das Licht der Weltöffentlichkeit gezogen werden konnte. Aus diesen Besprechungen aber entstand tatsächlich alles Ungemach für den Weltfrieden, das sich seit dem Abschluß des Chinesisch-Japanischen Krieges und dem Namen Shimonoseki an den Namen Mandschukuo knüpft.

Es ist kein gutes Vorzeichen, daß gerade diese Erinnerung vor dem Ausbruch von 1937 in der Fernostpresse fortwährend hervorgeholt wurde.

Das Mißtrauen wird noch vertieft durch die Fortdauer der Rassenablehnung in den Vereinigten Staaten und das Gefühl des Mißlingens eines

Digitized by Google

Aufklärungsfeldzuges dort (dessen Opfer Botschafter Debuchi geworden sein mag). Darin wurzelt auch der Vorstoß, die Partner von Washington zum Farbebekennen zu zwingen durch den Vorschlag, die Truppen beiderseits von der Mandschukuogrenze zurückzuziehen. Der Vorschlag war an sich vom Standpunkte der Erhaltung des Friedens höchst begrüßenswert, denn eine unbesonnene Handlung an dieser reibungsreichen Grenze vermöchte entweder die Sowjetbünde oder Mandschukuo, die innere Mongolei und das dahinterstehende Japan über die gemessene Haltung des Augenblicks hinaus in diplomatische Übersteigerungen fortzureißen, aus denen selbsttätig größere Verwicklungen entstehen könnten, als beide Teile wünschen. Ähnliches ist doch an der Marco-Polo-Brücke eingetreten. Diese Lage wird nicht erleichtert durch die Tatsache, daß die sowjetisierte äußere Mongolei, mit dem Sturmvogel Borodin als Organisator, unter militärischem Überdruck zittert, mit dem Aufgebot etwa der doppelten Reitermasse des heutigen Mitteleuropa aus einer Bevölkerung von wenig über 1 Million und mit russischen motorisierten Truppenverbänden.

Das sind wehrpolitische Spannungs- und Druckzustände, die nicht auf lange Zeiträume ertragen werden können, namentlich wenn man an der ganzen großasiatischen Vorderfront der Sowjetbünde mit über 8000 km Ausdehnung, von Japan aus gesehen, kaum eine Stelle weiß, an der nicht Brennstoff gehäuft ist und zündwillige Hände mit den Leitfeuerbahnen dazu spielen.

Auf der anderen Seite ist man sich in Japan durchaus bewußt, daß der Einbruch in den indischen, wie namentlich in den südamerikanischen Markt, von beiden angelsächsischen Großmächten als „Dumping" bewertet, Widerstände geweckt hat, die sich so bald nicht wieder legen werden, denen man aber, ähnlich wie Mussolini, bei verwandten Zuständen begegnete und fast mit dem gleichen Wortlaut gegenübertritt: auch Japan sei eine überladene, überfüllte Bombe, die von allen Seiten eingepreßt, politisch und wirtschaftlich unter ungeschickter Berührung oder gar auf Anstoß explodieren werde. Man betonte namentlich, daß gerade USA., beständig mit der Formel: „Offene Tür und gleiche Gelegenheit für alle" reisend, beides aber zu Hause nicht anwendend, kaum seine Rechnung bei einer Zerstörung des ostasiatischen Marktes und einem Verlust seiner Guthaben finden werde, die bei einem westpazifischen Kriege unvermeidlich seien. Weit eher traut man den Sowjets zu, daß sie mit einer solchen Weltverwicklung und den dabei zu führenden revolutionären Schlägen ihr Auskommen suchen könnten. Aber man vermutet, daß wohl beide großräumigen Partner am liebsten sähen, wenn der andere in die ostasiatischen Dornen griffe, während aber keiner selbst zu diesem Wagnis bereit sei.

Digitized by Google

Sehr deutlich hat man jedenfalls vom Außenamt „Gaimucho" aus damals betont, daß der nach den USA. abreisende Sowjetbotschafter Japan viel zu gut kenne, um zu glauben, es würde ruhig zusehen, daß Nordsachalin in U.-S.-amerikanischer Pacht in einen Angriffstützpunkt gegen japanische Industriegebiete verwandelt würde und den Besuch eines U.-S.-amerikanischen Geschwaders in dem als Wehrhafen verwahrlosten, aber als Flugstützpunkt immer noch furchtbaren Wladiwostok hinnähme. Diese bestimmte Warnung war vom Sprecher des Außenamts ausgegangen. Sie verträgt sich mit einer vor Jahren in USA. veröffentlichten Notiz, daß die japanische Seemacht das unerbetene Auftreten stärkerer ortsfremder Flottenstreitkräfte in der inneren japanischen Seewehrzone als unfreundliche Haltung auffassen müsse. Diese innere Seewehrzone legt sich um den Inselbogen selbst und seine südliche Fortsetzung bis zur Formosastraße. Die Japansee ist darin eingeschlossen; Wladiwostok, damals noch vertragsgemäß entwehrt, darin verkapselt. Sie mag seit 1939 weit über Hainan nach Süden reichen, zunächst bis zu den Shin Nan Gun To.

Deutschland brachte man seit seiner nationalen Erneuerung ein zunehmend freundlicheres Verständnis entgegen. Schwierigkeiten könnten nur durch Mangel an kulturpolitischem und rassenpolitischem Takt und Fingerspitzengefühl in der Behandlung einer darin außerordentlich empfindlichen Edelrasse von fast zweieinhalb Jahrtausende langer Hochzüchtung entstehen. In dieser Richtung haben der Gedankenaustausch zwischen den Botschaftern Nagai und Vorretzsch bei der Eröffnung der unmittelbaren Fernverbindung, dann Reden der Minister Generalfeldmarschall Göring und Frick sehr günstig gewirkt. Fast mit leiser Überlegenheit wurde darauf hingewiesen, daß doch auch Mitteleuropa Familien mit Stammbäumen bis auf 660 v. Chr. nicht in solcher Überzahl besitze, und daß ein Land, das in zweieinhalb Jahrtausenden kein Feind betreten habe, manche Schätze der Überlieferung zu wahren wisse. Hier also wächst im Fernen Osten ein rassenwissenschaftliches „Kräutchen Rühr mich nicht an", das in Japan fast noch mehr als in dem gleichfalls sehr empfindlichen, aber nach außen minder wehrkräftigen China geschont werden müßte.

In der aufgebauschten Frage der Befestigung von Seestützpunkten in dem bis 1936 für weiteren Ausbau verbotenen Seeraum konnte die japanische Regierung darauf hinweisen, daß nur schon vorhandene alte Befestigungen auf der Boninselreihe bautechnisch erhalten worden seien. Solche Stützpunkte sind ja, wenn gut vermessen, innerhalb kurzer Zeit zu schaffen. Eine so umsichtige Regierung wie die japanische setzt sich deshalb keinen völkerrechtlichen Rückzügen aus. Wohl aber ist der Gedanke der Internierung von 30000 bis 60000 unruhigen Köpfen, „Trägern gefährlicher Gedanken", auf einer bisher unbewohnten Insel als inner-

Digitized by Google

staatliche Vorbeugungsmaßregel ernst zu nehmen. Denn der soziale Druck des übervölkerten Reiches erreicht volkspolitisch, auf tragfähiges Fruchtland umgeschlagen, die Volksdruckzahl von 970 Menschen auf den Quadratkilometer.

Es ist begreiflich, daß man die viel zu hoch auf schmalem Grunde aufgetürmte Wirtschaft übervölkerter Kernlandschaften mit dicht geballten Großsiedelungen (Kwanto und Kamigata mit je 5—6 Millionen Menschen!) nicht überraschenden Flugangriffen weiträumiger, in ihren Zentren unerreichbarer Nachbarmächte aussetzen kann und deshalb in aller Hast den Luftschutz verstärkt, aber auch gewiß – als beste Parade – den ersten Hieb naturgemäß auf das hochempfindliche Wladiwostok führen würde.

Mit China wird immer wieder eine Verständigung gesucht, freilich unter Führungsansprüchen, so ungewiß deren Aussichten noch 1939 erscheinen mochten. Ausgezeichnet unterrichtet über die inneren Zustände, wie es das Inselreich ist, vermochte es aber von 1932—37 keine festen Ansatzpunkte für eine solche Politik zu finden, der als Zwischenspiel erst wieder der Aufstand in Fukien weiterhin Boden entzogen hatte; denn hier, an der Formosastraße, ist man unmittelbar volks- und wehrpolitisch und wirtschaftlich hoch empfindlich. Hier liegt die Schwelle des unberührbaren inneren Seewehrraumes, wenn er auch 1939 über Hainan zu den Shin-nan-to (Sprathey-Inseln) erweitert ist.

Eine weitverbreitete, plakatartige chinesische Propagandakarte, die höchst anschaulich die wirklichen Zustände im Fernen Osten vor 1937 zu zeigen versuchte, mit ihrer chinesisch-japanischen Spannung im Sowjetstil, aber mit ostasiatischer Zeichenkunst auf chinesische Augenkultur begründet, wurde von Japan aus als bester Beweis für die Unfähigkeit des chinesischen Volksbodens zu wirklicher Selbstbestimmung bezeichnet und verbreitet, als eine Begründung mehr für die Notwendigkeit der Neuordnung in Mandschukuo und der inneren Mongolei, und nötigenfalls darüber hinaus in chinesischem Altkulturgebiet. So verschieden stand die Seelenstimmung und Grundhaltung beider Völker dem gleichen Blatt gegenüber!

Die gegenseitige Bekämpfung beider ostasiatischen Kulturvölker mit Wort, Schrift, Drucksachen und Karten hat ein zum Teil wertvolles Schrifttum zutage gefördert und die alte Erkenntnis neu bekräftigt, daß politische Verwicklungen wehrgeopolitische und wirtschaftsgeographische Einsichten in die von ihnen betroffenen Erdräume fördern, wenn auch gewiß nicht die Glückszustände ihrer Bewohner.

Man fühlt sich auch in Japan mit schwerer Zukunftsverantwortung belastet, vor folgenschweren Entscheidungen, gefaßt in dem Bewußtsein, das größtmögliche Glück der größtmöglichen Zahl vor einer heroischen Anspannung der Nation auf lange Zeit zurücktreten lassen zu müssen.

Digitized by Google

Wie verhält sich nun zu dieser binnenbürtigen Dynamik das Raumgefüge des Fernen Ostens als kulturpolitisches Gerüst?

c) Länderfragen in Ostasien und ihre Lehren für Europa

Die Strafwürdigkeit politisch-geographischer wie geopolitischer Unwissenheit hat (im Band XII des Geogr. Journ. d. Roy. Soc.) Sir Thomas Holdich, einer der erfahrensten und klügsten Reichsbaumeister und Grenzenschöpfer des Britenreiches, auf eine klassische, nie mehr zu übersehende oder zu vertuschende Formel gebracht! In einem Aufsatz „Über den Nutzen praktischer Erdkunde, illustriert durch neuere Grenzoperationen", in bitterbösem Zorn über seine Reichsregierung, prägte er das Wort von den „absolut unermeßlichen Kosten geographischer Unwissenheit" (the absolutely unmeasurable costs of geographical ignorance). Er soll damals schon damit auf Lloyd George gezielt haben.

Um so größer war das Verdienst einer für das Weltbild der Mitteleuropäer so wichtigen Organisation, wie des „Verbandes für den Fernen Osten", die Gelegenheit wahrzunehmen, durch Behandlung der Länderfrage in Ostasien in die Wälle geographischer Unwissenheit Breschen zu schlagen! Das war freilich, an das Axiom von Holdich anknüpfend, vielleicht am meisten nötig in Grenzfragen, wofür uns die Kostennachweise der Unwissenheit auf den Nägeln brennen. Aber auch die Leitfragen der Innenstruktur, vor allem eben die weltumspannende Sorge der Länderfrage, gibt uns reichlichen Anlaß, rings um die Erde schon vorhandene Vorbilder, durchgekostete Experimente (Versuchsergebnisse) mit Lösungen der Länderfrage nachzuprüfen. Solche Vorbilder, die nicht wie die der eigenen Umwelt mit Ressentiment belastet sind, können uns Fingerzeige geben, wie man unnötigen Schaden meiden kann, den andere schon vor uns ausgekostet haben.

Wer nur aufs Geratewohl die beste Literatur ergreift, die in den Zeiten des Zweifels über die Länderfrage Deutschlands in Mitteleuropa erschienen ist, der wird aber erkennen, daß kaum in einer anderen die Meinung der Wissenden so zerfahren ist wie eben in dieser Frage! Drygalskis vornehme akademische Rede über „Raum und Glieder des Reichs", das dreibändige Sammelwerk von Harms, mit so vielen Vorträgen über Reich und Länder, sie alle zeigen, wie wir darin noch tasten! Dürfen wir da auf die monumental in den Raum hineingeschriebene viertausendjährige Erfahrung des Fernen Ostens mit dem gleichen Problem leichtsinnig verzichten?

Reinliche Scheidungen begegnen uns vorweg als erster Vorzug der Länderfrage in Ostasien! Denn eine naturwissenschaftlich objektive Be-

Digitized by Google

trachtung dieses Problems in seinen möglichen, experimentell bewährten Lösungen wird ja in Ostasien gegenüber Mitteleuropa dadurch ungeheuer erleichtert, daß eine ganz anders reinliche Scheidung der geographischen Leitmotive möglich ist. Die unruhige Zerrung zwischen ozeanischen und kontinentalen Motiven in demselben Raume, der bei uns an sich so reizvolle Wechsel in den Leitkategorien ganz ungleichmäßig gebauter Länder wie Gaue fällt bei den ostasiatischen Großformen fast ganz weg!

China hat sich in seiner Länderfrage und Raumstruktur vorwiegend kontinental, Japan hingegen ozeanisch entwickelt; dort herrscht das potamische, hier das litorale Leitmotiv, wie Ratzel wohl sagen würde. Auch die Angleichung in die reinen, absoluten Raumgrößen der einzelnen Teilräume stuft sich deshalb ganz anders harmonisch ab! Wie sehr wird allein das trennende und doch verbindende Motiv des ostasiatischen Küstenmeerkorridors anerkannt, der als Schranke vom Tatarengolf, durch Japansee, Tsushimastraße, Gelbes Meer, Formosastraße, Südchinesisches Meer, Australasiatisches Mittelmeer – im großen ganzen durch vier Jahrtausende recht intensiver Kulturberührung wehrpolitisch geachtet wurde.

Wir haben also in den Fragen des Verhältnisses von Zentralismus und Selbstverwaltung, von Föderalismus und Reichsgewalt, der Reichs- oder Länderentwicklung in Ostasien eine wahre Fundgrube billiger, auf fremde, zum Teil sehr hohe Kosten gemachte Erfahrung; es bedeutet geradezu ein Wegwerfen, wenn man sie neben den selbstverständlich notwendigen eingehenden Forschungen auf dem eigenen Boden nicht auch mit zu Rate zieht, was ohne politische Leidenschaft möglich ist.

Freilich werden wir niemals ein solches Ausschalten politischer Leidenschaft erleben, wie es etwa in dem chinesischen Spruch zutage tritt, mit dem mir einmal ein chinesischer Staatsforscher die Frage zu erklären suchte: wie das ewige Pendeln zwischen Zentralismus und Regionalismus in der chinesischen Reichsgeschichte zu erklären sei, wie die drei Fünftel der geschichtlichen Zeit als Reich, zwei Fünftel getrennt durchlebt wurden: „Lang getrennt – gehen wir zusammen; lang beisammen – trennen wir uns leicht!" – So einfach ist es ja in der chinesischen Praxis doch auch durchaus nicht abgegangen, wenn auch die großen Länder sehr konstant sind. Aber es beweist zum mindensten, daß man sich eines ganz erheblichen Schatzes an Erfahrungen mit der Länderfrage bewußt ist! Freilich hat auch China seine Periode der „Kämpfenden Reiche" gehabt; Japan hat wilde und blutige Kriege innerhalb seiner Feudalgliederung geführt, wenn es auch von außen her niemals erfolgreich von einem Feinde betreten wurde – im Gegensatz zu seinem so oft von Invasionen durchstampften chinesischen Nachbar. Aber auch dieser Nachbar, so schwere Schäden

Digitized by Google

sein Kulturgebäude erfuhr, ist nie wesentlich in seinem Länderaufbau zerstört, in seiner ganz ungewöhnlichen Einschmelzungsfähigkeit fremder Rassen wie Randvölker beeinträchtigt worden! In diesem Sinne konnte Yüan Shi Kai bei der Erwähnung der völlig aufgesogenen jüdischen Kolonien in China mit Recht wie mit Stolz sagen: „China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich hinein ergießen."

Nur örtliche Unterschiede der Großgliederung machen sich zunächst dabei geltend. Schon die Fähigkeit der Sättigung mit Salz besaßen die einzelnen Länder der achtzehn Provinzen, mehr noch der drei östlichen (Mandschurei) und Außenländer doch in einem sehr verschiedenen Grade! Sie war am stärksten in den Stammländern beiderseits des Hwangho; schon abgestuft, mit starkem Südeinschlag, in den Yangtsestufenländern; und sie ist heute noch im Endergebnis recht unsicher in dem „breiten Osten und Westen" (Kwang-Tung und Kwang-Si) der südlichen Kolonialllandschaften, im Land des „Wolkigen Südens" (Yünnan), mit der islamischen Einsprenkelung, und im Wilden Westen, im „Vierstromland" (Szechwan). Hier wären – auch bei sonstigen Ähnlichkeiten – noch Entwicklungen möglich, wie in Böhmen, das – als einer der einheitlichsten Lebensteilräume der Erde – von zwei, sich leider gründlich mißverstehenden Völkern bewohnt wird!

Mit diesem Streifblick auf die Großgliederung der chinesischen politischen Landschaft ist aber schon eines ihrer Leitmotive berührt, das die Untergliederung weithin beherrscht: der hohe Grad von nüchterner, geographischer Rationalisierung, bewußtem Ausnützen geographischer Kategorien im Länderaufbau, der sich selbst in der Namengebung deutsch ausspricht: die Anpassung des Länderbaues an Hydrographie (Wasserführung) und Orographie (Höhenformen).

Die einfachen und klaren, dem Gedächtnis leicht für immer einzuprägenden Grundlinien der Großgliederung sind für die altchinesischen Landschaften und die sich ihnen rasch angliedernde Mandschurei die vier Stromsysteme: potamisches Motiv des Amur mit dem mandschurischen Dreistromproblem (das so sehr dem mitteleuropäischen ähnelt, wie es Kjellén dargestellt hat); des Hwangho und der kleineren Zuflüsse der nördlichen Lößebene; des Yangtse und seiner Talstufenlandschaft mit ihren Stauseen; des „Kwangtung"-(Westfluß-)Systems mit seinen breiten Kolonisationsflächen und der meridionalen Stromfurchen, mit der Mekongrinne als wichtigster.

Ergänzend treten die zwei kreuzförmig über dem weiten Raum liegenden orographischen Linien dazu: das Längsrückgrat, das die Hwangho- und Yangtseländer scheidet, und der Zerrungsrand, der, mit Nord-Süd-Richtung das mehr gebirgige Land vom flacheren Lößgebiet trennt. Er

Digitized by Google

wird an den „Pässen (shên) vom Hwangho, dem „Kummer Chinas", durchbrochen, wo sich aus dem ältesten, kulturgeschichtlich hervortretenden Reichskernland „westlich der Pässe" (Schensi), am Weifluß, die erste große Reichsverbreiterung in die Ebene hinausdehnt, in das Land „östlich der Berge" (Schantung), zum Unterschied vom Land „westlich

Karte 16. China und seine Außenländer.
größter Machtbereich unter der Tatsing-Dynastie.

der Berge" (Schansi), als welches sich die heutige Hauptkohlenlandschaft des Nordens von den tieferen Lößgebieten abhebt. Die Hwanghostromrinne selbst scheidet Ho-Nan (südlich des Flusses) vom heutigen Ho-Pe (nördlich des Flusses, Flußnord), der früheren Reichshauptstadtlandschaft Chili, die nunmehr in das rationalistische Ländersystem „einrangiert" wurde.

Digitized by Google

Ebenso rationalistisch gibt es nördlich der wichtigen Stauseen des Yangtse ein Land „nördlich des Sees" (Hu-pe, Seenord) und ein Land „südlich des Sees" (Hu-nan), ein Land der großen „Flußkrümme" (Chekiang); von ihm aus schiebt sich ein Küstenkolonialstreif als „Fukien" (die glückliche Niederlassung) vor; gleichläufig im Binnenland die Durchgangs-, Paß- und Kampfländer Kiangsi und Hunan: drei Arme nach Süden! Wir können fast sämtliche Ländernamen Chinas auf einfache Realisierungen geographischer Leitformen zurückführen, in einem Grade, in dem es in Mitteleuropa nur selten möglich ist (etwa bei der obersten Stufenlandschaft der Donau nach ihrem Juraaustritt in Altbayern, in Böhmen, im Lande Salzburg, häufiger in Gauen wie in Glarus als dem Gau der Linth, im bayerischen Huosigau der Ammer und des Ammersees, in Südtirol, in Wetterau und Rheingau).

Finden wir in China das Aufreihen (von der Straßenkolonisation her), die Orientierung der Länder an der Stromrinne, als das stärkste Ländereinteilungsmotiv, so ist es in Japan – dessen schlankgestreckter Inselbogenbau ja keine großen Stromentwicklungen kennt – die Küstenstraße, an der sich die großräumigen Zusammenfassungen seiner vorwiegend aus Flußeinzugsgebieten, Talschaften gebildeten Gaue entwickeln. Uralt ist die Einteilung nach diesen ursprünglich auf den natürlichen Dünendämmen laufenden Reichsstraßen, Richtungen (Dô), die instinktiv der auffälligen Längenentwicklung auch in der Untereinteilung Rechnung tragen. Sie lag einem Seevolk im Blut, das sich aus Stammeswanderungen kühner Seegefolgschaften zuerst sein meerumspannendes Reich um die Inlandsee aufgebaut hatte, an den Küsten entlang vorstieß, und heute noch den Reichsgründungstag im Februar, als Jahrtag seit 660 v. Chr. her, der Landnahme durch einen Seegefolgschaftsführer des Clans der Sonnengöttin, Jimmu Tenno, feiert.

Litoral – „nach dem Gesetz, nach dem sie angetreten" – gliedert sich also – nur mit langsamer Vergrößerung der Teilräume, je weiter sie nach Norden und festlandwärts vorstieß – die japanische Macht in verwandte Gaugrößen mit anderen Inselreichen. Jene fügten sich, wie Japan auch, einem Gesetz von der Verkleinerung der Lebensformen in Inseln, das Peschel besonders reizvoll nachgewiesen hat. So sehen wir – wie vom Rhein gegen den Osten Europas zu übrigens auch – die Erscheinung der wachsenden Provinzialgrößen nach dem größten zusammenhängenden Festlandraum, dem „Geographical pivot of history" zu, wie Mackinder den zentralen Steppenstaat der Alten Welt nannte. Genau wie von den Stammlandschaften des alten Deutschen Reiches, durch die östlichen Kolonialmächte Österreich und Preußen, Polen bis Rußland die Teilräume, die „Länder", immer raumweiter und größer wurden, zeigt sich die gleiche

Digitized by Google

Erscheinung stufenweiser Provinzialraumvergrößerung, steigender Gauweiten, auch von den Zerrungsbögen Ostasiens über einen nach dem anderen der Zerrungsränder hinweg: von Japans „Kuni" zu den größeren koreanischen Provinzen, von hier zu den chinesischen Stammländern, endlich den Außenländern, werden die Verwaltungslandschaften, die Teilzellen größer und größer. Die Ahnung weltumspannender Gesetzmäßigkeiten drängt sich auf und damit der Eindruck, daß die Länderentwicklung erst zu Gesetzmäßigkeit und Ruhe kommt, wenn sie solche achtet!

Die erstaunliche Sicherheit aber, mit der die großen chinesischen Länder und ihr Sozialgefüge den jähen Machtumschwüngen und Zusammenbrüchen des Reiches gegenüberstehen, ihre Standfestigkeit auch im Bürgerkrieg – trotz allem Elend –, die Anpassungsfähigkeit, mit der die japanischen Feudalgaue ohne wesentliche Umzugsveränderungen den Weg zur Präfektur, zum Ken und Fu des modernen Kaiserreiches fanden, ohne daß eigentlich im einzelnen eine Länderfrage störend auftauchte – dies alles scheint uns eben doch in den um fast zwei Jahrtausende älteren Erfahrungen Ostasiens in der Länderfrage begründet zu sein. Hier liegt der letzte Grund einer Standfestigkeit, die willkürlich zerrissene, neu zusammengefügte politische Teilräume bei Mißachtung der natürlichen Landschaftseinheiten eben nicht haben!

Freilich hat man viel früher als bei uns in Ostasien der Zerreißung natürlicher Ländereinheiten, gar dem Versuch, auf dem Wege der Erblichkeit des Lehensgedankens landschaftlich sinnlose Erbteilungen vorzunehmen, entschlossener widerstanden. Der ursprüngliche Sinn des Lehensgedankens im Feudalstaat war doch, daß der stärkste und vertrauenswürdigste Mann im Dienste einer bestimmten natürlichen Landschaft und der in ihr zusammengefaßten Bewohner deren Wehrorganisation übernahm, und daß die Teilräume, Länder, Gaue, dann überprovinzial durch das Reich zusammengefaßt wurden. Diesen Sinn hat der Feudalgedanke in Japan gegenüber dem Länder- und Gaugefüge nie verloren; und nur dadurch war es möglich, daß von 278 Feudalherren 1868 nur 17 sich der freiwilligen Rückgabe ihrer Treupfänder an den Staat versagten, und auch diese nur infolge einer durch das Reichsmarschallamt der Tokugawa eingeschobenen Zwischenverpflichtung, der sie vor allem Treue zu schulden glaubten.

Bei uns ging diese Grundlinie des Feudalgedankens gegenüber der zusammenfassenden Reichsgewalt im Laufe der Erblichkeit der Lehen, auch im Verhältnis zu einer Möglichkeit des Zerreißens völkischer Naturgebiete zu feudalen Kleinerbstücken und Flurzersplitterungen, fast vollständig verloren. Vielleicht gibt es hauptsächlich deshalb in Japan noch die Vorstellung einer zweitausendsechshundertjährigen Dynastie, einer

Digitized by Google

unzerstörbaren Gau- und Volksgliederung und dennoch das dem Klassenkampf so abträgliche Dôbô (Geschwistergefühl) innerhalb der zum Reich zur Volksgemeinschaft gewordenen Stammesgefolgschaft! Darin liegt eine starke Verankerung des japanischen Verständnisses der höchsten Ziele der nationalsozialistischen Bewegung.

Allein diese geschichtlich leicht zu erweisende Betrachtung, zu der ich eine Menge Einzelstoff aus japanischen fürstlichen Familienchroniken anführen könnte, so Strafversetzungen aus großen in kleine Lehen, Sonderstellungen geschichtlich besonders verdienter Landschaften (Satsuma, Date, später Choshu und Satsuma), zeigt, welche große Bedeutung für die Haltbarkeit und Dauer des Staatsgefüges eine richtige naturgemäße Ländergliederung haben kann! Die Schlußfolgerung für die großdeutsche Reichsgliederung und Gaubildung liegt auf der Hand.

Es tritt klarer zutage in der evolutionären japanischen Geschichte; aber es ist auch erweislich in der staatsphilosophisch-prinzipiell revolutionären chinesischen Geschichte, die sehr früh das Gottesurteil verlorenen Volksglücks als Berechtigung anzurufen pflegte, um „Ko Ming", d. h. Mandatswechsel der Dynastie herbeizuführen.

Bis sich das vollzog, führten die Länder oft lange ein Sonderleben; das Reich fiel in einen nördlichen und südlichen Teil auseinander, große Teilräume, wie zeitweise die Mandschurei, Yünnan, der Süden, Szechwan, wie jetzt etwa Sinkiang, waren durch Jahrzehnte kaum mit der Zentralmacht verbunden, gaben eigene Währungen heraus, regierten sich nach veralteten Prinzipien in politischen Stilverspätungen, hatten ihre eigene Wehrmacht, standen unter verschiedenen Flaggen, zeitweise dem Gelben Drachenbanner, den Fünfstreifen und der Kuo-Min-Tang-Sonne – und dennoch hieß es „lang getrennt, gehen wir zusammen", nicht, werden wir zusammengezwungen, zusammengeschmiedet, und wie alle diese Gewaltworte heißen! Aber die Voraussetzung war auch auf der „gelben Erde" (Tung chi) die Achtung der Länder und das Vermeiden ihrer Vergewaltigung in Nebenfragen von zentralen Stellen aus.

Wie aber wirkte sich ein solches System der Länderherrlichkeit wirtschaftlich aus? Nun, schließlich kam man auf ganz gute Art zu den benötigten Millionen – durch Seezölle, Binnenzölle, Salzsteuern und Kohlensteuern, die freilich unsozial, aber ertragreich waren – und man verfügte in den Ländern doch immer über lebensfähige Lebensformen, die sich – selbst großer äußerer Gewalt gegenüber – als kulturpolitische Einheit mit den anderen fühlten und mit einem sehr gefürchteten Abwehrstreik und Boykott – selbst wenn sie sonst waffenlos waren – als Wirtschaftsmacht, als Abnehmer- und Wanderdruckmasse durchzusetzen wußten.

Wird es uns verhältnismäßig leicht, die außerordentliche Zellenfestig-

Digitized by Google

keit des Japanischen Reiches aus seinem selten homogenen, entwicklungsgeschichtlich staatsphylogenetisch folgerichtigen Werdegang zu begreifen, so wird es schwerer aus der furchtbaren chinesischen Eroberungs- und Zerstörungsgeschichte heraus.

Hier ist wohl der rettende Zug jene raffinierte Trennung der Tragstruktur des politischen, wirtschaftlichen und sozialen Aufbaues der einzelnen Länder, den Radhakamal Mukerjee in seinem Buch „Democracies of the East" zum erstenmal dem Westen in seiner vollen staatsbiologischen Brauchbarkeit klarzulegen sich bemühte. Benoy Kumar Sarkar und die Schule von Lahore (Brij Narain) ist ihm dann gefolgt, und der hellsichtige junge deutsche Arbeiterführer Franz Josef Furtwängler hat in seinem Indienbuch diese gleichläufigen Züge der Sankoku, der drei Hauptkulturländer des Ostens, berührt. Japan brauchte ihn am wenigsten auszugestalten, weil sein Reich nie solchen Zerstörungsanläufen ausgesetzt war, wie zuweilen das chinesische Reich und an allen historischen Wendepunkten das indische!

Kein Wunder, daß die indische Länderfrage ebenso verfahren ist, wie die ostasiatische im wesentlichen geopolitisch und staatsbiologisch glücklich gelöst scheint, so daß Indien fast nur an negativen Erfahrungen über die Länderfrage reich ist, Ostasien aber an positiven; daß sich auf diesem Gebiet der schärfste und verhängnisvollste Unterschied zwischen den einzelnen, zur Selbstbestimmung aufstrebenden Lebensformen der Monsunländer aufrichtet.

Indien kennt die Länderfrage Mitteleuropas in ungeheuerlich übersteigertem Stil, und sie ist die größte Hemmung für eine einheitliche Gestaltung des Schicksals des indischen Raumes. Umgekehrt war die märchenhafte blitzschnelle Zusammenfassung der chinesischen Volkskraft unter den Erben Sun-Yat-Sens praktisch nur möglich durch die Vitalität der Länder; denn im staatsrechtlichen Sinne hatte ja China beim Zusammenstoß von Süd und Nord aufgehört, ein Reich zu sein. Was sich zur Einheit bewegte, waren nur Glieder, aus dem Bewußtsein ihrer Kulturgemeinschaft heraus! – von nur etwa 25—27 Millionen Großchinesen unter 435 getragen. 1939 lebt Zentral-China von seinem Südwesten.

Staatsrecht und geopolitische Dynamik! Wollte man nach dem Buchstaben des Staatsrechts etwa das Einschmelzen der japanischen Feudalländer durch die Verfassungskämpfe von 1868 bis nach dem Satsumakrieg als restlose Aufsaugung ansehen, oder den Wechsel in der Ländergeltung von den letzten großen Ta-Tsing-Vizekönigen, der Zeit, wo der Yangtse neutral bleiben konnte, während Peking belagert wurde, mit dem angeblichen Zentralismus von heute der Yüanverfassung vergleichen, so könnte man sagen: China bewege sich, jeweils um 60 Jahre hinter-

Digitized by Google

drein, geradeso energisch auf Zentralismus, auf Staatsallmacht eines Zentralkörpers, Vorwiegen einer Kernlandschaft zu, wie Japan vor ihm! Föderalismus, gar Partikularismus seien völlig niedergeworfen und spielten staatsrechtlich keine Rolle mehr.

Die Entwicklung hinter den Kulissen von 1938/39 bezeugt aber das Gegenteil.

Die chinesische Zentralgewalt war zwischen 1911 und 1930 zum mindesten stärker auf dem Papier als im Lande. Wie stand es wirklich: die drei östlichen Provinzen, um im Norden zu beginnen, beständige Sonderverhandlungen mit den Sowjets führend; Schansi unter Yen-Shi-Shan, und Schensi, Kansu und Honan unter Feng-Yu-Hsiang häufig außer Kontrolle; eine aufrührerische Division (Chang-Fa-Kwei mit der vierten Division) im Marsch von Ichang durch Hunan auf die Paßländer zum Süden zu, mit der Fahne der orthodoxen Kuo-Min-Tang; Westen und Süden hemmungslos der eigenen Unrast überlassen, und selbst Nanking jederzeit darauf gefaßt, in Pukau unfreundliche Batterien auftauchen zu sehen. „Quid leges sine moribus vanae proficiunt?" Ähnlich erklärt sich die Tatsache, daß die Länderfrage sich – sogar als Ländertrotz – nicht nur in dem entgliederten China, sondern auch in dem straff gefügten Japan, dort eben nur hinter den Kulissen, zur Geltung bringt!

Mitteleuropa ist aber mindesten von 1918—1933 weit entfernt von der Straffheit japanischer Staatsgewalt gewesen, in Österreich bis 1938.

Das Geltenlassen der gesunden Züge des Länderwesens im Osten geschieht zunächst in einer Art Pendelbewegung der Kernlandschaften, einem Wechsel des geometrischen Ortes der Reichshauptstädte und Machtzentren. Uralte Erfahrung hat beiden ostasiatischen Kulturböden die Erkenntnis vermittelt, daß Herzlandschaften sich erschöpfen, matt und müde werden können, und daß es dann gut ist, wenn andere, inzwischen ausgeruhte, einspringen. So wechselt die Herzlandschaft Chinas aus dem Weital (Sianfu) in das Hwanghotal (Kaifeng, Loyang) hinaus, pendelt südlich zum Yangtse nach Nanking, wieder zur Verbindung des Hochsteppenrandes mit der Lößebene nach Peking, im wilden Ausschlag nach Süden, wo eine Zeitlang die Kolonialstadt Kanton schicksalbestimmend wird. Dann wandern die Kuo-Min-Tang-Banner über die Dreistadt Hankau-Hanyang-Wuchang yangtseabwärts nach Nanking, wo sie bis 1938 – trotz Aufruhr – ein Städteplanen im großen Stile deckten. Dann glitt der Schwerpunkt über Hankau nach Szechwan (Chunking) mit Neigung zur Pendelung nach Süden.

Ähnlich pendelt in Japan der Machtschwerpunkt zwischen dem Ahnenlande, Kamigata und dem Kwanto um Yedo-Tokio, gleitet mit den Taira, später wieder mit Choshu und Satsuma in Krisen nach Südwesten, mit

Digitized by Google

den Minamoto nach Kamakura, mit Nobunaga und Hideyoshi wieder nach Gifu-Nagoya, dann Fushimi-Kyoto, und mit den Tokugawa nach Yedo zurück; und bei der Restauration hat der Südwesten, mit der Kaiserfahne voran, die Machtzentrale des Nordostens erobert!

Als aber 1923 das Erdbeben Tokio zeitweilig lähmte, da wußte Osaka mit seinen 2½ Millionen Einwohnern und der kooperierenden Großstadtgruppe Kyoto-Kobe hinter sich, daß es nun einspringen, vor allem den Schaden lombardieren und das Gesicht wahren müsse, und es tat seine Pflicht mit vornehmer Gebärde.

So haben sich Japan und China die Länderkraft erstaunlich zu erhalten gewußt, bei aller Zusammenfassung, die für Japan niemand leugnen wird, der seinen Staatsbau kennt: das heutige Japan mit einer extremen Schwankung zum Zentralismus, die viele bedauern, die sagen, der größte Fehler Neujapans sei Tokio, dem sie ähnliche Vorwürfe machen wie manche Deutsche Berlin; China mit einem nicht buchstabenmäßigen, aber faktischen Exzeß ins föderalistische Versuchsstadium.

Zwingender Einfluß der Länderfrage in Ostasien! Wie notwendig es ist, die geopolitische Ländereigenart Chinas heutzutage zu berücksichtigen, wie sie in dem weiten, nur von außerordentlichen Persönlichkeiten autoritär oder zentralistisch zusammenzuhaltenden Riesenraum immer bestand, das führt eine Betrachtung von der Art vor Augen, wie ich sie einmal in der Deutschen Rundschau versuchte: „Idee und Raum in China!"

Dort findet man begründet, was ich hier nur in Umrissen andeuten kann: wie zäh – trotz ihrem jähen ersten Ausbreitungserfolg – die Kuo-Min-Tang-Idee mit der Erdschwere der Länderdifferenzierung ringt! Dort wurde auch nachgewiesen, wie selbst bedeutende Persönlichkeiten versagen, wenn sie z. B., dem Süden entstammend und an ihn gewöhnt, im Norden organisieren und operieren sollen.

Boden und Männer! Chang-Hsue-Liangs Stärke in Mukden war eben, daß er – bei allen sonstigen Schwächen – ein typischer Vertreter des in die östlichen Provinzen ausgewanderten Schantung-Chinesentums war. Schon zwischen Hwangho und Yangtse aber traf ihn, wie seinen Vater Chang-Tso-Lin, den alten Tiger, ein Fehlschlag nach dem anderen.

Umgekehrt ist der heutige Präsident Chiang-Kai-Shek ein typischer Sohn des chinesischen Südens, noch von Sun-Yat-Sen, der es auch war, persönlich als Führer nach seinem Herzen ausgewählt. Von Kanton durch Honan, und von Kiangsi an den Yangtse trug ihn sichere Landeskenntnis mit der Schnelligkeit einer Stichflamme, freilich auch die fortreißende Propaganda der militarisierten Gewerkschaften, der Landarbeiterbünde, die den Boden unter den Führern des Nordens wegzogen! Aber im weiteren Vorgehen gegen Norden, wo der Eisenbahnkrieg an Stelle der

Digitized by Google

Wasserverkehrswege trat, und wo ganz andere Bewegungsverhältnisse gelten, begann er zu versagen, erlebte er den Rückschlag von Sianfu. Dafür stieg dort geraume Zeit der Stern Feng-Yu-Hsiangs empor, der in Grenzkriegen in Tibet, in den Hochsteppen, binnenländisch geschult war; seine Stärke ruhte in Kansu, Shensi, in der Wechselwirkung mit den Sowjets, in dem Geschick, mit der er die Kompromisse mit den „Roten Speeren", den Bauernverbänden der Lößlandschaften, zu finden wußte.

Bodenfarbe der Führer! Wenn man die Schicksale der einzelnen Condottieri die 27 Jahre des Bürgerkrieges hindurch verfolgt – in denen zentralistisch aufgebaute, in Staatsgefüge und Gesellschaftsstruktur einheitlich gebaute Reiche längst zerbrochen wären –, dann können wir fast von jedem solche Teilräume angeben, in denen er immer wieder neue Kraft gewinnt, weil er mit dem Land, der Mutter Erde dort, verwachsen, bodenständig ist; andere Randstreifen, in denen er und seine Divisionen, Gefolgschaften, Klüngel, Parteien sich anpassen können, oft freilich, indem sie viel Unglück gerade über diese Landschaften bringen, wie Feng in Sianfu; und endlich wesensfremde Räume, in denen sie versagen, aus denen sie zurückpendeln, oder wo sie „ihr Gesicht" verlieren – [Wu-Pei-Fus Klagelied aus Szechwan, wie das Ovids aus Tomi] – um schließlich in Japan oder den Vertragshäfen das geborgene Gut aus dem Schiffbruch zu bergen.

Trotzdem heute noch eigentlich zwei starke Tote um China ringen: der Honanese Yüan-Shi-Kai mit seiner versinkenden Schule, und der Südchinese Sun-Yat-Sen mit der – trotz allem – aufsteigenden Kuo-Min-Tang-Sonnenflagge, ist aus all dem reichlich aufgeschossenen Samen kein einziger Mann hervorgegangen, der frei von den Eierschalen seines Landes gewesen und instinktsicher oder bewußt aufs Ganze gegangen wäre!

Wenn man aber die Geheimgeschichte des so viel fester und gedrungener – als drittstärkste Weltmacht zur See – dastehenden Japanischen Reiches durchpflügt, dann zeigt sich auch hier – trotz der einschmelzenden Kraft von Tokio – der Bann des Ländergedankens über den leitenden Menschen! Diese Tatsache – bei Reichen, von denen das eine sich nun mehr als viertausend Jahre, das andere fast zweieinhalb Jahrtausende und sehr früh bewußt (China seit mindestens 1000 v. Chr., Japan seit 645 n. Chr.) mit der Länderfrage abmüht – sollte uns nachdenklich machen! Sie beweist mindestens, daß die Frage nicht im Handumdrehen, nicht von Zufallsmehrheiten von wenigen Stimmen auf einige Dauer gelöst werden kann; ruhige, staatsbiologische, geopolitische Prüfung des noch erträglichen, wie des lebensfeindlichen Spielraumes allein kann uns finden helfen, was darin des Cäsars, was Gottes ist – was des Reiches, was des

Digitized by Google

Landes – was durch Macht, Mehrheit und Gewalt geregelt werden kann, und was, wie das Leben selbst, wie die Natur, zurückkehrt – auch wenn es mit der „Forke" ausgetrieben wird, die den Boden, die Erde, denen sie ja dienen soll, kaum auf die Dauer überwindet!

Blut und Boden, nicht Blut wider Boden heißt es doch!

29. EIN BEISPIEL

Kulturpolitik des Alexanderzuges und seine Rückwirkung als Vorbild nordischer Kraftversickerung auf den Wegen zum indopazifischen Raum

Aus dem weiten, einen harten Daseinskampf lehrenden nordischen Wanderfeld zwischen Ostseeraum, Kaukasus, Hochasien und Japansee sind wiederholt erneuernde, verjüngende Kraftzuschüsse nach den heißen Ländern, dem lockenden, sonnigen Süden, den indopazifischen Ufern der Alten Welt abgeströmt und dort aufgesaugt worden. Manchmal waren es tausendjährige oder hundertjährige Vorgänge, wie beim Versickern der Goten und Lombarden, beim Zusammenbau der gräco-buddhistischen Kultur, manchmal kurzlebige Erscheinungen, wie der Flug des Schmetterlings ins tötende Licht oder das Aufleuchten des Meteors beim sausenden Flug durch den Luftmantel der Erde: wie Alexander oder Baber und sein Enkel Akbar.

Keine darunter aber hat der Welt einen abgeschlosseneren Eindruck von heroischer Schönheit hinterlassen, als der Alexanderzug vom Abendland zu den Indischen Toren und dem Indischen Ozean; das gilt, obwohl seine Schöpfungen auf den Gebieten der Macht und der Wirtschaft kurzlebig waren, obwohl manche bald Wandlungen eingingen, in deren Ausgestaltung der nordische Antrieb kaum mehr erkennbar war, und obwohl Rückwirkungen umgekehrt tief ins Herz, ja an die nordischen Grenzen des Abendlandes drangen, wie die orientalisierte Macht des Hellenismus bis Actium, der Mithraskult nach Trier und über Rhein und Donau hinaus, anderes Kulturgut bis Ultima Thule.

Aber kulturpolitisch hielt sich das Griechische als Verkehrssprache im Indusgebiet fast ein Jahrtausend, länger noch die ionische Medizin; und das Weinlaubmotiv auf den runden Metallspiegeln erreichte China lange vor seinem Urbild, dem Weinstock (Hirth), und schmückte am pazifischen Gestade des damals noch weinunkundigen Inselreiches im Fernsten Osten den Toilettenschrein der japanischen Hofdamen zu der Zeit, in der die Schätze des Shosoin zu Nara gehortet wurden.

Digitized by Google

In so viel längeren Wellenwirkungen, weiteren Zeitfristen überlebt die Kulturpolitik den Antrieb, den sie ursprünglich von der Macht empfing. Erstaunlich ist in der Tat, wie lebendig Alexander-Iskender heute noch in Sage und Überlieferung der indischen Nordwestgrenze ist.

Da auf der abendländischen Seite die Arbeit von Sir Aurel Stein über Aornos die wissenschaftliche Welt nicht nur des Abendlandes, sondern auch des ganzen euramerikanischen Kulturlebens bewegte, da von Frankreich aus eine archäologische Mission auf den Spuren des Alexanderzuges mit großen wissenschaftlichen und wohlgetarnten kartographischen Erfolgen in Iran, Afghanistan und Indien tätig ist und die Lebendigkeit des Alexandermythos in dem deutschen Schrifttum an vielen Erscheinungen nachweisbar bleibt, darf wohl behauptet werden, daß die kulturpolitischen Nachwirkungen des Alexanderzuges hüben und drüben heute noch lebendig sind, wie auch die wehrpolitischen Lehren dieser für ihre Zeit einzigartigen Raumüberwindung.

Aber nicht deshalb verdient der mazedonische König heute noch den Namen des Großen; denn bloße Eroberer, die wie ein Steppenbrand über noch weitere Strecken, oft mehr zerstörend als aufbauend, hinwegfuhren, hat es vor und nach ihm viele gegeben. Was aber als damals einziger Vorgang der Menschheit den tiefen Eindruck machte, war der Gedanke, durch einen Machtbau nicht nur die Ränder, sondern die Herzen, die Kernlandschaften des Abendlandes mit denen des Nahen, des Mittleren und Fernen Ostens zu Land und zu Wasser zu verbinden. Dazu hatte sich freilich die phantastische Vorstellung gesellt, daß man an der Indusklamm die Quellen des Nil erreicht habe, die bei Alexander endgültig erst durch die Indusfahrt talab und die Fahrt des Nearchos von der Indusmündung an der persischen Küste entlang zur Euphratmündung beseitigt wurde, dessen Logbuch gerade wegen seiner Schlichtheit eines der denkwürdigsten kulturpolitischen Dokumente aller Zeiten ist.

Dieser Königsgedanke aber trat am vergänglichsten in die Erscheinung, sprang auf und erlosch wieder mit der den Orient und Okzident zusammenhaltenden Person Alexanders; länger noch hielt sich im hellenistischen Reich Großsyrien die unentbehrliche Landbrücke, auf deren Südostpfeiler Antiochos erst mit einem letzten Elefantentribut verzichtete, durch den sich das Fünfstromland seine Freiheit als Schwelle, unter Zugehörigkeit zur Gandharakultur, dann der indischen Welt erkaufte. Wie weit Alexander über das Weltbild seiner Zeit hinaussah, geht allein aus den zwei Vorstößen gegen die nordische Nomadenwelt hervor, die er zur Sicherung seiner Kulturbrücke zwischen den Mittelmeerländern mit dem Nahen und dem Mittleren Osten für unerläßlich hielt. Daß Alexander vorher die Befriedung der Balkanhalbinsel einschließlich eines Vorstoßes

Digitized by Google

über die untere Donau (Ister) und dann einen zum Jaxartes für nötig hielt, beweist, daß er damals allein das kulturpolitische Problem der beständigen Umformungsmöglichkeit der Kulturlandschaft seiner Umwelt aus der Wanderstraße der Arier sah. Ebenso hatte es vor ihm nur der Arier Darius I. gesehen, der auch in beiden Richtungen vorstieß und in der dritten einen Hellenen von seiner Stadt Kaspatyros über den Indus nach dem Indischen Ozean zum Rückweg durch das Arabische Meer aussandte, aber selbst am Ister gescheitert war.

Alles andere, was sonst von führenden Geistern der Alten Welt bis zur Conquista praktisch geschah, führte eigentlich nur zu Randberührungen: von Rom aus bis Kattigara, von China aus bis Turan, von den großen Mongolen bis an die Mittelgebirgsschwelle Mitteleuropas oder ins Zwischenstromland. Gedanken Alexanders spielten später in der Auffassung Napoleons I. vom Orient als Entwicklungsraum für weit ausschauende Persönlichkeiten eine große Rolle, nicht nur vor und während dem ägyptischen Abenteuer, sondern dauernd in seiner Ostpolitik – was beweist, wie stark Alexanders kulturpolitische Strahlung fortwirkte. Unter der fast unabsehbaren Napoleonliteratur sind mir wohl Werke über seine Kolonialpolitik (Roloff) bekannt, aber keines über sein Verhältnis zum Nahen und Mittleren Osten. Darin mag er sich in vielem mit dem Träumerzaren Alexander I. begegnet sein, der ja auch in einem Augenblick der Übersteigerung vor seinem abendländischen Gegenspieler lieber durch Sibirien bis Irkutsk und Kamtschatka ausweichen als nachgeben wollte, während Napoleon ein Zusammenspiel mit indischen Fürsten gegen die britische Macht vorbereitet hatte.

Ein vorübergehendes Gelingen der Verbindung kulturpolitischer Kern-, nicht Randlandschaften des Abendlandes mit solchen des indopazifischen Bereiches innerhalb der Alten Welt unter dem Auftrieb noch unverbrauchter nordischer Kraft, die ganz gewiß in der makedonischen Urmonarchie steckte, ist aber Alexander allein beschieden gewesen.

Es ist die kulturpolitische Tragik Alexanders, daß die Hellenen nicht mehr die Kraft hatten, die ihnen von dem nordischen Führer zugeworfene große Rolle zu spielen, daß das Hellenentum sogar unterwegs schon, z. B. in Gestalt des skeptischen Aristotelesschülers des Verführers der mazedonischen Leibwache Alexanders versagte. Alsbald nach dem Tode des Königs verfiel es der von ihm aufgezwungenen und vorübergehend gemeisterten Fremdkulturflut und versank großenteils in ihr, während Iran durch Erneuerung vom Steppengürtel aus wieder zu seinen eigenen Kulturbahnen arteigener Entwicklung zurückfand, das Nilland sich wenigstens gegenüber den Überfremdungsversuchen seine Selbstgenügsamkeit wahrte, die auch die Sonderart der römischen Provinzialorganisation

Digitized by Google

anerkannte und unangetastet ließ, hingegen das eigentliche Hellas als eine politische Breccien behandelte.

Kaum eine andere Erscheinung aus seinem Erbe beweist mehr, wie vergeblich der mazedonische Auftrieb gegenüber dem eigentlichen Hellas war, als die Auseinandersetzung Roms mit den einzelnen Teilen dieses Erbes, wobei die orientalischen Bestandteile ungleich besser fuhren, als die unmittelbar aus dem einst so lebensvoll aufgefrischten griechischen Kulturboden entsprungenen.

Insofern hat Otto Maull gewiß recht, wenn er die bleibenden Folgen des Alexanderzuges im Raum mit der Größe und Nachhaltigkeit der römischen Einwirkung zu des ersteren Nachteil vergleicht, jene Einwirkung, die ja auch in Bild- und Restoriginalen in der Mostra Augustea della romanià 1938 in Rom eine überzeugende Darstellung erfuhr.

Aber das Römertum erkannte mit großer Instinktsicherheit an den Grenzen der Mittelmeerwelt auch die Grenzen seiner kultur- und rassenpolitischen Einschmelzungsfähigkeit; die beiden großen Unternehmungen, die darüber hinausführen sollten, wie der Plan des Augustus zur Stabilisierung der Elblinie als römische Reichsgrenze im Herzen Germaniens und die Pläne Cäsars und Trajans zur Hereinziehung des Zwischenstromlandes blieben vereinzelte Anläufe. Gerade der Durchbruchsgedanke Alexanders zur indopazifischen Welt fand in Rom kein Seitenstück. Ebensowenig kennen wir aus der römischen Reichsgeschichte ein Seitenstück zu dem Marsch einer chinesischen Armee mit dem Leitbefehl: Westward ho! durch die Hochsteppen und abflußlosen Gebiete hindurch, durch den erforscht werden sollte, wie man dann zu jenem anderen sagenhaften Reich des Abendlandes des Kaisers Antun gelangen könne, von dem aus zuweilen wohl hellenistische oder ägyptische und syrische Händler die Yangtsemündungen erreicht, und von dem sie fabelhafte Berichte gegeben hatten. In Indien und China kannte man sonst das Abendland nur als einen Abnehmer, der sein Luxusbedürfnis aus dem Osten durch Bargeldüberschüsse decken mußte, die dann als Gold- und Silbervorrat im indopazifischen Raum gehortet wurden.

So bleibt Alexander der Ruhm, meteorartig einen Gedanken von abendländisch-indopazifischer Kulturverbindung verwirklicht zu haben, wie ihn über Land seither kein anderer mehr zu gestalten vermochte. Das ist der wehmütige Reiz, mit dem der Alexanderzug gerade Schrifttum und Sendung der Deutschen verwandschaftlich berührt. Ihr kulturpolitisches Ideal ist so hochgestellt, die Brücken zu seiner Erlangung sind so weit gespannt, daß selbst unter den günstigsten äußeren Umständen nur eine vorübergehende Berührung mit diesem Ideal möglich ist, ein Dauerbesitz menschliche Maßstäbe überschreitet. Deshalb hat wohl gerade die mystische

Digitized by Google

Seite der Alexanderlegende, des Alexanderromans schon in so frühen Zeiten des deutschen Schrifttums ein starkes Echo gefunden. Deshalb auch fiel es der Strenge geschichtlicher Darstellung gerade in Mitteleuropa immer schwerer, gegen die Romantik des Alexandermythos aufzukommen.

Man fühlte als letzte Kraftquelle der allein schon im Raum überzeitlichen Leistung des so jung aus dem Dasein Geschiedenen den Zusammenbau heldischer, nordischer Kraft mit mittelländischer Bildung und Kulturzucht, wie sie in der Kulturlandschaft, mit deren Kräften er über seine Heimat hinaus zu wirken hatte, längst nicht mehr bestand: sub specie aeterni – non sui temporis! Und deshalb umwittert ihn eine in Mitteleuropa mehr als sonst in der Welt aus dem eigenen Schicksal verstandene Tragik.

30. ABWEHR AUS DER RAUMTIEFE

Geopolitische Zwischenspiele und Gegenwirkungen. Rückschläge durch die großräumigen Erzieher der Menschheit von Meer und Steppe; Skythen, Hunnen, Avaren, Araber, Mongolen, Turkvölker, Russen. Ozeanische Randmächte und der Drehpunkt der Geschichte („Pivot of history"). Verlagerung der Handels- und Kulturwege durch ihr Gegenspiel

Meer und Steppe nennt Friedrich Ratzel die zwei Haupterzieher der Menschheit zur Großräumigkeit. Da die Germanen zuerst aus ihrer Rassenwiege nur in ein Binnenmeer, dann aber vom Geschick in den weitesten Steppengürtel der Alten Welt zu ihren ersten Ausdehnungsversuchen entlassen wurden, wie wir bei der Verfolgung ihrer ersten Arierwanderspuren, bei dem Spähen nach ihren ersten Großreichsbildungen zwischen Ostsee und Pontussteppen erkannten, erfuhren sie auch die ersten Rückschläge und Gegenstöße von dorther. Sie folgten sich mit verderblicher Wucht und einer Regelmäßigkeit kulturverwüstender Kraftentfaltung, wie sie bisher die Einwirkungen der ozeanischen Rassen und Völker nicht erreichten. In dem mehrfach erwähnten aufschlußreichen Aufsatz des Briten Mackinder „The geographical pivot of history", dieser gedrängten Anweisung für politische Dauerbewegung innerhalb der Alten Welt, wird behauptet, es habe immer in irgendeiner Form Großmachtbildungen der zentralen Steppe gegeben, ob sie nun von Iraniern oder Turaniern, Persern oder Parthern, Hunnen, Mongolen, weißen oder roten Russen ausgegangen seien, mit dem Streben, aus der Steppe zum Meer vorzustoßen. Immer sei es Naturbestimmung der ozeanischen Randmächte gewesen, ihnen dabei entgegenzutreten, um nicht an den Rand hinaus-

Digitized by Google

gedrängt zu werden, und immer hätten sie, allein für diese Aufgabe trotz allen ozeanischen Zusammenschlüssen zu schwach, aus den Zerrungsgebieten zwischen zentralem Steppenreich und Randseemächten ergänzende Hilfe heranholen müssen. Diese Zerrungsräume selbst aber: Mitteleuropa, Nahosten, Indien und China seien zu ewiger Unruhe bestimmt, wenn sie sich nicht stark genug machten und erhielten, dem doppelten Druck der „Räuber der See und der Steppe" zu widerstehen.

Eine solche Betrachtungsweise trägt freilich einen derb verallgemeinernden Zug; wer aber die schlichte Denkweise des über fremde politische Verhältnisse so ahnungslosen britischen und amerikanischen Mittelstandes kennt, der weiß, daß sie für solche Gemüter innerhalb der sich selbst für wahrhaft demokratisch und selbstregierend haltenden, in Wirklichkeit am kulturpolitischen Nasenring ihrer Presse so leicht lenkbaren und zu gängelnden Massen etwas Verführerisches hat.

Ein solches Weltbild ist so einfach! Man weiß wohl im Grunde, daß aus der zentralen Steppengroßmacht allein der wirklich gefährliche kulturvernichtende Gegner hervorbrechen kann; aber er hat ja zunächst eine Pufferzone vor sich, in der man seinen Festlanddegen auswählen zu können hofft; das peinliche Zukunftsbild aber, daß er auch einmal Indien, den Schlußstein des Reichsgewölbes, unmittelbar zuerst unterwühlen, dann überrennen könnte, wie auch China, schiebt man in der Weltreichszentrale von sich weg, so erst wieder im Frühjahr 1939!

Mehr wird sich mit den Einzelheiten befassen müssen, wer den Anprall der Steppe unmittelbar aushalten muß, und wem er im Laufe der germanischen, dann deutschen Rassengeschichte einen Kulturbau nach dem anderen eingeworfen oder doch aufs höchste gefährdet hat.

Diese Erinnerungen unserer Volksgeschichte vom Standpunkte dauernder Kulturgefährdung durch Vorstöße der Steppenvölker übersichtlich zu betrachten, scheint uns deshalb eine Teilaufgabe deutscher kulturpolitischer Selbsterziehung, ehe sie an Fernziele über Land und über See herangeht.

Wie weit die ostgermanischen Frühwanderungen aus dem Weichselstrom zum Schwarzen Meer der Bastarner und Skiren Gegenstöße weiter östlich wachgerufen haben, wissen wir nicht; wohl aber, daß vorher die indischen wie die persischen Arier beständig um ihre Nordgrenzen mit skytho-sarmatischen Anläufen zu kämpfen hatten, daß schon Alexander durch zwei Stöße, an den Ister und Jaxartes, sein Eroberungswerk vorher und nachher vorbeugend zu schützen hatte, und daß unser hoffnungsvolles Gotenfrühreich durch die Hunnenflut eingeworfen worden ist, nachdem sie an Chinas und Indiens Pforten abgeprallt war, und daß damit die ganze Frühkulturfront der Ostgermanen ins Wanken kam. Zwei andere, spätere Ural-Altaierwellen kamen nur bis Indien.

Digitized by Google

Den abwandernden Ostgermanen sickerten Westslawen nach, wurden aber von dem bajuwarischen Stammesherzogtum, dann dem fränkischen Großreich und dem ersten deutschen Ostreich in ihre Schranken zurückgewiesen, als West- und Südslawen durch Avaren und Ungarn auseinandergedrängt wurden, und Heinrichs des Sachsen Burgenbau und eine vielleicht vorzeitige Verstädterung des deutschen Lebensraumes das einzige war, was ihnen Halt gebieten konnte.

Erst gleichzeitig mit diesen Steppenstößen setzten der blutsverwandten Rasse die Normannen zu, auf nahen Seewegen, die vorher schon germanische Chauken, Angeln und Sachsen zur Befehdung der römischen Ufer Galliens und Britanniens befahren hatten.

Der kulturgefährdende Andrang vom Meer her auf das sich bildende deutsche Reich ist also ungleich später und viel weniger massenhaft und verheerend als der Ansturm der Steppe.

Steppenkrieger des Islam, wenn auch zuletzt über die Meerenge von Gibraltar gesetzte, zerschlugen das Westgotenreich in Spanien und erlagen erst bei Tours und Poitiers dem gewaltigen austrasischen Hausmeier Karl Martell. Der schwerste, zum Glück nicht langdauernde Steppensturm aus Osten fegte unter Batu auf Dschingiskhans Geheiß über das gesamte Slawentum hinweg tief in die deutschen Reichsmarken über das Blutfeld von Liegnitz, dann durch Mähren, Westungarn bis an die Adria, wo sich seine kulturverwüstenden Wirkungen mit den späteren Turkvölkerzügen der Osmanensultane überschnitten, die Balkanhalbinsel, den Karpatenraum, zweimal Wien und oft verheerend Steiermark heimsuchten. Nach einer kurzen Periode des Zusammenwirkens mit dem Ostmarkenstaat der Habsburger traten als Kulturbedrohung an Stelle des sinkenden Osmanenreiches die Russen: mehr und mehr davon überzeugt, daß ihr Weg nach Konstantinopel nicht nur über Wien, sondern auch Berlin führe, bis das deutsche Schwert von 1914 bis 1917 noch einmal die Völker der Steppe zurückschlug. Aber zur Abwehr der ihnen verbündeten ozeanischen Mächte reichte die Kraft nicht mehr. Dennoch konnten Staatsführer später nach der Überzeugung handeln: Wenn das Verderben noch einmal heraufsteigt, kommt es von Osten und nicht von Westen!

An dieser Stelle verknüpft sich zweitausendjährige kulturpolitische Erfahrung der Germanen, dann der Deutschen unmittelbar mit ihren Aufgaben in der Gegenwart. War die tschechische Spitze des westslawischen Keiles, die sich freiwillig zum Stoßkopf der kulturfeindlichen Steppenmacht aus der vollen Tiefe Eurasiens gegen den Westen machte und dessen Versuche erschwerte, Verbindung mit den Kulturträgern des indopazifischen Bereiches über Land zu suchen, als Dauerhemmung gedacht, oder gibt es auch zukünftig Wege, die von Böhmen aus oft beschritten

Digitized by Google

worden sind, um im Kulturverband Mitteleuropas einen wertvollen Platz einzunehmen?

1939 hat hoffentlich eine endgültige Antwort auf diese Frage gegeben!

Angesichts der bolschewistischen Hemmung aus den Tiefen der Steppe heraus blieb den Deutschen keine Wahl, als die von ihnen für nötig gehaltene kulturpolitische Verbindung zwischen West und Ost der Alten Welt auf dem Wege über Italien und Japan, durch das Dreieck Berlin—Rom—Tokio zu suchen. Dabei hatten mindestens Deutschland und Italien die Vorstellung, daß sich das Britische Reich den Grundlagen und Ursprüngen seines Daseins entgegenstemmte, wenn es, statt auf die Seite dieser kulturpolitischen Verbindungsidee der Alten Welt, auf die Seite ihrer Zerstörer trat, die sich im franco-tschechisch-russischen Verband zusammengetan hatten, von denen sich Moskau dann trennte.

Dabei handelte freilich eine zielbewußte französische Gruppe nur auf jener Linie der Zerstörung Mitteleuropas um jeden Preis weiter, auf der schon das Zusammenwirken des Großtürken mit dem Sonnenkönig, der Republik mit dem Zaren und vorher des sinkenden Königtums mit Polen, später der Bund Paris—Moskau liefen, in deren Plan die Zerstörung der Donaumonarchie politisch-wissenschaftlich sorgfältig vorbereitet war. Schon 1901 gab es doch in der École des sciences politiques Vorlesungen über dieses Thema, die Buchgestalt gewannen, und jeden überzeugen mußten, der des Französischen und des Kartenlesens kundig war. (André Chéradame: L'Europe et la question d'Autriche.) Hier konnte jeder deutlich lesen, wer das Abendland der Zersetzung entgegentrieb!

So lehren uns die Erfahrungen mit unserer Kulturpolitik, den Rückschlägen, die sie von den zentralen Steppen her erfuhr – gleichviel, ob sie mehr über Podsiolböden Großrußlands oder über die Tschernosiomböden der schwarzen Erde Kleinrußlands, Rotrußlands, der Ukraine herüberbrausten –, dem Heranwogen aus der Steppe zu mißtrauen. Diese Rückschläge warfen sich hemmend und zerstörend immer wieder gegen alle Verbindungen, die von Mitteleuropa auf seinen uralten Rassenwegen ostwärts gesucht, zwischendurch eröffnet und dann wieder verloren wurden. Sie legten sich zuletzt auch über die Handelswege südlich an den abflußlosen Meeren und Seen vorbei durch Iran oder unter teilweiser Nutzung der Küsten- und Seewege durch das Zwischenstromland und durch das Nilland.

Kulturfeindlich, wenigstens für unsere arteigene Kultur, wehte uns auch der Hauch der russischen Literatur an – bei allen Einzelheiten voll Schönheit und Schwermut. Der Geist eines Tolstoi, Dostojewski, Maxim Gorki, Leonid Andrejew, des revolutionären russischen Films und Theaters, der proletarischen Kultur im Sinne Lunatscharskis haben, wo nicht starke

Digitized by Google

Gegenwirkung bodenwüchsiger Art sie als Fremdkörper unschädlich aufzufangen wußte, vernichtende Wirkungen auf die Eigenkraft deutscher Kulturpolitik gehabt, wo immer man sich ihren Einflüssen im Westen hemmungslos und vorbehaltslos überließ. Eine Hauptgefahr dabei war, daß dem uferlosen Überfluten des Steppenmenschen unter einem allzu weiten, allzu fernen Himmel, dem Sich-Ergießen der breiten russischen Seele eine verwandte Fehlerquelle in deutschem Wesen offenstand. Sie nahm den Russen ernst, wo er selbst nur seine Einbildungskraft spielen ließ, aber weit entfernt war, mit deutscher Gründlichkeit aus dem Spiel letzte Folgen zu ziehen. Die breite russische Seele erlag, unter orientalischem Sporn, der eigenen Haltlosigkeit allerdings in extremis, wenn sie damit nichts mehr aufs Spiel setzte, weil ohnehin alles in Nitschewo versank; oder wenn sie dem harten Willen des tatarischen, mittelasiatischen Bluteinschlages unterlag, unter Mitwirkung der zahlreichen Semiten, die ihre Gelegenheit gegenüber dem wahrhaft russischen Menschen wahrzunehmen wußten und mit ihm umgingen, wie seinerzeit die Eindringlinge ins Land der Verheißung mit dessen Vorbesitzern umgegangen waren, was in der Bibel nachgelesen werden kann.

Ähnliche Fehlerquellen und Gefahrstellen offenbaren sich aber in der Geschichte auch der anderen Zerrungsräume der Alten Welt und ihrer Berührungen mit den Vorstößen zentraler Steppenmächte: bei Iraniern und Vorderasiaten, bei Indern und vor allem, gerade neuerdings kulturpolitisch auch für uns Deutsche von weittragender Bedeutung, bei den Chinesen.

Da die Erscheinung bei einem ganzen Gürtel hochentwickelter Lebensräume mit einem verwandten Gesamtraumschicksal auftritt, mögen dieser Gefahr wohl geopolitische Gesetzmäßigkeiten zugrunde liegen, gerade weil die zerstörenden Einwirkungen grundverschiedenen Rassen begegnen; solchen, die sich mit seltenem Instinkt für Rassenhygiene von Vermengungs- und Zwischenzüchtungsfehlern frei gehalten haben, wie die Chinesen, und solchen, die ihnen unterlagen, wie Inder und im höchsten Grade Vorderasiaten.

Gerade deshalb besteht bei allen Bewohnern des Zerrungsgürtels, zu dem auch wir gehören, begründeter Anlaß, nach ihnen zu forschen und sich gegen ihre Einwirkungen vorbeugend zu verpanzern, wozu ganz gewiß die augenblickliche schroffe Ablehnung des nahöstlichen Wesens nördlich und südlich der pontischen Lande durch die heutige deutsche Reichserneuerung gehört.

Es ist der notwendige gegensätzliche Pendelschlag nach einem Grad von Hingabe und harmloser Öffnung der Volksseele, der so weit gegangen war, den Fortbestand ihrer allereigensten Werte zu gefährden. Es ist ein

Digitized by Google

großer Unterschied zwischen jenem Grad von Hinaustreten auf den Boden kulturpolitisch zu überwindender Gegner, das notwendig ist, um ihn zu verstehen, heranzuziehen, zu „bekehren", wenn man so will, und einem Grad von Hingabe, die den eigenen, festen Stand gefährdet, wie ihn internationale Verkünder von Weltauschauungen fordern, ob sie nun Kirchen oder fanatisch verfolgten politischen Zielen dienen.

An dieser Stelle scheint eine Auseinandersetzung mit dem Missionsgedanken im allgemeinen nötig, und im besonderen mit seinen deutschen Trägern im kulturpolitischen Dienste der Mission des eigenen Volkes im Gesamtgefüge der Welt.

31. GEWALT UND SENDUNG

Conquista und Missionen im Ringen der Weltanschauungen und Weltmächte

Die angestammte Liebe zum Heimatboden (amor soli natalis) erscheint in den Unterrichtsanweisungen des weltklügsten und himmelskundigsten aller geistlichen Orden als das größte, letzte und am tiefsten gewurzelte Hindernis auf einem Erziehungswege, der den Endzweck hat, hochwertige Persönlichkeiten unter Austilgung ihres eigenen Willens zum Kultur- und Machtwerkzeug ihrer Oberen mit dem letzten Ziel der höheren Ehre Gottes zu erziehen. (Ad majorem dei gloriam!)

Schon diese Gegenüberstellung zeigt, welchen ungeheueren Schwierigkeiten der Versuch begegnet festzustellen, wieviel in den Jahrhunderten seit der Erschließung der überseeischen Welt durch die Conquista der großen Kolonialvölker ausschließlich zur höheren Ehre Gottes durch die Missionen geschah, und wieviel dabei bewußt oder unbewußt der Kulturpolitik der Völker diente, denen sie entstammten.

Für die katholische Kirche, die einheitlichste aller missionierenden Weltanschauungen, könnte die Frage vielleicht in jahrelanger Arbeit in bändereichen Werken nach Durchprüfung unzähliger Lebensläufe noch am leichtesten gelöst werden. Wäre die Arbeit schließlich beendet, so hätte sie aber alle Aussicht, auf der einen Seite von Rom auf den Index gesetzt zu werden, auf der anderen Seite gleichzeitig tiefem Mißtrauen bei jeder Prüfungsstelle des Schrifttums des Dritten Großdeutschen Reiches zu begegnen. Noch viel schwieriger wäre diese Aufgabe bei allen Abschattierungen der Missionen des Protestantismus und der griechisch-katholischen Kirche, wenn man auch allgemein vorhersagen kann, daß sich unter den Trägern und Verbreitern dieser Weltanschauungen sehr viel mehr Persönlichkeiten befinden und befanden, die, bewußt oder unbewußt, der Kulturpolitik,

Digitized by Google

der Macht und Wirtschaft ihrer Staaten und Volkheiten oder auch dem Cäsarismus und Cäsaropapismus dienten.

Schon diese kurzen Eingangsworte zeigen, daß eine Betrachtung der deutschen Kulturpolitik über See, die vor allem im indopazifischen Raum Wege zeigen will, die früher mit gutem oder schlechtem Erfolg beschritten wurden, und die in Zukunft weitergepflegt oder gemieden werden sollten, noch weniger als in anderen Teilen dieser Überschau vollständig sein kann. Nur vereinzelte Richtfeuer können über ein wildbewegtes, an Riffen und Sandbänken reiches Meer leuchten, in dem sich jedes einzelne Fahrzeug auf eigenen Wegen mühsam vorwärtstasten muß. Viele Fahrzeuge sind auf diesem Wege gescheitert. Manche Bemühungen sind zu überraschenden Erfolgen gelangt, die oft erst nach Jahrhunderten in ihrer ganzen Größe sichtbar werden, wie etwa die Arbeit des Heiligen Franz Xaver, die Leistungen jener Missionare, die sich durch den eurasiatischen Landraum zu den Höfen der großen Mongolen- und Tatarenkaiser am pazifischen Ufer hindurchkämpften, der Jesuitenastronomen in China, des Bischofs Las Casas, der Jesuiten in Paraguay.

Es liegt tief im Wesen der schmerzlichen Tatsache seiner Kraftüberspannung, daß gerade der deutsche Lebensraum als Folge höchster kulturpolitischer Leistungen in der Zeit des Humanismus, der Renaissance und der Reformation und der damit verbundenen Kämpfe die Fähigkeit verlor, hinter die strahlende Geistigkeit seiner Söhne die verstärkende Wirkung irdischer Macht und gedeihender Wirtschaft zu setzen. So ist es unvermeidlich, daß es sich bis zu dem sehr späten Zeitpunkt, wo Deutschland selbst überseeische Gebiete und Stützpunkte erwarb, um das größte Beispiel geistiger und kulturpolitischer Diaspora handelt, wenn wir überall, wo es fremder Macht und Wirtschaft diente, das deutsche kulturpolitische Werk über See in Wort und Schrift aufsuchen. Zur größten Einheitlichkeit ist es gerade bei dieser Eigenart durchgestoßen im sammelnden Verzeichnen der Einzelleistungen der Conquista, in der Kartographie, so daß viele Vertreter der Erd- und Kartenkunde gerade im deutschen Lebensraum uns anmuten wie Ameisen, die rastlos in einem selbst organ- und wehrlosen Zentralgehirn von überallher Stoff zusammentragen. In das Gebiet der Macht und Wirtschaft hat sich davon wenig übertragen; am meisten vielleicht noch in jenen klugen Missionaren, die es verstanden, richtunggebenden geistigen Einfluß auf die gewaltigen eklektischen Kaiser der Tatsingdynastie in China und auf Siam zu gewinnen, oder in jenen anderen, die im Schatten der ja geraume Zeit mit der deutschen Kaiserflagge in Top verbundenen spanischen Kriegsflagge beim Aufbau der Neuen Welt Entscheidendes erreichen konnten.

Das Gesamtbild ist auch hier ein ungeheuerer Aufwand an Einzel-

Digitized by Google

leistungen von höchstem Wert, die zuweilen gewiß mittelbar auch dem Ansehen des deutschen Namens oder wenigstens einzelner deutscher Länder zugute kamen, aber doch ein Verstreuen bester und edelster Samenkörner auf dem Umwege durch fremde leitende Hände bedeuten, ohne die Möglichkeit, aus eigener Kraft guten von schlechtem Boden, fruchtbare Erde von felsigem Grund und Flugsand zu scheiden, oder gar deutsche Kraft- oder Wanderströme zusammenzuhalten.

Die Tätigkeit der Missionare in den Randländern des Indischen und des Stillen Ozeans trägt schon angesichts der Tatsache, daß es sich bei der Umrandung des Indischen Ozeans um ein noch viel stärkeres Vorwiegen der dunklen Rasse handelte, ein geopolitisch verschiedenes Gepräge. Die Tätigkeit der Glaubensboten erstreckte sich aber in beiden Räumen keineswegs bloß auf die Missionsseelsorge und auf die Missionspredigt, also auf die „cura animarum", und auf erbauliche, die Weltanschauung formende Elemente im engeren Sinne. Auch dabei sind schon hier und da bei der Missionierung Reibungen mit den einheimischen Seelsorgern iberoamerikanischer Herkunft unterlaufen, die ganz natürlich einen Rückhalt an der Macht und Wirtschaft ihrer engeren Vaterländer fanden. Nur wog im spanischen Machtkreise, wo man den großartigen Versuch machte, eine wirkliche Meerumrandung um den ganzen Großen Ozean und einen totalen Staat darin aufzurichten, der Machtgedanke vor; bei Portugiesen wie später Niederländern gab das wirtschaftliche Moment den Ausschlag. Aber es lag im Wesen des Ausbreitungsgedankens, daß die Missionsstationen überall weit über das rein geistige Gebiet des Vorwärtstragens ihrer Weltanschauung hinausgriffen. Schule und manchmal Kollegienhaus wuchsen in den ursprünglich ärmlichen Gebäuderahmen hinein. Der Grundbesitz, der sich zuweilen mächtig erweiterte, war von vorbildlichen gärtnerischen Anlagen, von fruchtbaren Feldern umgeben und weckte den Neid der Umwelt durch rationell durchgeführte Ernten. Die ersten Anfänge einer kolonisatorischen Betätigung entstanden auf diese Weise. Sie blieben unbehelligt, wo man vorsichtig war, so daß eine eigentliche Kolonialkultur nicht gewaltsam aufgepreßt wurde, sondern sich wie in Chile in der Betreuung der Deutschtumssiedlung, in Makao in der Stützung portugiesischer Belange auswirken konnte.

Die hervorragenden unter den Kulturträgern lockten gewiß mehr die geistig-seelischen Bereiche; aber gleichzeitig pochte doch sehr energisch an das rein kulturpolitische Gebiet der zivilisatorische, technische Betätigungswunsch und durchdrang die rein kulturelle Arbeit bis zur Aushöhlung.

Vielfach wurden so die Missionshäuser zum Clearinghouse des abendländischen und pazifischen Verkehrs; zur Sammelstätte verschiedener

Digitized by Google

Sprachen und Sitten; zu Sprechzimmern der Ärzte, in denen sich die Eingeborenen als Patienten einfanden; zu landwirtschaftlichen Schulen, die sich gewandt die gärtnerischen und landwirtschaftlichen Arbeitsgehilfen zu sichern wußten. Sie wurden, wie namentlich in China, in Korea, in den Inselwolken zu Handwerkerstuben und zu Trägern des Gewerbefleißes, in denen die Schöpfungen des Kunsthandwerks mit der hochstehenden Keramik und Schnitzerei der Landeseinwohner wetteiferten. Sie wurden wohl auch zu Naturalienkabinetten eifriger Sammelarbeit und zu Laboratorien der Chemie und Physik, die als Forschungsanstalten dienten, und die ebenso die Beobachtung biologischer Vorgänge förderten. Der naturkundlichen Erfahrung bis weit in den Kosmos hinaus dienten andere Observatorien, die sich zuweilen, wie namentlich unter der ersten großen Monarchenreihe der Mandschudynastie in China, zum Rang von führenden Sternwarten erhoben. Landeskunde, Meereskunde (Strömungen, Ebbe und Flut), Wetterbeobachtung (erste Feststellung der Taifunbahnen durch die Jesuitenwetterwarte von Shikawei), Himmelskunde blühten; Itinerarien, Kartenwerke und Reisebeschreibungen gingen auch zum Nutzen der Eingeborenen aus diesen Missionshäusern hervor. Sitte und Brauchtum der Einheimischen wurde aufgezeichnet – manchmal leider aber, wie auf der Osterinsel und in Tasmanien vernichtet –, so daß an einzelnen Stellen gleichzeitig die Grundlage für eine Volkskunde der jeweiligen Länder geschaffen wurde. Auch der Wille zu Übersetzungen regte sich und erstarkte, dabei wurden die Chronik, die Annalistik, das Sammelwerk, aber auch der Brief und das schöne Schrifttum gepflegt.

Wer in diese weit ausgreifenden Zusammenhänge hineinsehen will, vertiefe sich in das monumentale Werk der Bibliotheca Missionum des Missionsforschers Robert Streit (bisher 9 Bände; Band 1 Münster 1916; Band 9 Aachen 1937). Tausende von Druckschriften sind hier festgehalten, in denen man immer wieder auf die ungemein verzweigte Arbeit deutscher Kulturpioniere in den Randländern des Stillen Ozeans stößt.

Man erfährt auch, daß trotz manchen Anfeindungen und manchen Martyrien die Wege zu den Eingeborenen verhältnismäßig schnell gefunden werden, denn in den Missionsstationen war viel praktischer Sinn auf klare Ziele gerichtet. Den Mitteleuropäern stand ja nicht, wie den Glaubensboten aus den Kolonialreichen alten Stils, immer wieder die Kanone und das Kriegsschiff als Rückhalt zur Verfügung. Sie waren also weit mehr auf die Hilfsmittel kulturpolitischer Überredung und Überzeugung angewiesen; sie versuchten, so gut sie vermochten, den Eingeborenen ihrer näheren Umgebung ein menschenwürdiges Dasein zu schaffen, auch Mitverstehen und Mithelfen zu erweisen, wenn die Naturkatastrophen eintraten, die diesen Gebieten des Pazifik eigentümlich sind. Liegen sie

Digitized by Google

ja doch im Wesen der Eigenart des pazifischen Küstentyps, wie ihn Eduard Süß dargestellt hat: Erdbeben, Wirbelstürme und Flutwellen, Vulkankatastrophen, Überschwemmungen und Ausbrüche von Strömen, auch die unheilvolle Reihe von Dürre, Hungersnot, Aufständen, wie sie Wilhelm Krebs für China in einer gewissen Periodizität nachweist, die endemische Seuchen über Landraum und Seeraum pandemisch verbreiten, und alle anderen Volksnöte, die in der Sage das Erscheinen der apokalyptischen Reiter begleiten.

Ungemein bedeutsam wurde, daß die Mission als Ideenträger ihre Werke durch ganze Geschlechtsfolgen durchführte, und daß sie weder mit dem zeitlichen Lebensraum eines einzelnen erloschen, noch auf den räumlichen Wirkungskreis eines einzelnen angewiesen waren. Für gewöhnlich handelt es sich nicht um vereinzelte und versprengte Missionsposten, sondern um ein elastisches und zähes kulturpolitisches Gefüge, das immer wieder säkulare Richtungen von Zentralen erhielt, darunter der mächtigsten in Rom. Einer der großartigsten Gedanken in diesem Gefüge war gewiß die Schaffung eines einheimischen Klerus in Indien und China mit einem einheimischen Episkopat: der große Lebensgedanke Leos XIII., der in weiser Voraussicht dafür sorgte, daß dieser einheimische Klerus die Überlieferung erhalten könnte, wenn das heraufdämmernde Selbstbestimmungsrecht fremdbürtige geistige Oberhirten verdrängen würde.

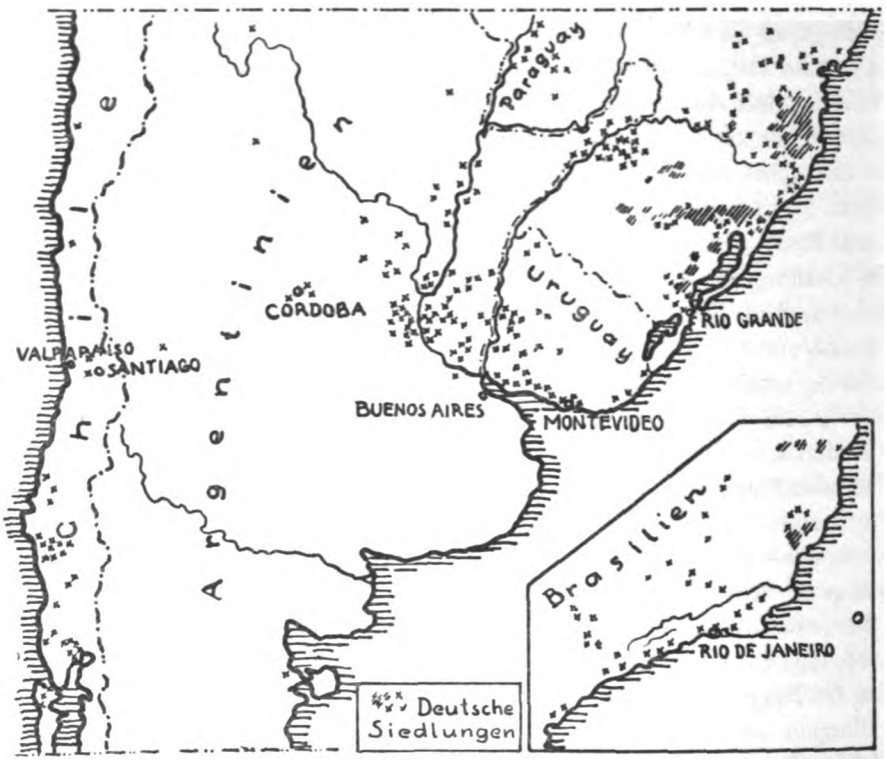
Dadurch, daß diese kulturpolitische Pflege von einer so großartigen Zentraleinrichtung, wie der Römischen Kirche, oder doch im Falle der Protestantischen Mission von Genossenschaften wahrgenommen wurde, ergaben sich die Vorteile einer Traditionsgemeinschaft. Das kam nicht zum wenigsten dem Wohlfahrtswesen und der Armenpflege zugute.

Leidenschaftliche und nicht immer ausgeglichene Erörterungen wurden durch die Frage der Akkommodation, der Angleichung heraufbeschworen, also die Frage der Anpassung des christlichen Kultes an heimische Vorstellungen und Bräuche, worunter im ganzen pazifischen Gebiet der Malaiopolynesier, der Chinesen und Japaner vor allem der Ahnenglaube an erster Stelle steht. Die fortschrittliche Auffassung, der Landesüberlieferung soweit wie irgend möglich entgegenzukommen, die namentlich in kluger Weitschau von den Jesuiten auf den Philippinen, in China und Japan mit großem Erfolg vertreten wurde, kämpfte hier mit einer schärferen Richtung, das Abendländische so ziemlich allein zu behaupten, deren Hauptträger die anderen spanischen Mönchsorden, Dominikaner wie Franziskaner, wurden, die dadurch schwere Zusammenbrüche der Kulturpolitik im japanischen wie im philippinischen Inselreich herbeiführten.

Es kam hier zu erbitterten Auseinandersetzungen in den Kreisen der Missionare selbst. Aber diese Tatsache wird stets bedeutsam bleiben, da

Digitized by Google

auf der einen Seite wenigstens an den Gestaden Chinas und Japans sich bemerkenswerte Gedankengänge der Toleranz und der hohen Wertschätzung fremder Volkseigenart entwickeln durften: Gedankengänge, die geradezu Höhepunkte gegenseitigen kulturpolitischen Verständnisses herbeiführten, wie die hochgebildeten und hochangesehenen Missionare an den Höfen der Tatsingdynastie und die ersten fast unwahrscheinlich raschen Erfolge des Christentums in Japan, dessen Einwohner Franz Xaver „das liebenswürdigste der noch zu bekehrenden Völker nannte".



Karte 17. Deutsche Siedlungen in Südamerika.

Durch die Starrheit minder kluger Gedankenträger wurde es dazu gebracht, diese ganze Saat innerhalb eines Menschenalters zu vernichten, im wörtlichen Sinne auf den eigens dazu mit allen heiligen Symbolen des Christentums beschnitzten „Trampelbrettern" in Grund und Boden zu stampfen. Was in guten kulturpolitischen Zeiten des Eingestelltseins aufeinander geschaffen wurde, eilte in mancher Hinsicht der abendländischen Entwicklung sogar voraus. Ähnlich haben die Neu-England-Staaten Toleranzideen vorweggenommen; da, wo der Anschluß aber verfehlt wurde, entstanden Spannungsmomente, die sich heute noch, vergiftet durch die

Digitized by Google

Gleichzeitigkeit von Klassen- und Rassengegensätzen z. B. in der neuesten Geschichte von Mexiko, in der Entwicklung der tropennahen südamerikanischen Andenstaaten, im Bevölkerungsschwund in der Südsee in der verhängnisvollsten Weise auswirken.

Ein Bild des Segens, der bei glücklichem Zusammentreffen aller guten Anlagen erwachsen kann, zeigt uns der deutsche Missionar Karl Leonhardt in Puerto Monti in Chile, wenn er über die Deutschen dort schreibt:

„Will man die in der deutschen Nation wurzelnde Kraft kennen und schätzen lernen, dann muß man dem Deutschen in die weite Ferne folgen, in die Sümpfe, in die Urwälder Südamerikas, wo er trotz bescheidener Schulbildung, spärlichem Vermögen und geringer behördlicher Unterstützung schon in der ersten Generation geradezu Staunenswertes geleistet hat. Mit Bewunderung und stillem Neid beobachtet ihn der Chilene, der einst reicher und ein viel besserer Kenner des Landes war und doch von dem Deutschen weit überholt wurde."

Das ist die echte unvoreingenommene Stimme über die kulturpolitische Leistung des Deutschen für die Bonitierung der Erde, da, wo man ihn gewähren läßt, und wo eben nicht der „stille Neid" der Großraumbesitzer der Erde die anfängliche Bewunderung in Haß und Hemmung übergehen läßt – gleichviel, ob sie portugiesischen oder spanischen, französischen, britischen oder slawischen Blutes sind.

32. KULTURPOLITIK UND DIE FORMEN DER MACHT

Die Fernwirkung der mitteleuropäischen Kulturpolitik im Schatten entarteter Wirtschaftsformen: Zarentum, Aristokratie des viktorianischen England und die Demokratie der Ideen von 1789 zwischen Napoleon I. und Weltkrieg

Die Lage des europäischen Landes der Mitte hat neben ausgleichenden Vorzügen größere Nachteile. Nicht nur fordert sie für den wichtigsten Teil des europäischen Zerrungsraumes zwischen der Zentralmacht der Steppe und dem Gegenspiel der ozeanischen Randmächte verdoppelte Rüstungsbereitschaft, wenn sie nicht Gefahr laufen will, daß sich von Zeit zu Zeit nach Gustav Adolfs Feststellung für 1630 alle europäischen Kriege gleichzeitig auf ihrem Boden entladen. Der deutsche Lebensraum hat sich auch noch kulturpolitisch mit der Strahlung sämtlicher Entartungsformen der Herrschaftsweise abzufinden, die im letzten Jahrhundert vor dem Weltkriege in Osteuropa, in Nordwesteuropa und in West- und Südeuropa drei entgegengesetzte Spielarten aufwiesen: die Entartungsform der Mon-

Digitized by Google

archie, die Despotie – obendrein zuletzt von einem Schwächling verdorben –; die Entartungsform der Aristokratie als plutokratische Oligarchie des Britischen Weltreichs, der eine kaum verhüllte Plutokratie in den USA. entsprach; und die Entartungsformen der Demokratie, die sich mit allen Spielarten der plutokratisch-proletarischen Übersteigerung der Ideen von 1789, mit kommunistischer Drohung über Frankreich, Spanien, Portugal, vorübergehend auch Italien gelegt und – als Volksfront getarnt – Raum sowohl im Südosten wie im Norden Europas gewonnen hatte.

Wilhelm Roscher hat in seiner „Politik, geschichtliche Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie", dem monumentalsten Werke des großen Macht- und Wirtschaftsphilosophen, auch die kulturpolitischen Gesundheits- und Krankheitszüge der drei Hauptherrschaftsformen so vollkommen gezeichnet, daß die von 1847—1893 ausgereifte Schilderung Ewigkeitswert besitzt und ihre Funde einer kulturpolitischen Betrachtung wie dieser zugrunde gelegt werden können. Kein anderes Großvolk der Erde ist wie das deutsche der gleichzeitigen Angriffswirkung aller dieser Entartungserscheinungen auf seinen Kulturbestand allseitig ausgesetzt. Das ist die Tragik seiner kulturpolitischen Sendung.

Verwandt, aber doch viel weniger umdrängt war die Lage Italiens, in dessen Umwelt die Ideen von 1789 vorwalteten, die es selbst sehr stark in sich aufgenommen hatte, während die Aristokratie es nur von einer außenbürtigen Kraftlinie im Mittelmeer aus bedrängte und die einzige benachbarte, in Zersetzung begriffene österreichisch-ungarische Monarchie, das „ramshackle empire", wie es mit bitterem Spott von Briten benannt wurde, an seiner Alpengrenze keine Angriffskraft mehr besaß. Man könnte die Lage Japans zum Vergleich heranziehen, das mit derselben russischen Despotie zu tun hatte, mit der Gefahr der Ideen von 1789 durch die Einwirkung der USA., die sie auf China wie Japan in plutokratischer Verfärbung übertragen wollten, und mit der britischen Aristo-Plutokratie und ihren imperialistischen Fernzielen sich im Westpazifik stieß; aber alle diese Gefahren – dank seiner Insellage – mit mehr Atemfreiheit und viel größerer Reichweite zu bewältigen brauchte.

Deutschlands Lage zwischen dem Zarentum, dem viktorianischen, von Eduard VII. seltsam philosemitisch umgeformten plutokratischen England und den Demokratien des 1789er Typs war um so schwieriger, als es selbst an der Spitze eine mehr despotisch erscheinende als seiende Monarchie trug, ein landaristokratisches Element im Landtag der Vormacht Preußen des Bundesstaates und ein schwächlich aristokratisch-bürokratisches im Bundesrat besaß, endlich ein verantwortungslos demokratisches im Deutschen Reichstag und einigen Einzellandtagen. So fand jede Entartungsform von außen her bis zur roten, goldenen und schwarzen

Digitized by Google

Internationale im Zweiten Reich eine Saite griffbereit vor, auf der sie zu spielen vermochte und die Strukturfestigkeit des Ganzen gefährden konnte. Die Namen Reval und Zabern und die „gräßliche Flotte" sind Beispiele dafür; ebenso noch in letzter Stunde die Friedensresolution und ihre Hintergründe.

Damit hing zusammen, daß die Umwelt des deutschen Kulturbodens aus ihren verschiedenen Herrschaftsformen, dank gerade ihrer Einseitigkeit, Typen ausgeprägt hatte, die als Kulturträger einen gewissen verführerischen Reiz auch bei uns zu Hause hatten, denen wir – außer der schwer auszuführenden kantigen Eigenart des deutschen Offiziers – wenig andere, gleich werbetüchtige entgegenzustellen hatten, am wenigsten im Rahmen unserer Bürokratie. Man braucht sich nur aus der Zeit des deutschen Dualismus an Fürst Schwarzenberg mit Livreediener und Champagner im ersten Stock und Manteuffel mit Bürodiener und Glas Wasser im zweiten Stock desselben Hauses zu erinnern, wie sie kein Geringerer als Bismarck beschreibt. Österreich-Ungarn hatte wenigstens den Typ des außenpolitisch dilettierenden Grandseigneurs in einer gewissen Dauerform ausgebildet, wenn auch aus ihr zusehends Ungarn und Polen den Deutschen verdrängten.

Die britische Gentry hatte, darin vom festländischen „Staat der Gentry", Ungarn, würdig nachgebildet, den Typ des grundbesitzenden Gentleman als politischen Amateur aus seiner aristokratischen Lebensform in einer Weise entwickelt, die z. B. in Italien erst unter Mussolini anfing, die Macht ihres Eindrucks zu verlieren und im Verhältnis eines britischen Nachkriegsgesandten (d'Abernon) zu einem deutschen Nachkriegsaußenminister (Stresemann) noch einmal einen glänzenden Triumph feierte.

Das Russische Reich wäre in seinen äußerlich guten Zeiten nicht ohne einen liebenswürdigen, sprachenkundigen und vielseitigen Satrapentypus zu regieren gewesen, der auf Franzosen, Deutsche und auch Chinesen (Li-Lobanow) seines Eindrucks sicher war; der Mann, der jene Art Lüge, für die – nach einem bekannten Britenwort – „ein ehrenwerter Mann als Botschafter nach außen gesandt wurde, um für sein Vaterland zu lügen", meisterlich beherrschte und den Tataren entweder überhaupt nicht offenbarte (wenn er nämlich baltischer, deutscher Herkunft war), oder, wenn er doch in ihm als Sarmaten steckte, erst „auf Kratzen hin". („Grattez le Russe et vous trouverez le Tatare.")

Frankreich aber verdankte seiner königlichen Zeit und den Kultureinrichtungen Richelieus und Mazarins eine Formsicherheit und phraseologische Glätte, die sich durch 1789 auf das Großbürgertum übertrug und diesem durch das Vorwalten der französischen Sprache, namentlich in Mitteleuropa, einen Vorsprung sicherte, zumal die Schule Talleyrands am

Digitized by Google

Quai d'Orsay in seinem permanenten Stabe durchaus nicht ausgestorben war.

Diesen Typen gegenüber bewegte sich das deutsche Vorkriegsbeamtentum und der Vorkriegsparlamentarismus wie die Wissenschaft mit einer gleich ahnungslosen kulturpolitischen Hilflosigkeit, und zwar von der Überschätzung von Monarchenworten aus England und Rußland in ihrem materiellen Wert von der allerhöchsten Stelle herab, bis zu der Überraschung sämtlicher maßgebenden Botschafter und des Reichskanzlers Bethmann-Hollweg angesichts des Zusammenbruchs „ihrer Politik". Es lag auf der Linie des Durchdringens der wenigstens ihrem Daseinszweck vollendet angepaßten Typen, wenn die Leitung auch der Auswärtigen Politik innerhalb der Mittelmächte zuletzt in die Hände eines der hervorragendsten Vertreter des hochgezüchteten preußischen Offiziertyps geriet, und es liegt wieder auf dessen Linie, daß er aus besten Grundzügen seiner Erziehung heraus gerade diesem Getriebe auf kulturpolitischem Boden nicht gewachsen war. Mahnend klingt uns Bismarcks Wort ins Ohr von dem bis zum Regimentskommandeur einschließlich in Preußen vollendet hochgezüchteten Offizierstyp, der für die höchsten Führerleistungen der Blutauffrischung von außen bedürfe, woran es zu ihrem Glück der Reihe der Erzieher des preußischen Heeres nicht fehlte. Stehen doch in ihr als von außen im damaligen Sinne kommend beispielhaft Scharnhorst, Gneisenau, Moltke und der Erneuerer des Großdeutschen Reiches, Adolf Hitler und seine nächsten Getreuen, deren Lebenswillen das Fehlen der Kadettenkorpserziehung gewiß nicht geschadet hat, zumal wir uns an Moltkes abfälliges Urteil über die langjährige Unterdrückung erinnern, in der er aufgewachsen ist, und von der er sagt, daß sie ihm den guten, edlen Stolz seiner Seele geknickt habe.

Solche Grenzfälle zeigen, wie sehr auch die beste Typschulung und Typzüchtung beständiger Blutauffrischung bedarf, gerade wenn sie großen kulturpolitischen Umschlägen gewachsen sein soll, aber auch welcher Schaden entsteht, wenn beständig artfremde Typen mit ihrer Dauerwirkung den Eigenwuchs eines Volkes der Mitte gefährden und von ihm in jähem Nebeneinander der kulturpolitischen Wirkungen aufgenommen werden, um dann unwillkürlich ihren Gegensatz auf dem Boden der Mitte zu dessen Schaden auszutragen. So überkreuzten sich kulturpolitisch russische, britische und französische Einflüsse weit im Innern, durchaus nicht nur an den Grenzen des Reiches, und sogar an den Stellen, wo Einheitswirkung in den indopazifischen Raum hinausstrahlen sollte.

Der nachmalige französische Botschafter am japanischen Kaiserhofe, lange Jahre Vorleser der Kaiserin Augusta, war z. B. ein Exponent französischer Kulturpolitik, der durch seine intime Kenntnis des deutschen

Digitized by Google

Regierungsapparates mit seinen Schwächen und Vorzügen der deutschen Macht- und Kulturpolitik unendlich geschadet hat, während sie ihm gegenüber fast wehrlos war. Das war seine Pflicht als französischer Botschafter in Tokio. Welche Dienste muß er der Republik geleistet haben, um vom Vorleser so schnell zum Botschafter emporzusteigen; aber es war eine bedenkliche Schwäche, daß im Herzen deutscher Kulturpolitik dieses Vorbild der französischen an erster Quelle saß.

Die Einrichtung der preußischen und russischen Flügeladjutanten war eine innere Linie der Verständigung, solange die Drähte unzerrissen von Berlin nach Petersburg und von dort zurückliefen; sie hatte ihre großen Gefahren, sobald das Vertrauensverhältnis einseitig wurde, sobald ein durch und durch deutschfeindlicher Außenminister so fadenscheinige Rechtsgründe, wie das angebliche Recht der ersten Ankerung oder des ersten Ankerwurfs gegen das deutsche Erscheinen in der Kiautschaubucht geltend machte und es verstand, das Hauptodium gegen den Eingriff von Shimonoseki auf Deutschland zu wälzen, wobei ihm ein deutscher Gesandter ahnungslos behilflich war.

Bald nachher aber entstand auf Grund des gegenseitigen Verstehens chinesischer und russischer Satrapen in ihrer innersten Eigenart zwischen dem nordchinesischen Vizekönig Lihungtschang und den leitenden Russen (Lobanow und Konsorten) jenes Geheimabkommen über die verkehrs- und wehrpolitische Preisgabe der Mandschurei an Rußland, damit Rußland die Rache des gekränkten Chinesen an Japan vollziehe, das von der Mitte des letzten Jahrzehnts des 19. Jahrhunderts bis heute Unheil über Unheil für den Fernen Osten erzeugt hat: zuletzt aus dem gegenseitigen Verstehen der Träger typischer Entartungserscheinungen zusammensinkender Despotie in Petersburg und Peking. Zahlenmäßig kaum erfaßbar endlich sind die Fälle, in denen kontinentale Staatsmänner der Gentlemansicherheit britischer Vertreter im Ausland oder britischer Kabinettsmitglieder erlagen. Nomen illis est legio!

So ist ein großer Teil der kulturpolitischen Vorkriegsunterlegenheit der europäischen Mittelmächte gegenüber der Einkreisung darauf zurückzuführen, daß sie selbst den Entartungserscheinungen der Herrschaftsformen ihrer Nachbarn keine überlegenen Eigentypen entgegenzusetzen hatten, und andererseits den Hochzüchtungsformen dieser Nachbarn gegenüber hilflos bis zur Wehrlosigkeit gewesen sind, was wohl am meisten die letzte Unterredung des deutschen Reichskanzlers mit dem scheidenden britischen Botschafter illustriert, der Bethmann-Hollweg auf seine Klagen an die unpassendste Adresse ruhig erwidern konnte: „Ja, um Ihre Politik zum Scheitern zu bringen, war ich ja hier, und es ist mir lieb, aus Ew. Exzellenz Mund die Bestätigung des Gelingens dieser meiner Sendung mit

Digitized by Google

fortnehmen zu können!" Daß damit auch die Axt an Wurzeln des Britischen Weltreichs gelegt wurde, war 1914 dem mangelnden Scharfblick Lord Haldanes ebenso wie dem des liberalen Kabinetts entgangen.

Lord Kitchener war der einzige britische Staatsmann von Format, der die Folgen übersah, aber ihm wurde darin in England so wenig geglaubt, wie seinen richtigen Anschauungen über die Kriegsdauer. Freilich war Kitchener im Sinne Margot Tennants kein Staatsmann-Gentleman in dem von dieser Dame und dem Durchschnitt Englands erwarteten und bevorzugten Schnitt. Daher auch das völlige Fehlschlagen ihrer Versuche in Kairo, mit weiblichen Mitteln den männlichsten Mann Großbritanniens zum kulturpolitischen Ausplaudern zu bringen.

Wenn heute das ehedem als Volk der Dichter und Denker mehr verspottete als wirklich geachtete deutsche Volk daran arbeitet, lebenstüchtigere, aber seinen Nachbarn minder erwünschte Einheitstypen hervorzubringen, so liegt der letzte Grund hauptsächlich in der späten Erkenntnis, daß Deutschland eben durch seinen Individualismus den Nachbarn die gefährlichsten Angriffspunkte für den Bestand der Mosaikplatte bot, als die es Fürst Bülow in seiner geschichtlichen Entwicklung einmal schilderte. Nun ist es zum Stahlblock eingeschmolzen und hat gewiß damit an schillerndem Reiz für seine Nachbarn verloren, aber an Beständigkeit und Wettersicherheit gewonnen: unbequemer als vordem für alle, die davon Stücke abbrechen wollten.

33. NEUE WEGE

Die Verschüttung einer europäischen Kulturpolitik und das Suchen neuer Wege. Das Dreieck Berlin—Rom—Tokio als kulturpolitische Tat

Die deutsche politische Wissenschaft und der Ferne Osten stehen heute im reinen Ätherlicht einer vom Erkenntniswunsch geleiteten Gegenseitigkeit.

Jeder Machtwunsch im Bereich des Fernen Ostens ist aus dem politischen Denken und Wissen Deutschlands nach seinen Erfahrungen mit dem Zusammenbruch des guten Europäertums ausgeschieden. Nur große Wellen des Kultur- und Wirtschaftsverständnisses gehen zwischen Deutschland und Japan hin und her, mit dem Streben, jedem künftigen Mißverstehen zwischen Reichen mit einer in vielem so gleichläufigen Geschichte von vornherein den Boden zu entziehen, wie das auch von Rom aus geschieht. Man empfindet den Aufbau der Achse Berlin—Rom—Tokio als kulturpolitische Abwehrtat.

Digitized by Google

Das wird leichter gemacht durch die Entwicklung des politischen Denkens und Wissens in Deutschland, die unter dem Dritten Reich schon große Fortschritte gemacht hat und nach dem Willen seiner Führer noch weiterhin machen soll.

So wird gerade die Japaner und Chinesen angenehm überraschen – es sollte eigentlich auch den Indern bekannt sein –, wie viele volkstümliche Karten über den Fernen Osten und seine Fragen sich in deutschen Zeitungen, Zeitschriften und Volkserziehungsbüchern finden, wie groß der Wunsch ist, von der Mitte des westlichen Vorsprungs der Alten Welt aus ihre Ostseite zu kennen und ihren Fragen gerecht zu werden, und mit welchem Absatz gute kulturpolitische Werke über den Mittleren Fernen Osten rechnen können.

Das ist noch vor kurzer Zeit anders gewesen. „Political science" und seine Unterlage: politisch-geographische und geopolitische Studien vom Boden her, ethnopolitische und rassenkundliche vom Volk und seinem Blute her schienen in Mitteleuropa auf kleine Kreise von Wissenschaftlern beschränkt. Das deutsche Volk, das weitaus zahlenstärkste Kulturvolk Europas – so oft in seiner Geschichte von gewaltigen, weltweiten Träumereien erfaßt –, schien von 1918—1933 seeleneng und kleinräumig geworden zu sein.

Durch einen furchtbaren aufgedrängten Frieden weiter Volksteile und Eigenrechte beraubt – ähnlich wie Japan während seines Kampfes um die Abschüttelung ungleicher Verträge von 1854—1895 und noch länger, oder China seit 1842, Indien seit 1757 –, lag das deutsche Volk in einer Art von Raumhypnose; es vergaß, daß die ganze Welt ein einheitliches Kraftfeld ist und niemand ungestraft sein Weltbild einschränkt. Es schien ihm ein ähnliches Schicksal zu drohen wie Japan, wenn es bei der Selbstabschließung der Tokugawazeit geblieben wäre, dabei aber viele seiner Inseln und Menschen für immer oder doch auf lange Zeitfristen verloren hätte.

Es war ein kleiner Kreis unerschrockener, weitblickender Männer, der durch Aufrütteln zur politischen Tat und Wiedererwecken des brennenden Sehnens nach politischem Wissen als Grundlage erneuten politischen Wollens das ermattete Volk aufwachen hieß, nicht anders, wie es Gandhi und Jawaharlal Nehru für das große Indien nötig halten.

So ist es kein Wunder, daß die Träger der politischen Tat in Deutschland, ausgehend von den ersten Männern um Adolf Hitler, und die Erneuerer politischen Denkens sehr bald Hand in Hand und gleichen Schrittes gehen lernten. Aus diesem gemeinsamen Gang erwuchs die heutige Stellung der politischen Erziehung in Deutschland mit ihrer Riesenaufgabe, politisches Wissen nicht nur in kleinen akademischen oder wissen-

Digitized by Google

schaftlichen Kreisen lebendig zu erhalten, sondern so in das ganze Volk hineinzutragen, daß es als Echo zur Schallverstärkung der politischen Führer aus dem ganzen Reichs- und Volksboden widerklingt.

Dazu müssen nicht nur die Träger des politischen Wissens und alles, was ihnen nahesteht, große Opfer an verdoppelter Arbeitszeit und Leistung bringen, zuerst durch Sammeln ihres Stoffes aus den Nachrichten in aller Welt, dann durch Einbau in ihr Wissen und seine Popularisierung; es müssen vor allem jene schwer arbeitenden Volksgenossen mit den arbeitsmüden Händen an ihren Feierabenden Nervenkraft und Zeit opfern, um ihr politisches Wissen zu vermehren, statt sich der reinen Erholung und Freude oder Rast hinzugeben. Es ist einer der tapfersten Verbreiter geopolitischen Wissens in Deutschland, der Pfälzer Dr. Roth, tagsüber Leiter einer großen Fabrik, der schreibt: „Wer auf diese Weise arbeiten will, der muß sich zunächst selbst ausbilden." Er muß das Beispiel geben, das mehr ist als Lehre. Aber welche Leistung liegt darin! Freiwillige Mehrarbeit über den Beruf hinaus, im Dienste der Volkserziehung! „Die meisten von uns sind Leute, die täglich um 5 Uhr oder 6 Uhr aus dem Beruf nach Hause kommen, nachdem sie vor 8 Uhr in der Frühe – viele mit weiten Anmarschwegen, z. B. an der Saar von 6 Uhr an – mit der Tätigkeit begonnen haben." „Wer sie kritisiert", schreibt einer, „der soll erst nach solchem Arbeitstage an regnerischen oder kalten Winterabenden in einem Kleinauto aufs Land fahren, mit einem Paket – in Freistunden! – selbstgezeichneter und -gemalter Karten unterm Arm, um einen Vortrag in irgendeiner rauchigen Wirtsstube zu halten – wo ihn freilich stundenlange gespannte Aufmerksamkeit belohnt –, um erst spät nach Mitternacht wieder nach Hause zu fahren."

So wird wurzelechte politische Bildung ins Volk getragen, und so entsteht das politische Weltbild des Gesamtvolkes, das Adolf Hitler und seine Leute von der politischen Wissenschaft ihres Landes und Volkes fordern. Wenn dabei vielleicht dem Ausländer zu oft das erweckende Schlagwort: „Blut und Boden" entgegenklingt, so bedeutet uns diese Verbindung eben nebenher das höchste Maß von Zusammenwirken von Geistes- und Naturwissenschaft zum edelsten politischen Erziehungswert: der Erkenntnis der Notwendigkeit seiner Selbsterhaltung im Daseinskampf als Volk.

Wer ihn zu eigen gewinnt, der wird dem fremden Volk, seinem Staatskörper und seiner Volksseele ebenso gerecht werden, wie dem eigenen, aber dann eben auch unerschütterlich auf dem Raum- und Lebensrecht des eigenen Volkes bestehen, ohne das fremde zu kränken, und dafür zu jedem Opfer bereit sein.

Aus solcher Auffassung volksverbreiteten, wurzelfesten politischen

Digitized by Google

Wissens heraus glauben wir in Deutschland, auch kulturpolitisch, einer Fortentwicklung der Menschheit zur Achtung gleichen Rechts auf Lebensraum und Atemfreiheit weltüber am besten zu dienen. Selbst in ungeheuerem Volksdruck auf verstümmeltem Raume eingeengt, wissen wir, was Raumenge für eine Halbinsel, für ein Inselvolk bedeutet, und suchen aus den Fragen seiner Volkspolitik und Bevölkerungsverdichtung heraus die Fragen des Mittelmeeres und des Mittleren und Fernen Ostens wie des Pazifik zu verstehen.

Wer von dorther aus indopazifischem Bereich nach Deutschland kommt, wird zu seiner Überraschung in Volksgespräch und Tageszeitung einer fortschreitenden Entwicklung des weltpolitischen Verständnisses, überseeischer Kenntnisse, des ganzen kulturpolitischen Weltbildes begegnen. Sie zeigt, wieviel auch in beschränktem Raum Mitteleuropas, mit kleinen Mitteln, aber heißem Herzen auf diesem Felde an Volkserziehung geleistet werden kann, aus dem Bewußtsein, daß dieser Dienst am Volk zugleich der beste ist, den politische Wissenschaft der Menschheit leisten kann.

Es ist zunächst der Dienst des unbekannten politischen Soldaten an seinem Volk. Dankbarer ist der des von Weltruhm umglänzten politisch-wissenschaftlichen Vorkämpfers.

Ein Vorbild dafür ist uns im Verhältnis zum Deutschen über See und seiner Kulturpolitik Ferdinand von Richthofens Lebenswerk.

Es sind eine Reihe klingender Namen, die das Freiherrngeschlecht von Richthofen dem deutschen Volk geschenkt hat, Gelehrte, Diplomaten, noch jüngst mit dem strahlenden Meteor des berühmten Kampffliegers Manfred v. Richthofen, aus Tagen schweren Gefechts aufglänzend. Am weitesten hinein in künftige Geschlechter aber wird wohl der Name dessen stet und ruhig leuchten, dessen hundertsten Geburtstag wir 1933 am 5. Mai in Ehren hielten: Ferdinand Freiherr von Richthofen, der große Geologe und Geograph, der Chinakenner und Aufspürer von Kiautschau, das Vorbild selbstloser deutscher wissenschaftlicher Leistung über See, der den Schweden Sven Hedin für die deutsche Kulturpolitik gewonnen hat.

Gerade in Zeiten, die den Flug in die Ferne für Mitteleuropäer so schwer machen, die den Deutschen über das erträgliche Maß an die zu knapp bemessene Scholle Mitteleuropas binden und ihm die Wanderflügel stutzen – gerade jetzt ist Richthofen uns ein Vorbild, wie man dennoch, trotzdem den Weg in die Weite findet. Nicht nur den Weg in die Weite, nein, auch in Höhen der Betrachtung, von denen aus man Weltferne überschaut, fremde Länder besser kennt als ihre Bewohner und ihnen erst den Weg zu den eigenen Schätzen weist, wie den Landsleuten die Wege in jene Fremde und die Mittel zum Fußfassen, zum Machterwerb darin.

Denn besser als viele Minenprospektoren kannte er die Goldschätze

Digitized by Google

Kaliforniens, die er in den sechziger Jahren von San Franzisko aus in Kalifornien und der Sierra Nevada durchforschte. Vertrauter als vielen Ostasiaten war ihm der Ferne Osten, den er von 1860 bis 1862 mit der Expedition des preußischen Gesandten Eulenburg zuerst betrat. Tiefer als die Chinesen selbst durchschaute Richthofen die Schätze der „gelben Erde", die mächtigen Kohlenlager, den ganzen weiten Aufbau des Reiches der Mitte, von wo er erst 1872 nach Europa zurückkehrte. Aber als dauerndes Zeugnis trägt dort eine mächtige Gebirgskette zwischen China, Tibet und der Wüste Gobi, etwa sechstausend Meter aufragend, ein gewaltiger Anblick von Norden, von der alten Seidenstraße her, seinen deutschen Namen in die Ewigkeit, solange es eine Geographie von Asien geben wird.

Dann folgten arbeitsvolle, äußerlich ruhige Meisterjahre in der Heimat: Lehrtätigkeit in Bonn von 1879 bis 1883, in Leipzig bis 1886 und endlich die rastlose Organisationsleistung in Berlin; der Aufbau des Geographischen Instituts 1887, der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, der Vorsitz des Internationalen Geographenkongresses in Berlin 1899 und endlich die letzte reifste Schöpfung von 1901 bis 1905: das Institut für Meereskunde, zu dessen Weihe – wie ein Weistum für auslanddeutsche Überseearbeit und ein richtiges politisches Verhältnis des Binnenländers zum Meer – die berühmte Rede über „das Meer und die Kunde vom Meer" klang.

Sie ist vielleicht das großartigste Stück, das wertvollste Juwel in Richthofens gewaltigem wissenschaftlichen Vermächtnis, so bescheiden sich ihre Blätter neben den vier Monumentalbänden des Chinawerkes und seinem geradezu ahnungsvollen Atlas und zahlreichen anderen Fachabeiten ausnehmen mögen.

Aber es sind nicht immer unsere dicksten Wälzer, in denen das Beste und Feinste steht, das wir kulturpolitisch zu vererben haben; und das Allerbeste geht ja doch von Mund zu Mund, lebt in den Seelen der Jüngeren, die wir unserem Werk gewannen. Auf diesem Wege ist vielleicht Richthofens heiligstes Gedankengut weitergegangen und wirkt heute noch in seiner Schülerschar im deutschen Land. Zur gleichen Stunde hielt Erich von Drygalski – der Richthofens und seinen eigenen Namen in die Antarktis, den Vorhof des Südpols trug und seinem Lehrer einen Nachruf gewidmet hat, als er am 6. Oktober 1905 in voller Schaffenskraft dahinging – in der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und im Kreise des Ferdinand-von-Richthofen-Tages die Gedenkrede, die sonst in München kein anderer hätte halten dürfen als er, der beste Hüter von Richthofens Erbe, den wir in München haben.

An seiner Stelle nur sprach ich im Münchener Reichssender von diesem Erbe an die deutsche Nation, das gipfelt in der Lehre: Wissen ist die Vor-

Digitized by Google

bereitung jeglicher Macht – auch und erst recht der Macht über See, in wesensfremde, und doch durch Wissen überwundene Landschaft hinein.

Beispiel ist mehr als Lehre: schon der tote, gesammelte Stoff der Seegeltung des Zweiten Deutschen Reiches im Institut für Meereskunde, die Gedächtnishalle der verstaubten, versunkenen, einst so stolzen Schiffe, deren Modelle dort aufbewahrt sind, der Nachweis des ungeheuren Aufwandes an wissenschaftlicher und wehrtechnischer Arbeit für diese Seegeltung müßte ein erschütterndes Zeugnis geben und den Schwur der Nachfahren hervorrufen, daß diese ganze Leistung nichts Einmaliges, nichts Vergebliches bleiben dürfe!

Noch mehr aber wirkt das Beispiel der Lebensführung überzeugend, und von ihm vor allem soll hier die Rede sein.

Vergessen wir doch nicht: was sich damals dem jungen Richthofen bei seinem ersten Hineintauchen in die Wunderwelt des Fernen Ostens und seiner uralten Kulturmächte auf die Lippen und in die Reisetagebücher drängte, das hatte in dem guten, alten Lande der Dichter und Denker vor der Gründung des Zweiten Reiches überhaupt noch keinen wissenschaftlichen Namen – es galt und passierte höchstens als Reisebeschreibung, gedeckt durch den guten Ruf des jungen Geologen. Als ein frühes Vorbild großdeutscher Zusammenarbeit hatte er, der Schlesier aus dem ostdeutschen Karlsruhe, in Österreich, im Wiener Institut und in den Alpenländern sich seinen ersten Namen gemacht.

Aber was Richthofen, jenseits von aller Geologie, als lebendigste Zeugnisse der Kultur, Macht und Wirtschaft Japans mit dem ganzen Reiz der ersten Eindrücke, mit dem Mut zu einer heute längst gerechtfertigten, damals kühnen Prognose niederschrieb, was viel später der Ferdinand-von-Richthofen-Tag veröffentlicht hat, das nennen wir heute Geopolitik vom reinsten Wasser und sehen eines der wichtigsten Hilfsmittel unserer staatsbürgerlichen Erziehung, eine Grundlage praktischer Staatsführung darin.

Nicht anders war, was Richthofen später in Verbindung mit Tirpitz für das Hinauswenden des deutschen Gesichtes auf die See ins pazifische Zeitalter, für die Auswahl von Kiautschau als Flottenstation, als Berührungspunkt mit China geleistet hat. Nie hat er die Verantwortung für rechtzeitige Mahnung seines Volkes gescheut!

Nie hat dieser Große die schwächliche Furcht so vieler wissenschaftlicher Leuchten gekannt, mit ihrer Vorausschau hinterm sicheren Berge zu halten, bis Prophezeien keine Gefahr mehr bot, bis aber die Politik des Reiches auch keiner Führung, keines Rates mehr zu dem selbstverständlich Gewordenen bedurfte. Dieser Mut zur politischen und wissenschaftlichen Verantwortung, mit dem solche Männer wie Ratzel und Richthofen in die Breschen sprangen, der ist – bei allem Reichtum ihres sonstigen

Digitized by Google

geistigen Nachlasses – vielleicht der größte Schatz, den sie ihrer Wissenschaft als Führerin, als Machtwerkzeug ihres Volkes hinterließen.

So fleißig viele ihrer Nachfahren – von diesem Reichtum zehrend – weiterackerten: das Vorantragen dieser Fackel haben sie nicht mit dem gleichen Verantwortungsmut, mit der gleichen Kühnheit weitergeführt. So kam es, daß wir heute an einer gewaltig bewegten Zeitenwende, mit mehr Abstand zu diesen Männern, auch die überragende Größe ihres Lebenswerkes nicht nur in der wissenschaftlichen Stofferschließung, sondern gerade im Beispiel auch des politischen Führertums und der Vorausschau vergleichend ermessen!

Aber wir vergessen dabei nicht, daß diese Gabe und Leistung, neben der angeborenen Schaufähigkeit und Seherkraft (Intuition) auf einer unermüdlichen Fleißanstrengung beruht, die in mehr als einem Jahrzehnt China in seinen gewaltigen Raumtiefen, das Japanische Reich, die Philippinen, weite andere Randgebiete des Pazifischen Ozeans erwanderte und durchdrang. So lag das größte Machtfeld der Erde, als es anfing, zum wichtigen Gegenstand der Weltpolitik zu werden, als auch wir dort unseren Platz an der Sonne suchten, vor Richthofens Augen, wie ein aufgeschlagenes Buch. Alle wichtigen Anhaltspunkte für Kultur, Macht und Wirtschaft verbanden sich bei ihm mit höchst lebendigen Vorstellungen und Einblicken; er wurde so der berufene Ratgeber der politischen Überseeführer des Reiches, der Erzieher ganzer Geschlechter von Seemännern und Forschungsreisenden zu jenem unvergleichlichen Hand-in-Hand-Gehen von Wissen und Macht, das Weltreiche erbauen kann.

Als dieses Werk auf der Höhe seines Erfolges oder doch des Anlaufes dazu schien, da berührte den Starken, Unermüdlichen 1905 der Tod. Ein Jahrzehnt danach hatte es die furchtbarste Kraftprobe zu bestehen, die jemals der überseeischen Leistung eines Binnenvolkes auferlegt wurde; anderthalb Jahrzehnte danach lag es in Trümmern – kein Menschenalter später stand es in Europa aus ihnen wieder auf. Noch hatte in dem so oft von Richthofen befahrenen Pazifischen Ozean der Siegesgott die schwarzweißrote Flagge geküßt, die von ihm ausgewählte Kiautschaubucht mit dem grünen Tsingtau die kluge und sichere Hand der Auswahl erwiesen; ja, sie bewährte sich sogar noch, als Kiautschau in japanische Hand geraten war, die genau nach den vorgefundenen deutschen Plänen weiter arbeitete. Vieles, was der junge Begleitgeologe der Mission Eulenburg ahnungsvoll ein Menschenalter zuvor über die Entwicklung damals im Keim liegender Welthäfen, chinesischer und japanischer Zustände vorausgesagt hatte, hat sich bewährt.

Nur was er warnend seinem Volke über die Entwicklung Japans schon 1903 gesagt hatte: „nie ist in einem Volk so jäh latente Energie in kineti-

Digitized by Google

sche umgewandelt worden", das hatte sich die heimische Staatskunst und Diplomatie nicht gesagt sein lassen. Sie war überrascht worden, weil sie die Warner nicht hören wollte, die zu ihr gesandt worden waren, die dicht neben ihren Zentralen in der Wilhelmstraße und unweit der Linden vergeblich predigten.

Was ist ihr Lebenswerk uns heute, da wir mühsam aus einem verstümmelten Festlandraum ohne überseeische Geltung die Lebensmöglichkeiten des zahlenstärksten europäischen Kulturvolkes mit seinen unzähligen Millionen wieder aufbauen sollen? Nun erst recht wird uns ihr Beispiel mehr sein als ihre Lehre, so unersetzlich uns schon diese Lehre ist – zunächst allein mit dem großen Chinawerk, an dem heute noch keiner vorbeigehen kann, der es ernst mit der Erforschung der Arbeit an einem Viertel der Erdbewohner nehmen will.

Aber wichtiger noch als diese Fundamentalschöpfungen an fremdem Land sind uns die Winke und Weisungen für das Leben und Werden des eigenen! Sie finden sich zum Teil verstreut in jenem köstlichen „Führer für Forschungsreisende", dem Niederschlag der Antworten auf unzählige Fragen, die an den berühmten Chinaforscher gerichtet waren; sie finden sich als Gedankensplitter von seherischer Kraft vor allem in den später veröffentlichten „Tagebüchern", zerstreut in vielen akademischen Reden, namentlich dem Überseeprogramm in: „Das Meer und die Kunde vom Meer". Sie wirken endlich fort in vielen warmen und temperamentvollen Briefen und persönlichen Erinnerungen, erst 1933 in einer Briefsammlung, die Sven Hedin mit einem Begleitwort als Festgabe des Gedenkens großzügig dem deutschen Volke preisgegeben hat, für das er in bösen Tagen so mutig eintrat, was diesem schwedischen Schüler Richthofens immer unvergessen bleiben soll.

Damit sei eine der stärksten Wirkungen dieses jenseits des Grabes Lebendigen berührt: die Fähigkeit, aus dem eigenen Volke volkstreue Führer der Menschheit heranzuziehen und aus fremdem in Hoch und Nieder dem seinen Freunde zu gewinnen, Freunde, die farbecht waren wie er selbst! So als ein farbechter, manchmal bis zur Herbheit kantiger, lotrecht gebauter und dann wieder warmherzig hingebender Führer und Erzieher von Führern zu kulturpolitischer Erdenschau, so steht F. v. Richthofen vor uns – und in der Fülle seines morphologischen und landeskundlichen Wissens, worauf diese Schau gegründet war. Wie fest diese Grundlage war, das verriet sein geomorphologisches Werk, das verrieten selbst die scheinbar herausfallenden Vorlesungen über „Allgemeine Siedlungs- und Verkehrsgeographie", die 1908, längst nach dem Tode, sein Schüler Schlüter gesammelt hat. Aus ihnen leuchtet heraus, wie dem großen Geographen über allem anderen die Formung des eigenen Volkes zur bestmöglichen

Digitized by Google

Erfüllung seiner Aufgabe in der Welt gestanden hatte, und wie tief ihm die Überzeugung saß, daß es kein edleres Ziel der Wissenschaft geben könne, als die Besten seines Volkes als Führer stark für dessen Kampf ums Dasein auf Erden zu machen und mit dem besten geistigen Rüstzeug dafür zu waffnen!

Die kulturpolitische Bewegungswucht (Dynamik) der Großräume der Erde ist freilich in jähem Wachstum größer geworden, als daß sie heute noch eines Einzelnen Kulturleistung meistern könnte.

Unter den vielen kleinen Anlässen und Ursachen des Weltkrieges war eine große zu wenig beachtet worden, der die Westmächte durch Zerstörung der mittel- und osteuropäischen Großräume zu begegnen versuchten: eine im wesentlichen doch unaufhaltsame Umwertung der Großräume der Erde, die natürlich ein allgemeines Unbehagen innerhalb der bestehenden Machtverteilung, der immer mehr gestörten Wirtschaft, ja aller, die Umlagerung fühlenden Kulturträger verursachte.

Deutlich gesehen wurde die gesteigerte Raumwucht großer Getreideländer, wie der russischen Landmasse, Argentiniens, die Wirtschaftswucht der Vereinigten Staaten, schon 1892 durch Brooks-Adams („Wandern der Wirtschaftszyklone") verkündigt, durch Mahan und Roosevelt den Älteren verwirklicht; weniger deutlich die Wende zum pazifischen Zeitalter, die immerhin schon 1909 Lord Kitchener als drohende Einbuße Englands und Deutschlands durch einen zwischen ihnen geführten Krieg erkennbar war.

Der Wiederaufstieg der dichtbevölkerten Monsunländer zur Selbstbestimmung konnte eigentlich nach der Fanfare des Russisch-Japanischen Krieges keinem Hellsichtigen mehr verborgen bleiben und wurde doch noch ein Jahrfünft nach dem Weltkriege ernsthaft in Zweifel gezogen, als mein Buch darüber erschien.

Kurzsichtigen Staatsmännern konnte durch die kleinräumige und europazentrische Zerschlagung der ehedem immerhin einheitlichen Macht- und Wirtschaftsräume der drei Kaisermächte in eine Trümmermasse von Staats-Breccien eine Bannung des Unsicherheitsgefühls gelungen erscheinen. Viele Gernegroße kamen sich 1919 sogar raumweit vor. Aber schnell zerbarst 1920/21 die Nachkriegs-Scheinkonjunktur, und bereits die Konferenz von Washington wurde von Europa aus mit vielen langen Gesichtern betrachtet. Jetzt erst zeigte sich, wer in Wahrheit gewonnen hatte, und wie es mit der Selbständigkeit der neuen Kleinräume in der Weltmachtwirklichkeit stand. Europa hatte verloren!

Gegen die Einsicht in diese harte Tatsache sträubten sich – aus begreiflichen, aber darum doch irreleitenden Gründen – vor allem die politisch-wissenschaftlichen Stimmführer der während des Weltkrieges neutral ge-

Digitized by Google

bliebenen Lebensformen, die nicht einsehen wollten, was sich an ihren, doch schließlich unverändert gebliebenen Räumen geändert habe.

Zum erstenmal angesichts ihrer Zwangslage beim Mußeintritt in den Völkerbund wurde es der Schweiz klar, wieviel sie an politischer Bewegungsfreiheit durch „Europas peloponnesischen Krieg" eingebüßt hatte, ohne doch mitgetan zu haben. Langsamer folgten die Skandinavier, zunächst durch die trügerische Nachkriegskonjunktur ebenso getäuscht, wie Spanien und Japan. Selbst ein so weitblickender Geist wie der schwedische Staatsdenker Rudolf Kjellén schrieb am Schluß seiner „Großmächte" vor der Behandlung des Völkerbundes eine Art „Rettung der Kleinstaaten" gegenüber den großen Mächten – uneingedenk der vielen Stellen seines Gesamtwerkes, an denen er sich zu den Ideen Ratzels bekannt hatte, nicht zuletzt zu dem „Gesetz der wachsenden Räume" und des Überwiegens der groß- und weiträumigen politischen Auffassung gegenüber der eng- und kleinräumigen Denkweise.

Diese eine Seite aus Kjelléns ursprünglichen „Großmächten" liest sich, wie eine oratio pro domo – beinahe eines advocatus diaboli – in ihrer Spitze wider das Latifundienwesen im Staatensystem –; trotzdem haben wir sie aus Ehrfurcht vor ihrem Urheber in die Neuauflage der „Großmächte" aufgenommen. Aber die andere Vorhersage Kjelléns scheint uns durch die bisherige Entwicklung nicht gerechtfertigt: eine andere Zeit werde vielleicht einen allgemeinen Umschwung zugunsten der politischen Kleinwirtschaft erleben, wenn erst der planetarische Schauplatz vollständig bearbeitet sei.

Es wäre ungerecht, die weiteren, darauf gegründeten Urteile zu verschweigen: „Der Trieb der Menschheit zu Sonderbildungen ist ebenso stark wie der zum Zusammenschluß, und die Kultur würde leiden, wenn einer von beiden endgültig unterdrückt würde." Aber nach zeitweiliger Unterdrückung der Kleinwirtschaft sieht das planetarische Kraftfeld heute zweifellos aus.

Wenn Kjellén weiterschreibt: „So beruht die Daseinsform der Kleinstaaten letzten Endes auf der Idee der Menschheit selbst. Über dem Kleinstaat steht die Großmacht, aber über der Großmacht steht die Menschheit, die für ihre Ziele beide nötig hat", so wird sich dagegen sagen lassen: Aber nach dem geopolitischen Antlitz der Erde, wie es etwa die schöne geopolitische Weltkarte von Justus Perthes zeigt, stehen zunächst und auf absehbare Zeit die Bewältiger, die Organisatoren der großen Räume höher im Kurs als Kleinstaaten und Menschheit zusammen.

Das beweisen nicht nur die Prestigeminderungen des Völkerbundes, die Ohnmacht der Neun- und Viermächteverträge, der Abrüstungsverhandlungen in Washington 1922, in London 1930, in Genf 1933, der Fehlschlag

Digitized by Google

der Friedenswalter in der Mandschurei 1932 und 1937/38, das jammervolle Versagen des Minderheitenschutzgesetzes allerwärts. Noch mehr sprechen dafür die raumweiten Verspannungen und Zusammenschlüsse, wie der Friedens-, Freundschafts- und Schiedsgerichtsverträge zwischen Argentinien, Brasilien, Chile, Paraguay und Uruguay mit stiller Teilhaberschaft von Mexiko, die Nichtangriffspakte der Sowjets, die Länderfragenregelung auf deutschem Volksboden durch die Reichsstatthalter und die Verwirklichung Großdeutschlands, Italiens Imperium, die gegenseitigen Verstrebungen auf dem Balkan.

So deutlichen Raumverbreiterungen auf dem Gebiete der Macht gingen wirtschaftliche vom Umfang der britischen Weltreichskonsolidierung von Ottawa voraus, die natürlich nicht ohne Rückwirkung auf andere große Kolonialreiche, wie das französische, bleiben konnten. Sie zeigten zweifellos einen Leitzug nicht nur der seit der Rohstoffkrise versagenden Weltwirtschaft an, sich auf weitere, in sich verfestigte Großräume zurück – und auseinanderzuziehen, sondern auch konforme Bewegungsrichtungen der Kulturpolitik und Machtverteilung auf unserem Planeten. Die bei der Völkerbundskonstruktion übersprungenen großen Teilräume der Erde, die Weltteile melden sich zum Wort und andere Panbewegungen mit ihnen.

Riesengroß wächst angesichts solcher Grundzüge eines Zeitalters mit der deutlichen Neigung, ein Aktionszentrum im pazifischen Raume zu bilden, die Gefahr der abseitigen, kleinräumig gewesenen oder gewordenen Mächte mit hohem Volksdruck, die nicht ein ganzes Zeitalter lang, bis etwa Kjelléns Vorhersage Gestalt gewinnt, ein Glück im Winkel führen können, wie Deutschland, vielleicht auch Italien. Das müßte sie zusammenführen! Hier versammeln sich die Hauptleidtragenden der Großraumbildungen mit außereuropäischer Schwerpunktlage seit dem Weltkriege, unter denen Deutschland zwar nicht allein, aber in vorderster Stoßreihe steht, mit etwa 27 Millionen Menschen zu viel für die natürliche, autarkische Tragkraft seines Volksbodens.

Unter den großen Kulturvölkern und Großmachtkernen der Erde stehen ihm Italien, wie Japan, mit einer ebenfalls für die Tragkraft ihrer Stammböden zu hoch getürmten, überindustrialisierten Volkswirtschaft und noch größerem Menschendruck auf den Quadratkilometer (bis zu 969 auf hochwertigem Boden in Japan) nahe; aus tiefen geopolitischen Gründen also haben alle drei verwandte Formen: den Nationalsozialismus, den Faschismus, das vaterländische (Aikoku-)Streben entwickelt und verstehen sich dabei – bis zur Aufrichtung des Dreiecks Berlin—Rom—Tokio.

Aber die Volksdruckgefahr verringert sich bei Italien wie Japan doch dadurch, daß es beiden in letzter Stunde gelang, ihren Volksdruck durch Auspuffmöglichkeit in weite, untersiedelte Räume ihres Machtbereiches

Digitized by Google

zu mildern, so daß er bei Italien bis auf 16 auf den Quadratkilometer des Gesamtreiches sinkt, für Japan immerhin weite aufnahmefähige Räume weit unter 100 als Sicherheitsventil offen hat, während Deutschland die bedrohliche Zahl zwischen 140 und 150 für den gesamten Volksboden zeigt. Die besonders überdrängten Räume weisen noch viel höhere Ziffern auf, wie Ruhrgebiet, Rheinland, Braunkohlenmulde, Sachsen u. a.

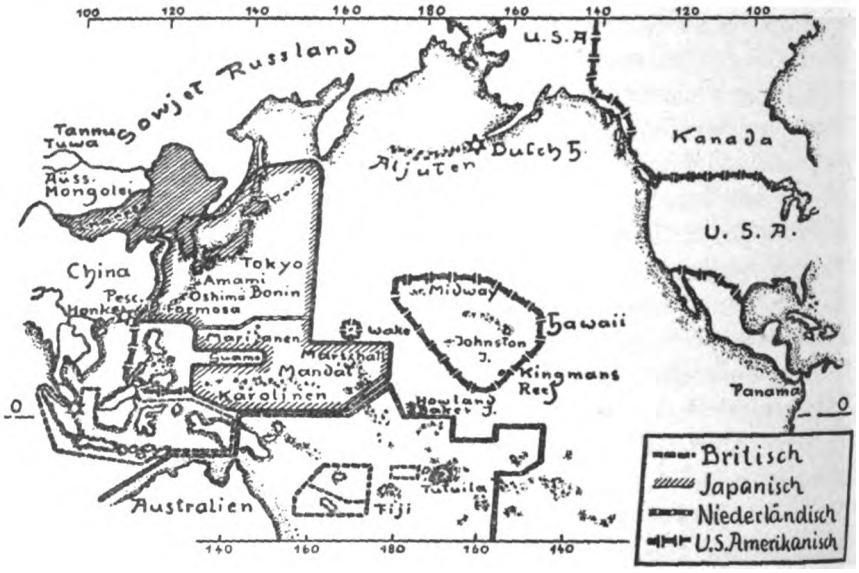
Das sind furchtbare Druckzahlen, verglichen mit denen der Großraumbildungen, die deshalb zum Vergleich hierher gesetzt werden mögen: die Volksdruckzahlen, bezogen in runden Zahlen auf den verfügbaren Gesamtraum unter der betreffenden Flagge sind für Rußland 7, für Frankreich 9, für Belgien 9 (Kongostaat!); für Großbritannien 12, für USA. 15, für Italien 16, für die Niederlande 20 (gesteigert durch den hohen Volksdruck von Java), für Deutschland aber 140! Das ist die Folge der Vernichtung seiner beginnenden Großraumbildung durch Versailles, das der deutschen Ausdehnungsmöglichkeit mehr als 3 Millionen Quadratkilometer entriß, und damit vor allem die Möglichkeit, das Ferment der Kulturpolitik, den Sprengstoff der weiträumigen, ausdehnungsbedürftigen Menschen in weite Kolonialräume zu entlassen. Dadurch erst wurde es im Sinne Mussolinis zur überladenen und überpreßten Bombe, weit mehr noch als Italien und Japan, die diesen Begriff auf sich selbst angewendet und der öffentlichen Meinung der Welt erfolgreich dargetan haben.

Welche unmittelbare Folgen großräumige Anschauungen, auf weite Räume angewandt, für die Bewegungsmöglichkeiten der Kleinräumigen auf Erden haben, geht am klarsten aus dem Spiel mit dem Begriff des freien Meeres und der gebundenen Küsten- oder Territorialgewässer hervor. Wenn etwa für die Fahrt Manila—Hawai—Pudget Sund—Panama—New York mit rund 30000 km die Ausschließlichkeit U.-S.-amerikanischer Küstenschiffahrt angemeldet wird, wie das in Washington im Senat tatsächlich geschah; oder wenn ein ganzer, als Commonwealth zusammengefaßter Weltteil wie Australien ebenso mit seiner Küstenschiffahrt verfährt oder Japan mit 52000 km Küstenentwicklung; wenn die Sowjets die Küstengewässer willkürlich um viele Kilometer weiter hinaus verlegen, Chile, die Türkei u. a. dem bösen Beispiel der Großen folgen: dann bleibt für den Zwischenhafenverkehr der Kleinräumigen überhaupt kein Spielraum mehr als die eigene, dürftige Küste. Dabei werden Deutschland, die Nachfolgestaaten, aber schließlich auch uralte Zwischenhändler, wie Norwegen und die Niederlande, auf ihre Kleinräumigkeit, ihre gemeinsame Lebensgefährdung durch solche Grundzüge der Großraumbildung geradezu hingestoßen. Damit werden ihre Dampferfriedhöfe zu Dauereinrichtungen, nicht, wie so oft geglaubt wird, zu vergänglichen Krisenerscheinungen.

Digitized by Google

Daß man aber aus jahrhundertweiter (säkularer) weltgeschichtlicher Beobachtung wohl zu der von Kjellén vertretenen Meinung kommen kann, daß ein rhythmischer Wellengang zwischen großräumigen und kleinräumigen Zeitaltern im Bereich der Möglichkeit läge, das läßt sich aus dem Werdegang der Großräume von heute und ihren verhältnismäßig kurzen Vorstoß- und Ausweitungsperioden verteidigen.

Der größte einheitliche, politisch untergeteilte, aber unter eisernem Kultur- und Wirtschaftszwang gehaltene Großraum der Erde, das Sowjetgebiet, verdankt seinen Aufstieg zur Großräumigkeit einem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von neunzig Jahren des Vordringens der Russen



Karte 18. Wehrgeopolitisches Machtbild des pazifischen Raumes.

von der Wolga zum Pazifik. Ihn haben sie (was man in Europa oft übersieht) um ein halbes Jahrhundert früher erreicht als die Ostsee und damit das „Fenster nach Europa" – und nur um anderthalb Jahrhunderte später als die ersten Westeuropäer ins Weiße Meer vorstießen, in einer Zeit, wo die überseeische Welt zwischen Spanien und Portugal aufgeteilt schien, die heute nur mehr kümmerliche Reste ihrer ehemaligen Großräume innehaben.

Der weltumspannende zweite koloniale Aufschwung des heute nach eigener Aussage zwischen drittem und viertem Reich schwebenden Britischen Weltreiches begann um die Zeit des Verlustes der nordamerikanischen Kolonien, aus denen in wenig mehr als einem Jahrhundert die zweitstärkste Einheits-Großraum-Macht der Erde – USA. – erwuchs, der noch vor wenig mehr als einem Jahrhundert durch Landungsmannschaften des

Digitized by Google

Mutterlandes die Bundeshauptstadt verbrannt werden konnte, die noch vor einem halben Jahrhundert in einem zwiespältigen Kampf um ihr Dasein lag.

Umgekehrt durchlebten die spanisch-amerikanischen Landschaften, nachdem sie drei Jahrhunderte einen der am meisten planmäßig aufgebauten Großräume unter der Krone Spaniens gebildet hatten (dessen Organisation in der „Geopolitik" 1933 von Samhaber in ihren Ideengrundlagen geistvoll dargestellt worden ist), – trotz Bolivar – eine chaotische Kleinraumzersetzung, bis die Annäherung der ABC-Staaten, dann der Fünfervertrag sie daraus zu befreien begannen (Herbst 1933) und 1938 die Lima-Konferenz eine Art passiver Kooperationsbereitschaft brachte.

In Ostasien löste sich fast unter den Augen des jetzt lebenden Geschlechtes der Riesenbau des chinesischen Großreiches, den noch bis zum Ende des 18. Jahrhunderts Kien Lung aktiv und dynamisch beherrscht hatte, in seine Außenbestandteile auf, verlor von fast 18000 km seines Küstenzutrittes mehr als 10000 km Küstenentwicklung, die bis auf 7100 km einschrumpfte, und die Verfügung über Birma, Siam, Annam, Nepal, große Teile Zentralasiens, Tibet, Mongolei und Mandschurei, außerstande, eine wirksame Gewalt über die altchinesischen Stammlandschaften zu üben. Japan aber kam in der gleichen Zeit von einem an sich schon großen Küstenumfang von einigen 27000 km zur fabelhaften Länge von über 52000 km, bei nur zwischen 1200 und 1500 km völkerrechtlicher Landgrenzen (Yalu-Paiktoshan-Tjumen) und vollzog in scheinbarem Frieden den Aufstieg zur beginnenden Großraumbildung in Ostasien und Nordasien.

Diese werdende Großraumbildung zwischen ausgreifenden Großräumen, die selbst noch nicht an Sättigung denken, ist der Grund der pazifischen Krise, die seit Mitte September 1931 aus dem latenten in ein akutes Stadium getreten ist, mit einer weiteren Verschärfung 1937 und 1938. Darin stand Japan vor allem in der Entscheidung, ob es aus einem unerträglichen Volksdruck heraus die Wege ozeanischer oder kontinentaler Raumerweiterung beschreiten wolle. Japan entschied sich für die Linie des scheinbaren geringsten Widerstandes in Richtung auf die klaffenden Fugen zwischen dem erschütterten russischen nordpazifischen Raumsystem und dem wankenden chinesischen, das eben mit dem Übergang von dem Kaisergedanken zur zentralistischen, aber zur Zentralgewalt unfähigen Republik in Wahrheit die Zusammenhangsgrundlagen des alten Reiches wenigstens in der Mongolei und Mandschurei zerstört hatte. China übersah die Regel, daß nationale Konzentrationsbewegungen aus universalen Reichszuständen heraus leicht Raumverlust mit sich bringen, wie es Italien mit Savoyen und Nizza, die kleindeutsche Lösung mit Österreich u. a., Rußland mit Zwischeneuropa, die Türkei mit dem Arabertum erfahren hatte.

Die Welt, d. h. ihre großen Mächte sahen sogar in der Angst um die

Digitized by Google

Erschütterung des menschenreichen ostasiatischen Marktes der innerchinesischen Ohnmacht zur Raumgestaltung verhältnismäßig sehr lange ohne Landraub zu. (Neunmächtevertrag.)

Auch für die künftige Gestaltung eines eigenständigen Großraumes Indien, der ja weit mehr als Erdteil für sich denn als Land oder Dominium gewertet werden muß, kündet sich bei einer nationalen Sonderstellung der Raumverlust Birmas, vieler äußerer Inselteile und Vorpostenstellungen wie Aden, des Perser Golfes, vielleicht auch eines großen mohammedanischen Komplexes aus den Nordwestprovinzen, dem Penjab, Sind und Beludschistan deutlicher und deutlicher an. Der Rest aber wird wohl als kommende Großraumeigengestaltung, auch mit einer eigenen Panidee, der allindischen, in die Zukunftsrechnung mit Großräumen von Eigenprägung eingestellt werden müssen.

Offen bleibt, was aus dem Gebiet des westpazifischen Ozeans wird, dessen Kernraum das Zerrungsfeld des austral-asiatischen Mittelmeeres bildet, in dem zur Zeit noch als unsichere Größe die großmalaiische Idee beobachtet werden muß.

Ihr Schicksal wird damit zusammenhängen, ob sich Australien auf die Dauer den Rang eines weißen Weltteils neben Amerika und Europa zu erhalten vermag, oder ob sein sozialer und wirtschaftlicher Egoismus durch Fernhalten der rettenden weißen Einwanderung und mangelnde Landerschließung früher oder später den Zusammenbruch und die Neubesiedelung durch ostasiatische oder indische Masseneinwanderung mit Gewalt herbeiführt.

Das seltsame Weltbild der Paneuropäer bringt diese Katastrophe und die Frage des Festhaltens der „Goldfransen am asiatischen Bettelmantel" (nach Lord Curzon), der reichen europäischen: britischen, französischen, niederländischen und portugiesischen Kolonien in den Monsunländern, in unmittelbaren Zusammenhang mit der Selbstbehauptung Europas im Rang als selbständiger Weltteil, nicht als Halbinsel Asiens oder Anhängsel Eurasiens: dadurch, daß es diese Stellung an die Behauptung der südostasiatischen Kolonialräume knüpft. Sie sind denn auch im paneuropäischen Weltbild in gleicher Farbe gezeichnet.

Ein Grundzug der neuen Großraumbildung aber, der gegen eine allzusehr zerstreute Lage wirkt und schon das Britische Weltreich als eine überlebte Lebensform betrachten lehrt, spricht ganz gegen die Wahrscheinlichkeit, daß Europa seinen Raumbesitz in den südöstlichen Monsunländern aufrechtzuerhalten vermag.

Hier strahlt die Lösung oder Nichtlösung einer scheinbar rein europäischen Frage unmittelbar in die Großraumbildung über See aus: mit ihr die Kulturpolitik der deutschen Kolonialfrage.

Die Entscheidung würde noch wirksamer für die Zugehörigkeit der

Digitized by Google

afrikanischen Großräume sein, in die sich zur Zeit Frankreich und England mit je einem belgischen und portugiesischen Trabanten teilen, ohne annähernd auch nur die tropische Hylaea (Waldlandschaft) bewältigen zu können, so wenig, wie Brasilien die seine zu bewältigen vermag.

Hier mündet die Frage der Großraumbildung wieder in eine größere Menschheitsfrage: die nach der Leistung und Vertiefung der Völker in den Boden gerecht zu gestaltende, planmäßige Besiedlung und Auswirtschaftung der nur an einzelnen Stellen weit übervölkerten, an anderen unter Siedlernot leidenden Erde, als deren Haupternährungsreserven die Gebiete tropischen Pflanzenwachstums und überstarker natürlicher Bewässerung bezeichnet werden.

Aber die mindestens für Europa, aber auch USA. und Australien entscheidende Frage ist, welchen Farben und Rassen die Menschen angehören werden, deren emsige Arbeit und dichtere Siedlung die volle Ausnützung dieser Reserven ermöglicht. Wohl schlummern auch noch Raumreserven in den untersiedelten Südspitzen der Erdteile: in Südamerika, Südafrika wie dem bewohnbaren Teile von Australien, Tasmanien und Neuseeland. Von diesen Gebieten ist aber schon Südafrika mit rund 1½ Millionen Weißen, gegen fast 9 Millionen Schwarze, mit seiner Inderfrage und dem Problem der armen Weißen vor folgenschwere Entscheidungen gestellt; und verwandte Entscheidungen werden, wenn auch in anderen Spielarten, den anderen nicht erspart bleiben.

So zeigt eine flüchtige Betrachtung der Großräume der Erde nach Statik und Dynamik ein für Europa, den einzigen zur Zeit völlig zerfahrenen, kleinräumig aufgelösten Großraum der Erde, kein erfreuliches Bild. Der Weg zu seiner Verbesserung führt nur durch eine ehrliche kulturpolitische Kooperation, die zur Voraussetzung wieder rückhaltlos anerkannte Gleichberechtigung aller Bewohner des so schwer zerrütteten Großraumes hat. Vergeblich wiegen sich die westmächtlichen Besitzer außereuropäischer Großräume in der Illusion, daß sie sich – etwa durch Absonderung und engere Verbindung mit ihren Kolonialböden – dem Verderben des Großraumes entziehen könnten, von dem sie ein untrennbarer Bestandteil sind, dessen stärkste bejahende Kraft aber in der Achse Berlin—Rom steckt. Denn schließlich würde das Fortbestehen nur als eine gemeinsame Landungsbrücke und Europaagentur der U.-S.-Amerikaner und Dominiumsbriten auch für Großbritannen eine zweifelhafte, seit dem Schwinden der Inselsicherheit in der Luft schwer bedrohte Daseinsgrundlage sein. Außerdem liegt ja allen die Erfahrung vor Augen, die Portugal machte, als es erst einmal zum Anhängsel Brasiliens geworden war.

Langes Aufschieben ehrlich anzugehender Lösungen gestattet aber der Druck nicht mehr, den die neueren Großraumbildungen wirtschaftlich als einheitliche Zoll- und Küstenhandelsgebiete auszuüben vermögen.

Digitized by Google

Davon hat Ottawa, vielfach durch Kompromisse in seiner vollen Auswirkung gehemmt, davon hat selbst die Außenhandelskontrolle der Sowjets nur einen Vorgeschmack gegeben. Offene Tür und gleiche Gelegenheit für alle ist ein wunderschöner ethischer Satz, und auch Japan wiederholt ihn ja in der Mandschurei und in Nordchina, wie USA. längst der Welt die Melodie vorpfiff, ohne nach ihr zu handeln. Denn die Versuchung für den Großraumbesitzer ist groß, zuletzt sogar seine langen Marinegeschütze als Polizeistäbe des Friedens, wie seine Bombengeschwader als Friedenstauben anzusehen. Aus Selbstverständlichkeiten des Großraumbesitzes wird ohne kulturpolitische Weltaufklärung großen Stiles in letzter Stunde zum andernmal ein „Wehe den Besiegten". Es wird besonders eine Wehe den Eng- und Kleinräumigen – denn ihnen wird auch von dem Wenigen, das sie gerettet haben, noch genommen werden!

Gegen eine solche Katastrophe, der die Kulturwelt zum andern Male geradeso entgegentaumeln könnte, wie zwischen 1900 und 1914, sehen wir keine andere Hilfe als solche, die sich aus kulturpolitischer Einsicht leichter noch über See als über Land gewinnen läßt.

In solcher Beleuchtung gesehen, haben wir schon früher einmal versucht, den Bau des Dreiecks Berlin—Rom—Tokio als eine kulturpolitische Abwehrtat gegen den ja überall offen eingestandenen lösenden Angriff zu zeigen. Wem er unbequem wird, der frage sich, ob seine eigene Lage vor einer strengen kulturpolitischen Selbstprüfung besteht, und ob er wirklich den Erben vieltausendjähriger Kultur zumuten kann, ihr Los mit dem russischen Muschik zu tauschen und dem Glück, das ihm die Doktrinherrschaft gebracht hat, den Weg zu ihrer Heimat offen zu lassen.

Dieses große kulturpolitische Ringen aber, von dem wir in diesem Buche sprachen – verstreut hinausgetragen in die gewaltigen Reiche des Indopazifik – kann seinen Sinn und seine Sammlung nur finden in der Einheit eines großen, klug durchdachten Weltbildes, das in sich die Würdigung aller Tatsachen beschließt und den ehrlichen Wunsch nach Gerechtigkeit im Völkerleben. Mit jeder Tat aber in diesem Ringen geht es wie in der Schrift: es fällt ein Samenkorn auf gutes Erdreich und trägt tausendfältige Frucht, ein anderes auf Fels und dürren Boden; und so mag es als gutes Recht derer angesehen werden, die es verstreuten, wenigstens an ihrem weiteren Erdenwege innezuhalten und umzuschauen, was über See und jenseits der Sieben Meere, und wie immer sonst im Dichtermund die Räume jenseits des allereigensten Wirkungsbereiches verlockend genannt werden, aus den mit vollen Händen ausgeworfenen goldenen Körnern geworden sei, um künftig besser zu hausen.

Nichts anderes ist der letzte Sinn dieser kulturpolitischen Rückschau und Nachlese jenseits der Meere.

Digitized by Google

BIOGRAPHISCHE ANGABEN

Graf Shinzo Aoki, bedeutender Staatsmann des modernen Japan, aus der deutschen Schule hervorgegangen, wurde im Januar 1844 als Sohn eines Arztes in Choshu geboren. Im ersten Jahr der Meiji-Epoche wurde er auf Kosten seines Lehnsherrn nach Deutschland geschickt, um Medizin zu studieren, widmete sich jedoch den Staatswissenschaften, trat 1873 als Legationssekretär bei der Berliner japanischen Vertretung ein und avancierte schon ein Jahr darauf zum Gesandten. Sein feines Verständnis für deutsches Wesen, seine Hochachtung für deutsche Kultur und seine Heirat mit der pommerschen Baroneß von Rhaden haben ihn zu einem aufrichtigen Freund Deutschlands gemacht. In die ersten Jahre seiner Berliner Tätigkeit (1874/75) fallen die ersten Anknüpfungen zwischen der japanischen Regierung und der deutschen Wissenschaft wegen der Anstellung deutscher Gelehrter in japanischen Diensten. Aoki war der Vermittler und Berater beider Parteien und hat seinem Vaterland durch die Auswahl hervorragender Männer ungeheuere Dienste geleistet. Unter dem Ministerpräsidenten Okuma erhielt er das Unterstaatssekretariat im Ministerium des Auswärtigen, wurde dann 1889 selber Minister des Auswärtigen, trat jedoch bald nach dem Attentat auf den Zarewitsch (1891) zurück und ging im folgenden Jahr wieder auf den Berliner Botschafterposten. Hier blieb er von 1892–98, während des chinesischen Krieges und der Verhandlungen von Shimonoseki, durch die die deutsch-japanischen Beziehungen eine bedauerliche Trübung erfuhren. Als japanischer Vertreter leitete er dann die in verschiedenen europäischen Hauptstädten geführten Verhandlungen über die Revision der Verträge zwischen Japan und den Mächten. Nach deren Abschluß kehrte er 1897 in die Heimat zurück. Von 1898–1900 war er wieder Minister des Auswärtigen, von 1906–07 Botschafter in Washington. Er starb am 16. Februar 1914 zu Tokio.

Erwin Bälz, Arzt und einer der besten Kenner Japans, wurde am 13. Januar 1849 in Bietingheim (Schwaben) geboren. Nach dem Besuch des Stuttgarter Gymnasiums, wo er durch ein außerordentliches Interesse für alle naturwissenschaftlichen Fächer, Länder- und Völkerkunde auffiel und eine ausgesprochene Begabung für fremde Sprachen verriet, bezog er 1866 als stud. med. die Universität Heidelberg. An dem Feldzug 1870/71 nahm er als Feldunterarzt teil und machte sich bei der Bekämpfung einer schweren Dysenterie-Epidemie durch seinen aufopfernden Eifer sehr verdient. Nachdem er 1872 promoviert hatte, erhielt er unter C. August Wunderlich, damals der anerkannteste Kliniker Deutschlands, den Posten des Ersten Assistenten an der Universitätsklinik Leipzig und wurde sehr bald dessen stellvertretender Dozent. Die Vermittlung eines höheren japanischen Beamten, den er mit der ihm von früh an eigenen Güte

Digitized by Google

und Hilfsbereitschaft gepflegt hatte, brachte ihm 1876 eine Berufung nach Japan ein, die er mit Begeisterung annahm. Als Professor für innere Medizin an der Universität Tokio, dem eine große Anzahl von angesehenen Schülern die sorgfältigste Ausbildung verdankte, als praktischer Arzt, der immer bei den schwierigsten Krankheitsfällen bedeutender Persönlichkeiten zugezogen wurde und durch seine erfolgreiche Behandlung des japanischen Kronprinzen zum Leibarzt der kaiserlichen Familie ernannt, als Anthropolog und Ethnolog, der durch seine Untersuchungen die japanische Wissenschaft zu weiteren Forschungen anregte, sowie als eifriger Berater und Mitarbeiter an dem Neubau des modernen Japan und Zeuge seines weltgeschichtlichen Aufstiegs, hat er sich fast ein Menschenalter lang für eine dauernde Verständigung Japans mit Mitteleuropa eingesetzt. Seine Heirat mit einer Japanerin (Hana Sarai) führte ihn, der vom Schicksal bereits überreich mit der Gabe ausgestattet war, sich in die geistigen und seelischen Eigenarten seines Gastlandes einzufühlen, noch tiefer in das Verständnis des sonst dem Fremden verschlossenen japanischen Wesens, ohne indessen auch nur einen Zoll von einem bewußten und aufrechten Deutschen einzubüßen. Als einer von vielen beklagte er tief den Mangel an Kenntnis für die fernöstlichen Verhältnisse bei den Berliner amtlichen Stellen und erkannte klar, daß die Einschaltung Deutschlands in die ostasiatischen Verwicklungen (Shiminoseki) eine gefährliche Belastung des deutsch-japanischen Verhältnisses bedeutete und die Sympathien Tokios kosten würde, die in den Jahrzehnten vordem uneingeschränkt auf seiten Deutschlands gewesen waren. Als er 1905 wieder mit seiner Familie in die Heimat zurückkehrte, war diese Entwicklung abgeschlossen. Das Rad der großen Politik war nicht mehr rückwärtszudrehen. Ende 1907 wurde B. noch einmal nach Japan gerufen, um festzustellen, ob der Kronprinz eine Reise an die europäischen Höfe und nach USA. ausführen könne, wobei B. als Begleiter vorgesehen war. Leider mußte B. abraten. Mit seinem am 31. August 1913 erfolgten Tode verlor Deutschland einen Mann, der auf Grund seines Ansehens und seiner Beziehungen zum engsten Vermittler zwischen Deutschland und Japan hätte werden können. Über ihn siehe besonders Felix Schottländer, E. v. B., 1928, und Toku Bälz, E. B., das Leben eines deutschen Arztes im erwachenden Japan. 3. Aufl. 1937.

Paul Bauer, * 29. Dezember 1896 zu Kusel (Rheinpfalz), Notar in Nabburg, einer der bekanntesten deutschen Bergsteiger und (seit 1933) Führer der deutschen Bergsteiger- und Wandererverbände, führte 1928 eine Bergsteigexpedition in den Kaukasus, 1929 und 1931 in den Himalaja, über die er in seinen Büchern „Im Kampf um den Himalaja" (1930) und „Um den Kantsch" (1933) berichtet hat. 1937 nahm er an den Rettungsversuchen für die Nanga-Parbat-Expedition teil.

Walter Behrmann, * 22. Mai 1882 zu Oldenburg, studierte in Göttingen, Berlin und München Geographie und Mathematik und wandte sich als Schüler und Assistent Hermann Wagners zuerst der Kartographie zu, dann unter dem Einfluß von Partsch und Penck zur Morphologie. 1912/13 nahm er an der Kaiserin-Augusta- (Sepik-) Flußexpedition in Neuguinea teil, drang durch völlig unerforschte Sumpf- und Urwaldgebiete bis zu den Gebirgen der zentralen Wasserscheide vor und klärte die Kenntnis dieses Flußgebiets durch die Entdeckung von Nebenflüssen. In mehreren Abhandlungen

Digitized by Google

ist von ihm darüber berichtet worden [Der Sepik und sein Stromgebiet (1917), Im Stromgebiet des Sepik (1922), Das westliche Kaiser-Wilhelms-Land in Neuguinea (1924)]. Von Neuguinea besuchte B. 1913/14 China. Er habilitierte sich 1914 für Geographie in Berlin, wurde daselbst 1922 zum a. o. Professor ernannt und wirkt seit 1923 an der Universität Frankfurt a. M. B. gilt als einer der besten Kenner Ozeaniens.

Max v. Brandt, * 8. Oktober 1835 zu Berlin, † 24. März 1920 zu Weimar, begleitete unter Eulenburg als Gesandtschaftsattaché die preußische Ostasienexpedition 1860–62 und war nach deren Ablauf bis 1875 auf diplomatischen Posten (1862 preußischer Konsul, 1867 preußischer Geschäftsträger, 1868 Geschäftsträger und Generalkonsul des Norddeutschen Bundes, 1872 Ministerialresident des Deutschen Reiches) in Japan tätig. In der Führung der Geschäfte erwies er hier zunächst eine glückliche Hand. Seiner Vermittlung ist es unter anderem zu danken, daß die japanischen Behörden eine ganze Reihe deutscher Gelehrten als Ratgeber und Hochschullehrer beriefen. 1875 kam er als Gesandter nach Peking, wo er als Doyen des diplomatischen Korps bis 1893 eine einflußreiche Stellung innehatte. Auf Grund seiner langen Ostasienpraxis von der deutschen Regierung als Kenner und Autorität angesprochen, haben seine aus den allerersten Anfängen der Restauration stammenden Urteile über Japan viel zu der falschen Orientierung der deutschen Japanpolitik während der neunziger Jahre beigetragen.

Wilhelm Credner, * 23. Dezember 1892 zu Greifswald, studierte nach einer kurzen Zeit als Bergbaubeflissener am Oberbergamt Halle Geographie in Greifswald, Upsala, Heidelberg, wo er 1922 promovierte, war dann Assistent am Geographischen Institut der Universität Kiel und habilitierte sich hier 1925 für das Fach der Geographie. 1927–29 war er auf Forschungsreisen in Hinterindien, 1929–31 als Professor an der Sun-Yat-Sen-Universität in Kanton und unternahm in dieser Zeit verschiedene Reisen in China. 1931 wurde er a. o. Professor in Kiel, 1932 o. ö. Professor für Erdkunde an der Technischen Hochschule zu München.

Hermann Detzner, * 16. Oktober 1882 zu Speyer, seit 1903 Offizier, nahm 1907–09 an der Yola-Cross-Grenzexpedition (Nordwestgrenze Kameruns) teil und war 1912/13 Reichskommissar für die Festlegung dieser Grenze. 1914 leitete er eine Expedition ins Innere des südwestlichen Kaiser-Wilhelm-Landes, um das Gebiet längs der englischen Grenze zu erforschen und die Grenze festzulegen. Er wurde vom Weltkrieg überrascht und konnte sich mit einer kleinen Schutztruppe bis zum Abschluß des Waffenstillstandes halten. Vgl. „Kreuz- und Querzüge auf Neuguinea" (1919) und „Vier Jahre unter Kannibalen" (1920).

Franz Hermann Günter von Etzel, Generalleutnant a. D., * 14. Dezember 1862 zu Magdeburg, war 1902–09 Militärattaché bei der Deutschen Botschaft in Tokio.

Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg, * 29. Juni 1815 zu Königsberg, † 2. Juni 1881 zu Berlin, trat nach dem Studium der Rechtswissenschaft am 1. Dezember 1835 in den Staatsdienst, wurde 1848 als Hilfsarbeiter ins Finanzministerium, ein Jahr später in gleicher Eigenschaft in das Ministerium des Innern berufen und wechselte 1852 in den diplomatischen Dienst über. Von 1852–58 war er Generalkonsul in Antwerpen. Im Oktober 1859 wurde er als

Digitized by Google

Königlicher Gesandter an die Spitze der preußischen Ostasienexpedition (1860–62) gestellt, die Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsverträge mit China, Japan und Siam abschließen sollte. Seiner Umsicht und Tatkraft war es zu danken, daß trotz der großen Hindernisse, die sich seiner Aufgabe in Yeddo und Peking entgegenstellten, in sehr kurzer Zeit mit allen drei Staaten Verträge zustande kamen, die dem deutschen Handel im Fernen Osten ein beachtliches Tätigkeitsfeld eröffneten (vgl. Ostasien 1860–62 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg, Berlin 1900). Im Dezember 1862 wurde E. Minister des Innern. Als solcher war er, wie bekannt, von der sogenannten Konfliktszeit ab bis zu seinem Rücktritt im März 1876 einer der tüchtigsten Mitarbeiter Bismarcks.

Wilhelm Faupel, Generalleutnant a. D., Botschafter z. D., * 29. Oktober 1873 zu Lindenbusch (Kreis Liegnitz), trat als achtzehnjähriger Fahnenjunker in das Heer ein und wurde bei Ausbruch des Boxeraufstandes nach China kommandiert. Anschließend unternahm er einen Ritt durch die Mongolei bis zum Baikalsee, wurde dann zur Kriegsakademie einberufen und besuchte gleichzeitig als Schüler F. von Richthofens die Universität, das Orientalische Seminar und das Potsdamer Geodätische Institut. Der Herero-Aufstand sah ihn in Südwestafrika. Er war dann jahrelang Generalstabsoffizier des IV. A.K. unter Hindenburg und auch während des Weltkrieges in dessen Stab, wo er als einer der Jüngsten mit dem Pour le mérite mit Eichenlaub ausgezeichnet wurde. Nach Ausbruch der Novemberrevolution stellte er in Görlitz ein Freikorps auf, das er in Dresden, Magdeburg, München, in Oberschlesien und im Ruhrgebiet erfolgreich einsetzte. Als Berater des Generals und späteren Präsidenten Uriburu erwarb er sich in den Jahren 1921–28 besondere Verdienste um die Ausbildung des argentinischen Heeres. Von 1928–30 war er als Generalinspektor der peruanischen Armee tätig. Nach seiner Rückkehr aus Südamerika wurde er im April 1934 zum Präsidenten des Ibero-Amerikanischen Instituts, Berlin, ernannt. Vom November 1936 bis August 1937 war F. zuerst als Geschäftsträger, dann als Botschafter bei der Regierung Franco akkreditiert. Er ist von dort wieder an das Ibero-Amerikanische Institut zurückgekehrt.

Wilhelm Filchner, * 13. September 1877 in München, schlug ursprünglich die militärische Laufbahn ein. Durch die Schriften Hedins und York von Wartenburgs tief beeindruckt, unternahm er 1900 zur Prüfung seiner körperlichen Leistungskraft einen Ritt durch den Pamir, der ihm die Bewunderung der sportlichen Kreise einbrachte und ihn endgültig bewog, seinen Beruf aufzugeben und sich als Forschungsreisender zu betätigen. Hauptsächlich von F. v. Richthofen beraten, bildete er sich in München, Berlin und Potsdam im Vermessungswesen und in erdmagnetischen und anderen geophysikalischen Messungen aus, die bei seiner späteren Arbeit immer mehr in den Vordergrund rückten. Im Jahre 1903 ging er nach Schanghai, durchquerte das Tsin-ling in Richtung Si-an-fu und führte im Frühjahr 1904 von Sining in Kansu aus eine Expedition nach Nordosttibet entlang des Nordflusses, der 5000 m hohen Bajan-Kara-Kette und des Oberlaufs des Hwangho durch. Um sich die nötigen Erfahrungen für Polarreisen zu verschaffen, unternahm er 1910 eine Expedition nach Spitzbergen und ging 1911/12 als Leiter der 2. Deutschen Südpolarexpedition in die Antarktis. Kaum wieder in der Heimat angelangt, wurde er von dem Polarforscher Amundsen aufgefordert, an einer neuen

Digitized by Google

norwegischen Nordpolarexpedition teilzunehmen. F. bildete sich zu diesem Zweck in Berlin-Johannistal als Flieger aus. Der Weltkrieg zerschlug diesen Plan und sah F. 1914/15 als Hauptmann an verschiedenen Abschnitten der Westfront. Im dritten Kriegsjahr wurde er zur Verfügung der Obersten Heeresleitung gestellt. Die unmittelbaren Nachkriegsjahre verhinderten zunächst die Wiederaufnahme der Forschertätigkeit und ließen ihn zur Feder greifen. Seine Werke „Sturm über Asien" (1924), „Quer durch Osttibet" (1925) und „Tschung-Kue im Reich der Mitte" (1925) sind während dieser Jahre entstanden und entfachten sein Interesse für das frühere Arbeitsgebiet aufs neue. Mit geringen Mitteln ausgerüstet ging er, begleitet von seinem englischen Freunde Mathewson und dem amerikanischen Missionar Plymire, 1927 wieder nach Tibet. Von Taschkent zog er durch die Provinz Sin-kiang nach Ti-hua, dann durch die Gobiwüste nach Lantschau in Kansu und von dort in Richtung auf Lhassa weiter, wobei er das Seengebiet des tibetanischen Hochlandes bis zum Indus durchquerte und diesem dann abwärts bis Leh in Indien folgte, das er im Frühjahr 1928 erreichte. Die Reise war überreich an Mühen und für F., der durch ein altes Gallenleiden in seiner Arbeit stark behindert war, besonders strapaziös. Neben wichtigen geophysikalischen Arbeiten brachte sie meteorologische, völkerkundliche und religionswissenschaftliche Beiträge von großem Wert. In seinem Buche „Ommani-padme-hum" (1929) liegt eine flüssige und anschauliche Darstellung der gesamten Reise vor. Die religionskundlichen Beobachtungen wurden in „Kumbun-Dschamba-Ling" (1933) einem größeren Leserkreis zugänglich gemacht. Durch die Filchner-Spende wurde eine Bearbeitung der gesamten Forschungsergebnisse durch Fachgelehrte ermöglicht. Eine dritte Forschungsreise, die F. 1934, mit wesentlich besseren Instrumenten versehen, antrat, führte in die früher nicht von ihm berührten Teile Tibets. Die Weigerung der chinesischen Regierung, ihm Pässe nach Sin-kiang und Tibet auszustellen, verriet von Anfang an nichts Gutes. Das Verbot, Messungen vorzunehmen, und die nicht abreißenden politischen Unruhen in jenen Gebieten verlangten ein Marsch- und Arbeitstempo, das alle Kraft erforderte. Von Lantschau in Kansu wandte er sich dieses Mal nach Westen, umging den Kuku-nor im Norden und marschierte am Südrand von Tschaidam und dem Südfuß der Kolumbuskette entlang über Tschertschen bis Chotan in Ostturkestan, wo er im Frühjahr 1937 ankam. Nach sechsmonatiger Gefangenschaft, von der die Welt erst spät erfuhr, gelang es den englischen Behörden, seine Freilassung zu erwirken. Die Beschlagnahme der unter Lebensgefahr gesammelten Messungsergebnisse konnte nur durch List verhindert werden. In Eilmärschen ging es dann über den Himalaja und den Kara-korum nach Leh, das im Oktober 1937 erreicht wurde. Trotz der ständigen Gefahr, nach Chotan zurückgeholt zu werden, waren die Messungen vom Nordfuß des Himalaja ab wieder fortgesetzt worden. Bei seiner Rückkehr nach Deutschland wurde F. allerorts ein herzlicher Empfang bereitet. Seitens der deutschen Regierung wurde ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft und Mehrung des deutschen Ansehens in der Welt der Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft 1937 verliehen.

Johann Reinhold Forster, * 22. Oktober 1729 in Dirschau, war von 1753–65 Pfarrer zu Nassenhuben bei Danzig und beschäftigte sich viel mit Länder- und Völkerkunde. 1765/66 reiste er im

Digitized by Google

Auftrag Katharinas in Rußland und war dann einige Jahre als Professor für Naturgeschichte und moderne Sprachen an der berühmten Akademie zu Warrington, Lancashire, tätig. 1772 bis 1775 begleitete er Cook auf dessen zweiter und erfolgreichster Weltreise, die dieser von Westen nach Osten machte, und auf welcher er mit vier großen Vorstößen im Indischen und Pazifischen Ozean die Annahme eines ausgedehnten Südlandes behob. F. erkannte zuerst in Australien den fünften Erdteil. 1780 wurde er Professor in Halle und starb dort am 9. Dezember 1798. Sein Sohn, *Georg F.*, * 26. November 1754 zu Nassenhuben, nahm an allen Reisen seines Vaters, auch an der Weltumseglung, teil. 1779–84 war er in Kassel im Lehrfach tätig, wurde dann Professor in Wilna und ging von hier 1788 als Bibliothekar nach Mainz. Er hat die erste deutsche Reisebeschreibung verfaßt (J. R. F.s Reise um die Welt. 2 Bände. 1778–80), in der ein Verständnis der fremden Welten angestrebt wird. Durch ihn ist A. von Humboldt bestimmt worden, Forschungsreisender zu werden. Er starb am 10. Januar 1794 zu Paris.

Walter Geisler, * 15. Mai 1891 in Dessau, studierte Geographie in Tübingen, Leipzig, Zürich und Halle und habilitierte sich 1920 in Greifswald, 1922 in Halle. 1925–27 bereiste er Australien, Neuseeland und Holländisch-Indien. Mehrere hervorragende Werke über diese Gebiete stammen aus seiner Feder [u. a. Australien und Ozeanien (VI. Teil d. Allg. Länderkde. d. Erdteile, hrsg. v. Meinardus. 1931: Australien Neuseeland und Ozeanien. 1932)]. G. wurde 1926 a. o. Professor in Halle ging dann nach Breslau, war 1935–37 an der Herder-Hochschule in Riga tätig und ist seit 1936 o. ö. Professor der Geographie an der Technischen Hochschule zu Aachen.

Johann Caesar Godeffroy, * 1. Juli 1831 zu Kiel, † 9. Februar 1885 zu Hamburg, bedeutender Vertreter des 1766 zu Hamburg gegründeten Handelshauses J. C. Godeffroy & Sohn, trat 1837 in die Firma ein und wandte sich besonders dem Südamerika- und Südseegeschäft zu, das später ganz in den Vordergrund trat. 1857 wurde von Valparaiso aus in Apia (Samoa) die erste Niederlassung gegründet, zu der in den folgenden Jahrzehnten über 40 weitere Agenturen auf den Tonga-, Gilbert-, Ellis-, Wallis- und Salomo-Inseln hinzukamen, die die Wegbereiter für den deutschen Kolonialbesitz in der Südsee wurden. Im Auftrage von G. arbeiteten eine Reihe namhafter Forscher (*Dr. Eduard Graeffe*, *Amalie Dietrich*, *Andrew Garrett*, *Johann Kubary*, *Eduard Dämel*, *Theodor Kleinschmidt* und *Franz Hübner*), deren Sammlungen im Museum Godeffroy, das eine eigene Zeitschrift herausgab, untergebracht wurden. Die Firma geriet 1879 in Zahlungsschwierigkeiten und wurde in die *Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee* umgewandelt. Diese vereinigte sich 1885 mit der Firma Hernsheim & Co. zur Jaluit-Gesellschaft, deren Gründer und Leiter *Franz Hernsheim* (* 22. Oktober 1845 in Mainz, † 9. Januar 1909 in Heidelberg) sich nicht nur um die wirtschaftliche Entwicklung, sondern auch um die Erforschung dieses deutschen Kolonialbesitzes gleichfalls große Verdienste errang. Über J. C. Godeffroy & Sohn vgl. die neue Biographie von Kurt Schmack (Hamburg 1938).

Fritz Gräbner, * 4. März 1877 zu Berlin, † 13. Juli 1934 zu Köln, war nach beendetem Studium Hilfsarbeiter am Museum für Völkerkunde in Berlin, dann Assistent und 1925–28 Direktor am Rautenstrauch-Joest-Museum in Köln. Er habilitierte sich 1911 für Ethnologie in Bonn, war seit 1921

Digitized by Google

a. o. Professor daselbst, seit 1926 Honorarprofessor in Köln, und Herausgeber der „Ethnologica". G. unternahm mehrere Reisen in die Südsee (Neumecklenburg, Samoa) und befaßte sich eingehend mit der Ethnologie der Südsee-Insulaner. Diese Studien führten ihn zur Kulturkreislehre, über die er bahnbrechende Arbeiten veröffentlicht hat.

Paul Hambruch, Ethnolog, * 22. November 1882 zu Hamburg, † 1. Juli 1933 zu Hamburg, studierte völkerkundliche Wissenschaften und promovierte 1907 in Berlin. Anschließend wurde er wissenschaftlicher Assistent am Museum für Völkerkunde in Hamburg und machte in dessen Auftrag die große Südsee-Expedition mit, von der er 1911 zurückkehrte. Die wissenschaftliche Ausbeute dieser Reise hat er in wertvollen Veröffentlichungen niedergelegt, die neben geographischen und wirtschaftlichen Studien auch die Südseesprachen und Südseemärchen behandeln. Nach seiner Rückkehr habilitierte er sich in Hamburg für das Fach der Völkerkunde und übernahm an seinem alten Arbeitsplatz die Abteilung Südsee, deren Auf- und Ausbau er mit Umsicht und Sachkenntnis leitete. 1922 wurde er zum a. o. Professor ernannt.

Constantin von Hanneken, kaiserlich-chinesischer General und einer der besten Pioniere des Deutschtums in China, wurde am 1. Dezember 1854 zu Trier geboren, war 1874–78 preußischer Artillerie-Offizier und wurde 1880 Militärinstrukteur bei den Truppen des Vizekönigs von Petschili, Li-Hung-Tschang, und bald darauf dessen Freund und Adjutant. Er baute die Befestigungen des neuangelegten Kriegshafens Port Arthur und später auch die bei Wei-hai-wei. Im Chinesisch-Japanischen Krieg wurde der Dampfer, der ihn nach Port Arthur bringen sollte, von einem japanischen Kreuzer in Grund geschossen. Es gelang H., sich mit einigen Chinesen durch Schwimmen zu retten. Als Berater des Admirals Ting machte er dann die Schlacht am Yalu mit, in der er schwer verwundet wurde. Er wurde daraufhin zum General ernannt und mit der Reorganisation der chinesischen Armee betraut, nahm jedoch bald seinen Abschied. Nachdem er Li-Hung-Tschang 1896 auf dessen Europareise begleitet hatte, hielt er sich mehrere Jahre in Deutschland auf. Kurz vor Ausbruch der Boxerwirren ging er nach China zurück und wurde einer der tatkräftigsten Förderer der industriellen Entwicklung des Landes. Die von ihm gegründete und bei Kangtro arbeitende Ching Hsing Minen G.m.b.H. beschäftigte 1914 eine Kolonie von 150 Deutschen und 10000 chinesische Arbeiter. Bei Ausbruch des Krieges rief H. eine chinesische Zeitung ins Leben, die ohne irgendwelche Subventionen von seiten des Reichs den Chinesen die Nachrichten von den Kriegsschauplätzen brachte. Unter der Leitung von Frau v. H. stand in Tientsin eine große Organisation zur Hilfe deutscher Kriegsgefangener in Sibirien, deren Wirksamkeit Tausende ihr Leben und ihre Gesundheit verdanken. Als China unter dem Druck der Entente in den Krieg eintrat, wurde H. mit aller schuldigen Hochachtung interniert. 1919 kehrt er nach Europa zurück, ging aber schon im nächsten Jahr wieder nach China, wo es ihm gelang, einen gewissen Einfluß auf die Minen, die ihm für seine Verdienste um das Wohl Chinas zugesprochen wurden, wieder zu erreichen. Er starb am 12. März 1925 zu Tientsin.

Emil Helfferich, * 17. Juli 1878 zu Neustadt a. d. Haardt, jüngerer Bruder des früheren Staatssekretärs Karl H., machte seine kaufmännische Lehrzeit

Digitized by Google

in den Jahren 1895–98 in Hamburg durch und ging nach Genügung seiner Militärpflicht 1899 nach Übersee, zunächst als Angestellter der Firma Hermann Jebsen & Co. nach Benang (Straits Settlements), dann für eigene Rechnung im Mai 1901 nach Südsumatra (Telok Betong) und später nach Java. Von 1903 an lebte er in Batavia, wo er das Handelshaus Helfferich & Rademacher gründete, das 1908 auf Behn, Meyer & Co. überging. H. kehrte darauf für kurze Zeit (1908/09) nach Hamburg zurück und gab die Anregung zur Gründung des Straits und Sunda Syndikats m.b.H. Hamburg-Batavia, das sich unter seiner Leitung zu einem großen Pflanzungskonzern entwickelte und 1919 in den Besitz des Straits und Sunda Syndikat Administratiekantoors Batavia überging, das ebenfalls seiner Direktion unterstand. Nach der Niederlegung dieses Postens im Juli 1928 trat er in den Aufsichtsrat dieser Gesellschaft und ließ sich in Hamburg nieder. In der Zeit seines Aufenthalts in Niederländisch-Indien hat H. für das dortige Deutschtum eine verdienstvolle Tätigkeit entfaltet. Er war Gründer und langjähriger Vorsitzender des Deutschen Bundes in Niederländisch-Indien, der in schwerer Zeit alle dort lebenden Deutschen vereinigte und die bekannte Zeitschrift „Deutsche Wacht" herausgab. Neben seiner Arbeit als Kaufmann und im öffentlichen Leben ist H. mit zahlreichen Veröffentlichungen hervorgetreten, die sich zum größten Teil mit Problemen der Wirtschaft Niederländisch-Indiens, insbesondere den Plantagenkulturen befassen. Seit Juli 1933 ist H. Vorsitzender des Aufsichtsrats der HAPAG. Im August 1933 erfolgte seine Ernennung zum Hamburgischen Staatsrat. Seit 1934 ist er Vorsitzender des Ostasiatischen Vereins Hamburg-Bremen und des Verbandes der deutschen Handelskammern in Übersee.

Sigmund Freiherr zu Herberstein, Neyperg und Guttenhag, dem österreichischen Adel entstammend, wurde am 23. August 1486 zu Wippach im Krainischen geboren und lernte in diesem Grenzgebiet deutscher Kultur bereits als Kind neben dem Deutschen eine südslawische Mundart sprechen, die ihm bei seinen späteren Reisen nach Rußland von großem Nutzen war. Nach einigen Jahren Kriegsdienst gegen die Venetianer trat er in den diplomatischen Dienst und zeichnete sich hier bald so hervorragend aus, daß er als Gesandter durch fast ganz Europa, einmal sogar ins Lager der Großtürken, gesandt wurde. Am bekanntesten sind seine beiden Missionen nach Rußland (1516 bis 1518 und 1526/27), das infolge der Tatarenherrschaft durch das Mittelalter hindurch von Westeuropa völlig abgesperrt war und durch ihn „wiederentdeckt wurde". Sein Werk „Rerum Moscoviticarum Commentarii", das zuerst 1549 in Wien erschien, daselbst acht Jahre später von ihm ins Deutsche übertragen wurde und seitdem viele Male aufgelegt wurde (zuletzt unter dem Titel „Moscovia" hrsg. v. W. von den Steinen. Erlangen 1926), enthält historische und geographische Schilderungen, legt aber den Nachdruck auf die eigene Zeit, wobei persönliche Beobachtungen mit Erkundetem verwoben sind. Er sieht durchweg scharf und genau, hat Interesse für alles und berichtet schlicht und ohne Vorurteile. H. starb 80jährig am 28. März 1566 zu Wien.

Alexander von Humboldt, Deutschlands berühmtester Naturforscher, wurde am 14. September 1769 zu Berlin geboren. Er studierte, ursprünglich für die politische Laufbahn bestimmt, Finanzwissenschaft in Frankfurt a. d. O., ging dann 1789 nach Göttingen, wo er, angeregt durch G. Forster, beschloß, Forschungsreisender zu werden und

Digitized by Google

anfing, sich neben seinem Brotstudium als Autodidakt für diese Aufgabe vorzubereiten. Anschließend widmete er sich dem Studium der Handelswissenschaft und fremden Sprachen in Hamburg, der Geologie in Freiburg und der Anatomie und Astronomie in Jena, besuchte in Begleitung von G. Forster den Niederrhein, England und Frankreich und unternahm 1795 eine geologische und botanische Exkursion nach der Schweiz und Italien. Nach dem Tode seiner Mutter fühlte er sich frei, sein Vorhaben auszuführen, die Welt zu bereisen und ein Gesamtgemälde des Weltalls zu entwerfen. Als ihm das Angebot gemacht wurde, an der Erdumseglung des Franzosen Baudin teilzunehmen, gab er im März 1797 seinen Dienst im preußischen Bergbauwesen, in dem er seit 1792 tätig gewesen war, auf und ging, da die Expedition wegen der allgemeinen Weltlage abgesagt wurde, zusammen mit dem ausersehenen botanischen Sachverständigen Bonpland über Paris nach Marseille, um selbständig Ägypten zu bereisen. Als sich auch diesem Plan Schwierigkeiten in den Weg stellten, besuchten beide Madrid, wo ihnen von dem Minister d'Urquizo nahegelegt wurde, ihre Tätigkeit auf das spanische Amerika auszudehnen. Im Juni 1799 fuhren sie von La Coruña über Teneriffa, wo sie den Pik bestiegen und zahlreiche Beobachtungen sammelten, nach Cumaná, das sie Mitte Juli 1799 erreichten. Von dort wandten sie sich nach Caracas und traten von hier im Februar 1800 eine Forschungsreise in das Orinoco-Gebiet an, die vier Monate dauerte und die Gewißheit der Verbindung zwischen Orinoco und Amazonas einbrachte. Nach neuerlichem Aufenthalt in Cumaná schifften sie sich im November nach Havanna ein und begaben sich im März 1801 wieder nach Venezuela. Sie fuhren den Magdalenenstrom bis Honda hinunter, überquerten die Cordilleren und gingen über Bogotá nach Quito. Nach der berühmten Besteigung des Chimborazo und einer Expedition in die Quellgebiete des Amazonenstroms führte sie eine widrige Seereise nach Mexiko, das sie ein Jahr lang in allen Richtungen durchstreiften. Sie hielten sich darauf noch für kürzere Zeit in den USA. auf und setzten am 3. August 1804 in Bordeaux ihren Fuß wieder auf europäischen Boden. H. lebte in den folgenden Jahren mit Erlaubnis des preußischen Königs meist in Paris, dem damaligen Mittelpunkt der geographischen Forschung, und verarbeitete hier in einem Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren die Ergebnisse seiner Reisen, deren Veröffentlichung ihn sein gesamtes Vermögen kostete (Voyage aux régions équinoxiales de nouveau continent. 30 Bände. 1805–28). Als er vom König von Preußen, von dem er eine Pension bezog, gedrängt wurde, kehrte er 1827 nach Berlin zurück. Im Winter 1827 bis 1828 hielt er seine berühmten Vorlesungen über Weltbeschreibung, die die Einleitung zu seinem „Kosmos" (5 Bände. 1845–62), dem größten naturwissenschaftlichen Werk aller Literaturen, bilden. Zusammen mit Ehrenberg und Rose ging er 1829 auf eine vom Zaren Nikolaus I. ausgestattete Expedition nach dem Ural, Altai, der chinesischen Dsungarei und dem Kaspischen Meer. Vielfach mit diplomatischen Missionen betraut, starb er am 6. Mai 1859 zu Berlin.

Gustav Wilhelm Baron von Imhoff, * 8. August 1705 zu Leer a. d. Ems, kam mit zwanzig Jahren als Kommis der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie nach Batavia und erhielt 1736 den Posten des Gouverneurs von Ceylon, den er zwei Jahre lang mit Tatkraft und Umsicht bekleidete. Bei seiner Rückkehr nach Holland legte er der Kompagnie verschiedene Aufbaupläne

Digitized by Google

vor und wurde mit dem Rang eines Rats von Indien wieder nach Java beordert. Hier geriet er mit dem Generalgouverneur Valkenier, der ihm bei dem ersten Chinesenprogrom in Batavia Mißbrauch der Amtsgewalt vorwarf, in Konflikt und wurde nach den Niederlanden zurückgesandt. Als der folgende Prozeß seine Unschuld erwies, ging er 1742 als Generalgouverneur nach Batavia, wo er sich für möglichst große Handelsfreiheit einsetzte und sehr gut mit den einheimischen Fürsten auskam. 1748 wurde er zum General der Infanterie ernannt. Er starb am 1. November 1750 zu Batavia.

Frau von Imhof(f), Gemahlin von Carl C. A. von I., Offizier in englischen Diensten und Porträtmaler, ließ sich von diesem scheiden und heiratete Warren Hastings.

Fürst Hirobumi Ito, gewandtester und erfahrendster Diplomat Japans und erprobtester Rat des Kaisers Mutsuhito, war unter allen Männern des neuen Japan der einzige, der nicht dem Samuraistand angehörte. 1841 in Choshu geboren, stand er erst auf seiten der fremdenfeindlichen Daimyos und bewachte als ihr Vertrauensmann die Schritte des Tokugawa-Shogunats. Von der Notwendigkeit überzeugt, die aggressiven Fremden genau kennenzulernen, um sie nötigenfalls mit ihren eigenen Waffen schlagen zu können, ging er 1863 mit dem gleichgesinnten Inouye trotz des Verbots von Auslandsreisen nach Europa, verbrachte hier ein Jahr mit dem Studium der westeuropäischen Einrichtungen und kehrte dann nach Japan zurück, wo er sich zunächst bei seinen ehemaligen Freunden vergeblich für einen mittleren Kurs einsetzte, der hinfort für ihn in allen innen- und außenpolitischen Dingen richtunggebend blieb. Als Vertrauensmann von Kido, dem Führer der Restaurationsbewegung, hatte er lebhaften Anteil am Sturz des Shogunats und wurde, als dieser 1868 erfolgte, zum Staatsrat ernannt. 1871 begleitete er den Fürsten Iwakura nach Europa und setzte sich besonders für die Berufung europäischer Sachverständiger im Heer- und Schulwesen ein. Nachdem er verschiedene Kabinettsposten bekleidet hatte, ging er 1882 erneut zum Studium von Verfassungsfragen ins Ausland und drückte 1889 eine Verfassung durch, die unter Mitarbeit des deutschen Juristen Rudolf H. von Gneist ausgearbeitet worden war und sich stark an die preußische Verfassung von 1850 anlehnte. Von 1886–1901 war er viermal Ministerpräsident und wurde mehr und mehr zum führenden Kopf in der Reformbewegung. Es ist im wesentlichen sein Verdienst, daß die ungleichen Verträge der fünfziger Jahre bis 1901 durch gleichberechtigte Abkommen mit den europäischen Staaten ersetzt werden konnten und die japanische Großmachtstellung bereits im englisch-japanischen Bündnis von 1902 Anerkennung erhielt, durch das das von Ito befürwortete Zusammengehen mit Deutschland und Rußland völlig illusorisch wurde. Nach Beendigung des Russisch-Japanischen Krieges wurde er Generalresident von Korea und hat als solcher mit Umsicht und unter Vermeidung aller Härten am Wohle des neuen Landes gearbeitet. Er verließ diesen Posten im Juli 1909 und wurde Vorsitzender des Geheimen Staatsrats. Am 26. Oktober 1909 wurde er bei einem Besuch in Charbin von einem Koreaner ermordet.

Engelbert Kämpfer, Arzt und Forschungsreisender, wurde am 16. November 1651 in Lemgo als Sohn eines Pfarrers geboren. Von Jugend auf „von einer sonderlichen Begierde getragen, fremde Orte zu besehen und

Digitized by Google

seine Studia anderwärts zu excolieren", besuchte er die Lateinschule in Hameln, Lüneburg, Hamburg, Lübeck, Danzig, studierte dann in Krakau, wo ihm die Magisterwürde verliehen wurde, und anschließend vier Jahre Medizin und Naturwissenschaften in Königsberg. Daneben erwarb er sich gründliche Kenntnisse in der Philosophie und Geschichte der verschiedensten Völker und bemühte sich um die Erlernung fremder Sprachen. Außer dem Lateinischen und Griechischen sprach und verstand er Holländisch, Schwedisch, Portugiesisch, Französisch, Englisch, Russisch und Polnisch, Persisch, Malayisch und andere asiatische Sprachen. Mit 30 Jahren ging er an die Universität Upsala, wo er die Zuneigung einflußreicher Männer, wie die des Völkerforschers Rudbeck und der beiden Pufendorfs, erwarb. Ihnen verdankte er, daß er 1683 das Angebot erhielt, als Sekretär einer Gesandtschaft Karls XII. nach Persien zu gehen. Die Reise führte ihn über Moskau, Kasan, Astrachan und das Kaspische Meer nach Schemacha. Von hier machte er einen Abstecher nach der Halbinsel Baku, wo er wohl als erster Europäer die „ewigen Feuer" sah. Im Januar 1684 ging es weiter nach der damaligen persischen Hauptstadt Isfahan. Als sich nach gut einjährigem Aufenthalt die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, ohne die erhofften handelspolitischen Erfolge erreicht zu haben, auf den Heimweg machten, trat K. als Arzt in die Dienste der Niederländisch-Ostindischen Kompagnie. Auf ihren Schiffen lernte er zunächst Teile Arabiens, viele Plätze der Westküste Indiens und Ceylon kennen. Im Sommer 1689 dehnte er seine Fahrten aus bis an die Küsten des Bengalischen Busens. Von dort kam er 1689 nach Batavia. Bis zum Mai des folgenden Jahres beschäftigten ihn hier botanische Studien. Als ärztlicher Begleiter einer holländischen Gesandtschaft ging er darauf über Siam, dessen Hauptstadt er besuchte, nach Nagasaki, dem einzigen japanischen Hafen, der damals den Ausländern geöffnet war. In Japan verbrachte K. zwei Jahre. Seine medizinischen Erfolge, sein aufrechtes Wesen und sein Verständnis für die Eigenarten der Japaner verschafften ihm große Anerkennung und die Möglichkeit, vieles zu sehen, was anderen verschlossen blieb. So konnte er zweimal Tokio besuchen. Im November 1692 verließ er Japan und kehrte über Java nach Europa zurück. Als er im Oktober 1693 in Amsterdam eintraf, hatte er mehr als zehn Jahre lang die Welt bereist. Für seine Verdienste machte ihn die Universität Leyden zum Doktor der Medizin. K. ließ sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder und starb daselbst am 2. November 1716. Das einzige persönlich von K. veröffentlichte Werk sind die „Amoenitates exoticae" (1712), das Beobachtungen in Georgien, Persien und Japan wiedergibt. Aus dem nach England verkauften Nachlaß wurde 1727 eine zweibändige „History of Japan" veröffentlicht, der 1777–79 nach einer in Deutschland verbliebenen Handschrift eine deutsche Ausgabe folgte. Dieses Werk, das eine tiefgründige Beschreibung der politischen, sozialen und geographischen Verhältnisse des ostasiatischen Inselreiches gibt, blieb eineinhalb Jahrhunderte lang die eigentliche Informationsquelle für japanische Fragen. Durch die Arbeiten von Karl Meier-Lemgo [E. K., Seltsames Asien (amoenitates exoticae), 1933, und E. K., der erste deutsche Forschungsreisende, 1937], der die bisher unveröffentlichten Handschriften im Britischen Museum bearbeitet hat, ist ihm ein neues Denkmal gesetzt worden.

Emil Körner, * 1846 zu Wegwitz, trat 1866 in die preußische Armee ein, machte die Kriege von 1866 und

Digitized by Google

1870/71 mit und wurde als Artilleriehauptmann 1886 von der chilenischen Regierung als Militärinstrukteur verpflichtet. Er widmete sich der Reorganisation der chilenischen Militärschulen, arbeitete im Generalstab und war zuerst Lehrer, dann Direktor der Academía Nacional Militar. Für die militärische Landesaufnahme und das Festungsbauwesen wurden von ihm schon in den folgenden Jahren weitere deutsche Militärs nachgezogen. 1891 nahm er an der Revolution gegen Balmaceda teil und stieg, nachdem er diese an der Spitze der Parlamentstruppen siegreich durchkämpft hatte, innerhalb weniger Jahre zum Oberkommandeur der chilenischen Armee empor. 1900 ging er als Chef der chilenischen Militärkommission nach Europa und wurde anschließend mit dem Aufbau des chilenischen Heerwesens nach deutschem Vorbild betraut. Er starb 1920 in Breslau und wurde auf dem Friedhof von Santiago de Chile unter dem Ehrenmal, das ihm das dankbare Chile gesetzt hat, begraben.

Augustin Friedrich Krämer, * 27. August 1865 zu Los Angeles (Chile), trat nach vollendetem Medizinstudium 1889 als Arzt in die Marine ein und studierte nebenbei Zoologie in Kiel. Als Schiffsarzt von S.M.S. „Bussard" war er 1893 bis 1895 in der Südsee und wurde 1897 bis 1899 zur Durchführung einer Forschungsreise beurlaubt, die ihn nach Südamerika, Hawai, den Samoa-, Marshall- und Gilbert-Inseln führte. 1899–1901 kam er als Schiffsarzt von S.M.S. „Stosch" nach Westindien. Als Anthropolog der Planet-Expedition unternahm er 1906/07 seine dritte Südseereise (Bismarck-Archipel, Truk, Palau, Jap), nach deren Ablauf er, unterstützt von seiner Frau, selbständige Studien auf dem Bismarck-Archipel und auf den Karolinen (1908) trieb. 1908/09 war er Leiter der deutschen Marine-Expedition auf Neumecklenburg, 1909/10 Leiter der Expedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung nach den Karolinen. K. habilitierte sich 1919 für Völkerkunde in Tübingen und ist seit 1925 Honorarprofessor daselbst. Er ist Verfasser zahlreicher wissenschaftlicher Werke, u. a. „Die Samoa-Inseln" (2 Bände, 1902/03), „Palau" (5 Bände, 1917–29), „Westindonesien" (1927), „Truk" (1932), „Zentralkarolinen" (1. Band, 1937).

Hans Kundt, * 28. Februar 1869 zu Neustrelitz, ging als preußischer Major 1911 das erstemal an der Spitze der deutschen Militärmission nach Bolivien, wo er Generalstabschef und damit Oberkommandierender der bolivianischen Armee wurde und diese nach deutschem Muster organisierte. Den Weltkrieg, bei dessen Ausbruch er sich gerade in Deutschland befand, machte er im Stabe von Woyrsch und Mackensen mit und schied 1919 als Generalmajor aus dem aktiven Dienst. 1920–26 war er erneut als Generalstabschef in Bolivien tätig. Als Ende 1928 der Chaco-Krieg zwischen Bolivien und Paraguay ausbrach, erhielt er wiederum den Oberbefehl. Nach dem Sturz des Präsidenten Siles im Juni 1930 mußte er das Land verlassen und kehrte nach Deutschland zurück. 1932 wurde er ein viertes Mal auf seinen alten Posten berufen. Er nahm die bolivianische Staatsbürgerschaft an und führte im Chaco-Krieg durch mehrere glänzende Siege eine für Bolivien günstigere Wendung herbei. Als dieses dann doch schließlich in dem aussichtslosen Ringen erlag, wurde er im Dezember 1933 aus dem bolivianischen Heeresdienst entlassen. Nach einigen Jahren völliger Zurückgezogenheit in seiner mecklenburgischen Heimat, starb er am 20. August 1939 zu Menusio bei Locarno.

Digitized by Google

Adolf Lüderitz, Großkaufmann und Begründer der deutschen südwestafrikanischen Kolonie, wurde am 16. Juli 1834 zu Bremen geboren. Er erlernte den Tabakhandel und trat nach fünfjährigem Aufenthalt in USA. und Mexiko in die väterliche Firma ein, die er 1878 als Leiter übernahm. 1881 gründete er auf britischem Boden, in der westafrikanischen Kolonie Lagos, eine Faktorei seines Hauses und beauftragte ein Jahr später Heinrich Vogelsang, an der Küste von Südwestafrika eine weitere Zweigniederlassung für ihn anzulegen. Im Mai 1883 schloß dieser mit dem Häuptling der Hottentotten von Bethanien einen Privatvertrag, durch den Lüderitz ein Gebiet mit der Bucht Angra Pequeña und 5 englische Meilen landeinwärts erhielt. Durch einen zweiten Vertrag vom August 1883 wuchs die Abtretung auf 45 000 qkm an. Mit neuen Vertragsabschlüssen des Kaiserlichen Reichskommissars Dr. G. Nachtigal wurde im Oktober 1884 der Kern von Deutsch-Südwestafrika erworben. Später folgten Erweiterungen des Schutzgebietes im Norden und nach dem Innern. Zu Anfang seines Handelns ein nüchterner und rechnender Kaufmann, der sich hinsichtlich der wirtschaftlichen Ausbeutung seines Projektes häufig irrte und revidieren mußte, geht dieser Zug bei L. im Laufe der Zeit mehr und mehr verloren. Sein erstaunlicher Optimismus, der manchmal bis an die Grenze der Tollkühnheit reichende Wagemut, seine Liebe zur Heimat und die Unbedenklichkeit in der Hingabe der nötigen finanziellen Opfer führen lezten Endes zum Erfolg. Nach der Zurückweisung der englischen Ansprüche sagte Bismarck am 24. April 1884 den Schutz des Deutschen Reiches zu. 1885 trat L. seine Besitzrechte für 300 000 RM in bar und 200 000 RM Anteilscheine an ein Konsortium, die spätere Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, ab. Um die Mitte des Jahres 1886 begab sich L. persönlich nach Südafrika, um die wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten, vor allem die Schiffbarkeit des Oranje und seine Eignung als Verkehrsader nach dem Osten zu prüfen. Nach einem vergeblichen Versuch, die Barre des Oranje zu überwinden, trat er am 22. August in einem offenen Fahrzeug die Rückreise nach Angra Pequeña an. In der Mündung des Oranje oder auf dem Ozean ist er ein Opfer der Wellen geworden. Als Tag seines Todes wird der 22. Oktober 1886 angenommen.

Klemens Wilhelm Jakob Meckel, preußischer Generalmajor, * 28. März 1842 zu Köln, † 5. Juli 1906 zu Berlin, trat 1860 in die preußische Armee ein und machte die Feldzüge gegen Österreich und Frankreich mit. Nach einer mehrjährigen Tätigkeit an der Kriegsschule in Hannover wurde er 1876 Mitglied des Großen Generalstabes, wo er als bedeutender Taktiker hervortrat und als Militärschriftsteller internationale Berühmtheit erlangte. Von 1885–88 wirkte er als Heeresorganisator in Japan. Als am 7. Juli 1912 im Garten der Kriegsakademie zu Tokio ein Denkmal für ihn eingeweiht wurde, feierte man ihn als „den Schöpfer der japanischen Armee, dem Japan seine Siege verdanke". Nach seiner Rückkehr wurde er Oberst in Mainz, dann als Generalmajor Oberquartiermeister im Großen Generalstab.

F. Max Müller, Orientalist, * 6. Dezember 1823 zu Dessau, † 28. Dezember 1900 zu Oxford, studierte in Leipzig und Berlin unter Brockhaus und Bopp und wurde 1854 Professor in Oxford. M. verfaßte zahlreiche Werke über Sanskrit und indische Kultur, war Herausgeber der „Rig-Veda" und der berühmten Sammlung „The Sacred Books of the East" (50 Bände. 1879—1895).

Digitized by Google

Mutsuhito, Kaiser von Japan, hat während seiner 44jährigen Regierungszeit die politischen und sozialen Entwicklungen seines aus dem Mittelalter erwachenden Volkes, die durch Anschluß Japans an die europäische Welt notwendig wurden, sowie den Aufbau seines Landes zur modernen Weltmacht in den verschiedensten Phasen mit seiner Umsicht und Tatkraft maßgeblich beeinflußt. Als Sproß der ältesten Dynastie der Welt geboren (3. November 1852) und in strengster Abgeschiedenheit erzogen. bestieg der erst Fünfzehnjährige 1866 den Kaiserthron (Krönung am 31. Oktober 1868). Von dem seltenen Glück begünstigt, stets tüchtige und hervorragende Ratgeber an seiner Seite zu haben, und das Gebot der Zeit hier wie später erkennend, löste er 1867 das Shogunat auf und unterdrückte mit starker Hand die den Reformen abgeneigten feudalen Elemente, die noch bis in die Mitte der achtziger Jahre danach trachteten, ihre Rechte durch die Entfachung von Bürgerkriegen wiederzuerlangen. Nachdem die inneren Verhältnisse sich konsolidiert hatten, hat er als der erste konstitutionelle Herrscher im Fernen Osten seinem Volk aus freien Stücken eine Verfassung gegeben. In den kritischen Jahren der Neuerungen hat er der überstürzten Aneignung alles Fremdentums Einhalt geboten, die Anpassung europäischer Institutionen an japanische Einrichtungen stets im Auge behalten und dadurch das Land vor Experimenten gerettet. Die Epoche seiner Regierung trägt mit Recht den Namen „Meiji" (Erleuchtung). Persönlich allem äußerlichen Prunk abgeneigt, zurückhaltend, ja fast scheu von Natur, war er seinen Vertrauten und Helfern ein primus inter pares, der sich mit dem ganzen Gewicht seines Ansehens und seiner Macht, vor Anklagen und Verleumdungen stellte. Er starb am 30. Juni 1912.

Richard Neuhaus, * 17. Oktober 1855 zu Blankenfelde, † 9. Februar 1915 zu Berlin, widmete sich nach Absolvierung des medizinischen Studiums Fragen der Völkerkunde und wissenschaftlichen Photographie. 1884 machte er eine Reise um die Welt und unternahm in den folgenden Jahrzehnten eine Reihe langwieriger Studienreisen nach der Südsee, von denen die nach Deutsch-Guinea (1908–10) die wissenschaftlich fruchtbarste war. An einschlägigen Arbeiten veröffentlichte er „Die Hawaii-Inseln" (1886) und „Deutsch-Neuguinea" (3 Bände. Berlin 1911).

Oskar von Niedermayer, * 8. November 1885 zu Freising, bereiste als Offizier 1912–14 Persien, Arabien und Britisch-Indien und wurde auf Grund seiner Sprach- und Landeskenntnis bei Ausbruch des Weltkriegs mit der Organisierung einer deutschen Expedition nach Persien und Afghanistan betraut, die versuchen sollte, den Engländern an der Nordwestgrenze Indiens Schwierigkeiten zu bereiten, möglicherweise den Emir von Afghanistan zu einem Krieg gegen Indien zu bewegen. Dem Unternehmen, das zunächst mehr diplomatisch und kaufmännisch gedacht war und von N. nach militärischen Gesichtspunkten aufgezogen wurde, gehörten u. a. die *Konsuln Wassmuss* und *Seiler*, der Bruder des Expeditionsleiters *Dr. Niedermayer*, *Professor Zugmayer* und die *Oberleutnants Voigt* und *Wagner* an. In verschiedene Arbeitsgruppen eingeteilt, haben diese Männer unter der kraftvollen Persönlichkeit N.s, mit geringen Mitteln ausgestattet und ohne Zusammenhang mit einer gesicherten Basis, einen an Entbehrungen und Gefahren überreichen Weg von über 22000 km zurückgelegt und die indische Regierung lange Zeit gezwungen, starke Truppen in Indien zu halten, ja sogar eigene Streitkräfte von

Digitized by Google

anderen Kriegsschauplätzen anzufordern und abzuziehen. N. selbst begab sich mit dem Kern der Expedition von Bagdad nach Nordpersien, entfaltete zunächst von Teheran aus eine eifrige Propaganda und ging von dort nach Isfahan. Nach ungeheueren Anstrengungen gelang es ihm, in der Nacht vom 19. zum 20. August 1915 die englische Sperre bei Birdschend zu durchbrechen und auf gefahrvollen Wegen nach Herat und von dort weiter nach Kabul zu kommen. Da es dem Emir im Gegensatz zu vielen anderen afghanischen Fürsten an Entschlossenheit fehlte, den deutschen Gedanken aufzugreifen, trat N. nach langen Monaten eifrigster Arbeit in Kabul und an der indischen Grenze am 21. Mai 1916 die Rückreise an, ohne sein politisches Ziel erreicht zu haben. Die Heimkehr gestaltete sich noch abenteuerlicher. Begleitet von *v. Hentig*, *Wagner* und *Röhr* zog N. mit dem Hauptgepäck zunächst in nördlicher Richtung über den Hindukusch. Hier trennte er sich von v. Hentig und Röhr, die sich nach Osten über das Pamirplateau wandten und in 130 Tagen durch die Wüsten Chinas über Yarkent, Kaschgan, Honan nach Hankau gelangten, zog dann über den Chawak-Paß längs der russischen Grenze hin und wanderte, nachdem er Wagner mit der Expedition nach Herat sandte, als Turkmene verkleidet in westlicher Richtung durch die russische Karakum-Wüste, an Meschhed, dem damaligen russischen Hauptquartier in Ostpersien vorbei, nach Dehrud und dann nach Teheran, wo er am 23. Juli 1916 anlangte. Unter unermeßlichen Strapazen schlug er sich von hier nach einem 14tägigen Ritt durch Räuber und Russen zur türkischen Front durch („Unter der Glutsonne Irans". Dachau 1925. Neue Auflage u. d. T. „Im Weltkrieg vor Indiens Toren". Hamburg 1938). 1917/18 leitete N. als Gegenspieler von T. E. Lawrence eine militärische Expedition gegen die Araber an der Hedschas-Bahn. Von 1922 bis 1931 hielt sich N. in Rußland auf. 1933 habilitierte er sich als erster deutscher Dozent für Wehrgeographie in Berlin, wo er 1936 zum ordentlichen Professor ernannt wurde. An wissenschaftlichen Werken veröffentlichte N.: „Die Binnenbecken des Iranischen Hochlandes" (1920), „Afghanistan" (1924), „Die geopolitischen Grundlagen des eurasiatisch-afrikanischen Übergangserdraumes" (1925), „Sowjet-Rußland" (1934, mit *J. Semjonow*).

Dr. Carl Peters wurde am 27. Juni 1856 als achtes Kind eines Landpastors zu Neuhaus/Elbe geboren. Mit noch nicht 16 Jahren vaterlos geworden, mußte er sich als Zögling der Klosterschule Ihlfeld das Nötigste verdienen, eine Lage, die, wie er selbst schreibt, jenen Trotz ausbildete, der ihm in seiner Laufbahn gelegentlich geschadet hat. Nach einem vierjährigen Studium der Geschichte, Geographie und Philosophie promovierte er im Sommer 1879 in Berlin und legte im November 1880 sein philologisches Staatsexamen ab. Auf Einladung seines Onkels, des Musikhistorikers Karl Engel, ging er noch im selben Jahr nach England, mit dem Vorsatz, sich dort dauernd anzusiedeln. Drei Jahre lang lebte er hier in angesehener gesellschaftlicher Stellung und finanzieller Unabhängigkeit seinen schriftstellerischen Neigungen. Von dem realen Staatsdenken Englands tief beeindruckt, faßte er den Entschluß, bei der letzten Epoche der kolonialen Aufteilung Afrikas seine Kraft für eine Beteiligung Deutschlands einzusetzen. Er schlug das Angebot seines Onkels, die englische Staatsangehörigkeit zu erwerben und dessen Erbe zu werden, aus und verlegte im Herbst 1883 seinen Wohnsitz wieder nach Deutschland. Unruhig

Digitized by Google

wie er war, habilitierte er sich 1884 noch in Berlin für Philosophie, griff aber dann führend durch Aufsätze und Vorträge in die deutsche Kolonialbewegung ein. Mit Dr. Lange und Graf Pfeil gründete er die „Gesellschaft für deutsche Kolonisation" (1884), verzichtete auf den Antritt seiner Dozentur und ging in deren Auftrag nach Ostafrika, wo er in fünf Wochen ein Gebiet so groß wie Süddeutschland erwarb. 1885 wurde die „Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft" von ihm ins Leben gerufen. 1887 ging er in Begleitung des Leiters der Kolonialangelegenheiten im Auswärtigen Amt, Krauel, nach London. Ein Jahr später war er wieder in Ostafrika, um im Auftrag des Auswärtigen Amtes mit dem Sultan zu verhandeln. In seiner Abwesenheit, die bis zum Herbst 1889 dauerte, bildeten sich starke Strömungen gegen ihn. Man warf ihm vor, „daß es ihm an Erfahrungen und an dem Blick für das praktisch Erreichbare fehle". Nicht ohne Schwierigkeiten erhielt er dennoch die Leitung der Deutschen Emin-Pascha-Expedition, auf der er Verträge mit Uganda, Witu und dem Tana-Juba-Gebiet abschloß, die dann allerdings aus Überlegungen europäischer Politik durch das Helgoland-Sansibar-Abkommen von 1890 hinfällig wurden. Mit dem Odium eines ungestümen Draufgängers belastet, erhielt er jedoch nicht den verdienten und ersehnten Gouverneursposten, sondern wurde lediglich „Reichskommissar zur Verfügung des Gouverneurs". Als er in dieser Eigenschaft bei den Aufständen im Kilimandscharo-Gebiet im Winter 1891/92 in die Notwendigkeit versetzt wurde, zwei Todesurteile an Eingeborenen zu vollstrecken, wurde dieses von den Sozialdemokraten und einer ganzen Reihe persönlicher Gegner zur Skandalgeschichte aufgebauscht. Wegen Mißbrauch der Amtsgewalt wurde ihm ein Disziplinarverfahren anhängig gemacht, das 1897 zu seinem Ausscheiden aus dem Reichsdienst führte. P. ging darauf wieder nach England, lehnte aber alle Angebote, englischer Staatsbürger zu werden, erneut ab. Zunächst sich wieder ganz und gar der schriftstellerischen Tätigkeit widmend, begründete er zur Ausbeutung des alten Goldlandes Ophir die Dr. Carl Peters Estates and Exploration Co., für die er sechs Forschungsreisen im Hinterland von Chinde und Sofala unternahm. Die wissenschaftliche Ausbeute war gut, die geschäftliche jedoch keineswegs zufriedenstellend. Die Gesellschaft wurde daraufhin umgetauft (South East Africa, Ltd.), arbeitete aber auch unter dem neuen Namen nicht glücklicher und wurde mit einem persönlichen Verlust für P. von 160000 Mark schließlich 1910 an englische Finanzleute verkauft. 1911 reiste P. noch einmal nach Deutsch-Ostafrika, wo dem in seinem Wirken oft enttäuschten Mann, der sich inzwischen zu gelassener Ruhe durchgekämpft hatte, ein warmherziger Empfang bereitet wurde. Bei Beginn des Weltkrieges verließ P. England und kehrte in die Heimat zurück. Als er am 10. September 1918 in Woltorf bei Peine starb, trauerte an seiner Bahre das gesamte Deutschland.

Ferdinand Freiherr von Richthofen, Geograph von Weltruf und der größte aller Chinaforscher, wurde am 5. Mai 1833 zu Karlsruhe in Schlesien geboren. Nach einem gründlichen Studium der Naturwissenschaften, vor allem Geologie, in Breslau und Berlin, arbeitete er 1856–60 geologisch in Tirol, den Karpaten und Siebenbürgen. 1860–62 begleitete er als Geologe die unter Führung des Grafen von Eulenburg nach Ostasien ausgeschickte preußische Gesandtschaft, wobei er Ceylon, Japan, Formosa, die Philippinen und Java kennenlernte

Digitized by Google

und anschließend eine unter den damaligen Verhältnissen äußerst schwierige Landreise von Bangkok nach Kalkutta machte. Von der ebenso reizvollen wie gefährlichen Aufgabe erfüllt, das durch die Taiping-Revolution erfaßte China, dessen weitere Erschließung durch die europäischen Mächte nur noch eine Frage der Zeit sein konnte, näher zu erforschen, ging er nach geologischen Untersuchungen in Kalifornien 1868 wieder nach Ostasien und durchzog in sieben großen Reisen während der Jahre 1869–72 den größten Teil Chinas, mit Ausnahme des Südwestens und Kansus. In seinen während dieser Zeit geschriebenen Briefen an die Deutsche Handelskammer in Schanghai machte er als erster aufmerksam auf die Bedeutung der Kohlenlager auf der Halbinsel Schantung und die Vorzüge des Hafens Kiautschau. Nach zwölfjähriger Abwesenheit kehrte er in die Heimat zurück. Als Ergebnis veröffentlichte er sein Monumentalwerk „China", das auf einer sorgfältigen geologischen Forschung aufgebaut, mit einem tiefgehenden Verständnis für den chinesischen Menschen und seinem Zusammenhang mit der Natur des Landes, seiner Geschichte, Kultur und Wirtschaft, die Grundzüge dieses bis dahin so unbekannten Reiches vermittelte und zum großen praktischen Vorbild moderner geographischer Forschungsarbeit geworden ist. R. wurde 1875 Professor der Geographie in Bonn, 1883 in Leipzig und 1886 in Berlin, wo er die mustergültige Einrichtung des Geographischen Instituts der Universität Berlin und den großartigen Aufbau des Instituts für Meereskunde schuf und durch seine Lehrtätigkeit und menschlichen Qualitäten eine Reihe angesehener Schüler (Hedin, von Drygalski, Baschin, Wegener, Sieger, Tiessen, Schott u. a. m.) an sich zog. Er starb am 16. Oktober 1905.

Willi Gustav Rickmer Rickmers, * 1. Mai 1873 zu Lehe bei Bremen, schlug ursprünglich die kaufmännische Laufbahn ein, sattelte 1893 um und begann mit dem Studium der Naturwissenschaften in Wien. Seine erste Reise führte ihn 1894 in den Kaukasus, 1896 und 1898 war er in Ostbuchara. Die reichhaltigen Sammlungen, die er hier machte, gingen 1902 schenkungsweise an das Berliner Museum für Völkerkunde. 1913 leitete er die Pamir-Expedition des Alpenvereins und erforschte besonders das Land zwischen Oxus und Jaxartes („The Duab of Turkestan". 1913). 1918 war er Mitglied der Kaukasusdelegation unter Kress von Kressenstein. 1928 leitete er die von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, der Akademie der Wissenschaften der USSR. und dem Deutschen und Österreichischen Alpenverein ausgerüstete Alai-Pamir-Expedition („Alai! Alai!". 1930). R. ist Übersetzer aller amtlichen Berichte der Mount Everest Expeditionen sowie zahlreicher Reisebeschreibungen.

Karl Sapper, * 6. Februar 1866 zu Wittislingen (Bayern), ging 1888 nach Mittelamerika, war 1890/91 Verwalter einer Kaffeeplantage in Guatemala, arbeitete 1892–95 als Landesgeologe in Mexiko und bereiste 1896–1900 zum Zwecke geologischer Aufnahmen die mittelamerikanischen Staaten, von denen er bereits früher auf ausgedehnten Fußwanderungen große Teile kennengelernt hatte. 1900 habilitierte er sich für Erd- und Völkerkunde bei Ratzel in Leipzig, wurde daselbst 1902 a. o. Professor, 1907 o. ö. Professor in Tübingen, 1910 in Straßburg und 1919 in Würzburg. Neben seiner fruchtbaren Lehrtätigkeit und seinen emsigen wissenschaftlichen Arbeiten, die ihn den Ruf unseres bedeutendsten Kenners Mittelamerikas und Mexikos eingetragen haben, hat er zahlreiche weitere

Digitized by Google

Forschungsreisen unternommen. 1902 bis 1903 war er wieder in Guatemala, auf Martinique und St. Vincent tätig, 1905 auf den Kanarischen Inseln, 1906 auf Island, 1907/08 im Bismarck-Archipel (Neumecklenburg und Bougainville), 1923/24 in Mexiko, Mittel- und Südamerika und 1927/28 in Süd- und Mittelamerika.

Hans Schiltberger, der erste Deutsche, der Zentralasien und Sibirien kennenlernte, wurde 1380 als Sproß einer alten bayrischen Adelsfamilie bei Freising geboren. Mit 14 Jahren zog er mit einigen hundert Rittern unter Philipp von Artois nach Ungarn, nahm am Kriege König Sigismunds von Ungarn gegen die Türken teil, bis er in der Schlacht bei Nikopol (1396) verwundet in Gefangenschaft geriet. In türkischen Diensten begleitete er die Truppen des Sultans Bajezid nach Kleinasien und Ägypten. Nach dem Siege Timurs bei Angora (1402) trat er in mongolische Dienste und kam in dessen Gefolge nach Samarkand, Armenien und Georgien, dann mit Abu Bekr wieder kreuz und quer durch Armenien und schließlich mit dem Tartaren Chekr nach Sibirien. Vieles spricht dafür, daß er an dessen Kriegszügen im Gebiet der mittleren Wolga teilnahm. Die Steppenlandschaften des südöstlichen Rußland sind von ihm durchquert worden. Er lernte Sarai, die alte Hauptstadt des Kipschak Khanats an der unteren Wolga, Asow, damals noch Handelsplatz der Venetianer und Genuesen, die Krim und die Kaukasusländer kennen. Nach einer abenteuerlichen Flucht kehrte er 1427 in die Heimat zurück, wo er herzoglicher Kämmerer wurde. Er starb 1460 (?). Sein „Reisetagebuch", das auch Entlehnungen aus anderen Werken enthält und zuerst 1460 in Augsburg gedruckt wurde, gibt nicht nur eine Schilderung seiner Erlebnisse, sondern auch geschichtliche Abrisse und Einblicke in die kulturellen und sozialen Verhältnisse der östlichen Länder, besonders derjenigen, die er selbst bereist hat.

von Schlagintweit, fünf Brüder, von denen drei (Hermann, * 13. Mai 1826, Adolf, * 9. Januar 1829, Robert, * 27. Oktober 1833) als Forscher besonders bekannt wurden. Aus München stammend, studierten alle drei in ihrer Vaterstadt Naturwissenschaften. H.und A. arbeiteten anfänglich in den Alpen, bestiegen als erste den Monte Rosa und begründeten ihren Ruf durch ihre „Untersuchungen über die physikalische Geographie der Alpen" (1850). Ihnen schloß sich R. an und veröffentlichte mit ihnen gemeinsam „Neue Untersuchungen über die physikalische Geographie und Geologie der Alpen" (1854). Auf Empfehlung A. v. Humboldts bereisten dann alle drei im Auftrag der East India Company deren Gebiete, vor allem zur Erforschung des Erdmagnetismus. Manchmal vereint, manchmal getrennt, arbeiteten sie zunächst in Vorderindien, besonders im Himalaja, und dehnten ihre Untersuchungen später auf die Regionen des Kara-korum und Kwen-lun aus, das sie als erste Europäer überstiegen. H. erhielt dafür 1864 den Titel Sakunlünski. R. und H. kehrten, nachdem der letztere noch Nepal durchquert hatte, Anfang 1857 mit umfangreichen völker- und naturkundlichen Sammlungen nach Europa zurück. A., der in Asien blieb, ging allein über den Kwen-lun nach Ostturkestan und wurde am 26. August 1857 in Kaschgar ermordet. Als Ergebnis der Forschungsreisen erschien „Reisen in Indien und Hochasien" (4 Bände. 1869–80). H. lebte fortan auf Jägersburg bei Forchheim und in München seinen Studien und starb daselbst am 19. Januar 1882. R. wurde 1863 Professor der Geo-

Digitized by Google

graphie in Gießen, bereiste 1869/70 die USA. und publizierte eine Reihe wertvoller Einzelstudien („Die Pazifik-Eisenbahn (1870)", „Die Mormonen" (1874), „Die Prärien" (1876)]. Er starb zu Gießen am 6. Juni 1885.

August Ludwig von Schlözer, Geschichtsforscher, Statistiker und Publizist, * 5. Juli 1735 zu Gaggstadt, † 9. September 1809 zu Göttingen, studierte Theologie und orientalische Sprachen in Wittenberg und Göttingen, ging 1755 als Lehrer nach Schweden, kehrte 1759 zum Studium der Medizin nach Göttingen zurück und wandte sich 1761 mit dem russischen Reichshistoriographen G. F. Müller nach Rußland. Nach einem Zerwürfnis mit diesem wurde er Leiter einer Erziehungsanstalt und 1765 auf Grund seiner Verdienste um die russische Geschichtsforschung zum Professor für Geschichte an der Petersburger Akademie ernannt. Von einem Urlaub, den er 1767 nahm, kehrte er nicht auf diesen Posten zurück. Er ließ sich an der Universität Göttingen nieder, wo er zunächst Professor für Philosophie, 1772 auch für europäische Geschichte und Statistik und 1787 für Politik wurde. 1802 wurde er vom russischen Zaren geadelt und zum Geheimrat ernannt. Sch. verfügte über eine enorme Arbeitskraft und Sprachkenntnis. Sein Hauptverdienst ist, Geschichte und Staatswissenschaften eng verkuppelt zu haben. In seinen Vorlesungen, seinen zahlreichen Geschichtswerken und den von ihm herausgegebenen Zeitschriften bemühte er sich, brennende Staats- und soziale Fragen kritisch zu erörtern und die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Die bis dahin trockene Statistik wurde bei ihm zum erstenmal zu einer beschreibenden Länder- und Staatenkunde. In seiner kritischen Arbeit über die altrussischen Chronisten (Übersetzung des russischen Chronisten Nestor bis zum Jahre 980. 5 Bände. 1802–09) vertrat er die Auffassung, daß das ganze Slawentum uranfänglich eine geschlossene Einheit bildete, und wurde dadurch zum theoretischen Mitbegründer des Panslawismus.

Ulrich Schmidel, zwischen 1500 und 1511 als Sohn des Bürgermeisters von Straubing a. d. Donau geboren, war der erste Deutsche in den Goldländern Südamerikas, von denen uns Kunde erhalten ist, und der einzige aus der Schar deutscher Reisläufer, die an der Eroberung der La-Plata-Länder teilgenommen hat. Mit 150 Landsleuten kam er auf einem Handelsschiff der Nürnberger Kaufleute Sebastian Neithart und Jakob Welser in der Flotte des Pedro de Mendoza im Januar 1535 an die Mündung des Silberstromes. Nachdem er den Dienst auf dem Kauffahrteischiff aufgegeben hatte, trat er als einfacher Landsknecht in die spanische Kolonialtruppe ein, beteiligte sich in hervorragender Weise an den schweren Kämpfen, die Mendoza zu bestehen hatte, und wurde einer der Begründer von Buenos Aires (1536). Unter Juan de Ayolas und Irala machte er ausgedehnte Reisen den Paraná und Paraguay hinauf, lernte die Sitten und Lebensweisen der Gran-Chaco-Indianer kennen, wurde Mitbegründer von Asunción, der Hauptstadt Paraguays, und Zeuge einer Fühlungnahme der Expedition mit den peruanischen Spaniern. Auf anschließenden Wanderungen durch das südliche Brasilien erreichte ihn ein Brief seines Bruders, der ihn nach Deutschland zurückrief. Er schlug sich darauf – ein unerhörtes Wagestück – nach dem brasilianischen Hafen São Vicente durch, von wo er 1554 wieder glücklich in die Heimat zurückkehrte. Als Protestant mußte er 1562 mit seinen Glaubensgenossen seine Vaterstadt verlassen und sich in

Digitized by Google

der benachbarten Reichsstadt Regensburg niederlassen, wo er gestorben ist. Seine Reisebeschreibung, die zuerst 1567 in Frankfurt a. M. erschien [zuletzt hrsg. von E. Hegaur (München 1914), Curt Cramer (Leipzig 1922) und vom Verlag „Die Umwelt des Auslandsdeutschen in Südamerika" (Buenos Aires 1934)], in der die Beobachtungen und die Geschehnisse seiner nächsten Umgebung mit anerkennenswerter Offenheit und Wahrheitsliebe berichtet werden, wurde für die späteren geographischen Forschungen von größter Wichtigkeit. Das Studienwerk des Deutschargentiniers Edmundo Wernicke, das 1938 von der Litoraluniversität herausgegeben wurde, hat endgültig mit den vielen Angriffen gegen seine Persönlichkeit aufgeräumt.

Heinrich Schnee, * 4. Februar 1871 zu Neuhaldensleben, studierte nach Absolvierung des Gymnasiums zu Nordhausen Rechtswissenschaft in Heidelberg und Berlin und widmete sich am Orientalischen Seminar dem Studium des Suaheli und der Kolonialwissenschaft. Nach dreijähriger Tätigkeit im Justizdienst trat er 1897 in die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ein und wurde im folgenden Jahr Richter und stellvertretender Gouverneur in Deutsch-Neuguinea, wo er sich durch die Beseitigung zahlreicher Mißstände große Verdienste erwarb. Im Jahr 1900 kam Sch. als Bezirksamtmann und stellvertretender Gouverneur nach Samoa und stellte hier innerhalb von drei Jahren ruhige und friedliche Zustände her. 1904 wurde er zum Vortragenden Rat in der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes ernannt und im folgenden Jahr der deutschen Botschaft in London als Kolonialbeirat zugeteilt. 1906 übernahm er als Legationsrat den schwierigen Posten eines Personalreferenten im Kolonialamt, den er bis 1911 bekleidete, wo er Ministerialdirektor und Leiter der Politischen und Verwaltungs-Abteilung des Reichskolonialamts wurde. 1912 wurde er zum Gouverneur von Deutsch-Ostafrika ernannt und setzte hier die kluge Eingeborenenpolitik seiner Vorgänger fort, die in der deutschfreundlichen Haltung der Eingeborenen während des Weltkriegs ihre Früchte trug. Nach Beendigung des Krieges trat er in Wort und Schrift als einer der führenden Kämpfer gegen Versailles, insbesondere die koloniale Schuldlüge hervor. Durch sein reines patriotisches Wollen, sein reiches politisches Wissen und die Lauterkeit seiner Gesinnung und Handlungen gelang es ihm als Vorsitzender zahlreicher vaterländischer Verbände das kolonialpolitische Interesse wachzuhalten und die Kräfte zu sammeln, die eine Rückgabe der deutschen Kolonien forderten.

Philipp Franz von Siebold, * 17. Februar 1796 zu Würzburg, widmete sich dem Studium der Medizin und trat, mit einer ungewöhnlich großen allgemeinen und naturwissenschaftlichen Bildung ausgerüstet, 1822 in königlich-niederländische Dienste. Als ärztlicher Begleiter eines Truppenkontingents ging er im September 1822 nach Batavia, verbrachte hier aber nur einige Monate und kam mit der Sturler-Mission, die die Handelsbeziehungen zu Japan ausbauen sollte, im August 1826 nach Nagasaki. Bei der großen Hochachtung des Ärztestandes in Japan gelang es ihm, die politisch-wirtschaftlichen Ziele der Gesandtschaft wesentlich zu fördern. Gleichzeitig bemühte er sich, durch weitgehende Beobachtungen und Studien auf allen Gebieten, von denen er viele sofort ins Holländische übersetzen ließ, der Entwicklung der niederländischen Handelsinteressen und der Erweiterung der Kenntnisse über das den Europäern verschlossene Japan zu dienen. Als er durch seine Beziehun-

Digitized by Google

gen zum Hofastronomen in den Besitz von Kopien der wichtigsten japanischen Landesaufnahmen und Karten von Sachalin, den Liu-Kiu-Inseln und des Amurgebiets kam, wurde er wegen Landesverrat angeklagt und 1830 für immer ausgewiesen. Er kehrte nach Holland zurück, wurde Rat für japanische Angelegenheiten im Ministerium und begann mit der Herausgabe seiner umfangreichen Werke. 1852 wirkte er als russischer Berater bei der Frage der Grenzziehung im Amurgebiet. In den folgenden Jahren setzte er sich mit Nachdruck für die Erschließung Japans ein, bewog u.a. König Wilhelm II., in Briefwechsel mit dem Shogun zu treten und ihm den Rat zu erteilen, freiwillig den Verkehr mit den Westmächten aufzunehmen. Als diese Anregung sich als erfolgreich erwies, neue Verträge abgeschlossen und seine persönliche Ausweisung zurückgenommen wurden, ging er im April 1859 wieder nach Japan. Neben der Vervollständigung seiner Studien legte er sich mit Eifer auf die Anlage einer ethnographischen Sammlung, erhielt 1861 eine Vertrauensstellung beim damaligen Staatsrat des Shoguns, in der er sich bei allen Reibungen Japans mit den fremden Mächten als Vermittler einschaltete, bis er 1862 durch politische Intrigen des niederländischen Vertreters diesen Posten aufgeben und in die Heimat zurückkehren mußte. Er reiste später noch einmal für kurze Zeit nach Batavia, da man ihm von dort Hoffnungen auf seine Verwendung im Japandienst gemacht hatte, forderte jedoch nach zahlreichen Enttäuschungen und Kränkungen durch amtliche holländische Stellen seine Entlassung. Den Rest seines Lebens verbrachte er mit der Bearbeitung seiner Forschungen in Bayern. Er starb am 18. Oktober 1866 in München. Mit seinem Lebenswerk „Nippon" (1832 bis 1852. Neue und ergänzte Ausgabe hrsg. von F.M. Trautz, 1930) und seinen vielbändigen Werken über die Fauna und Flora Japans hat er sich ein unvergängliches Verdienst um die wissenschaftliche Erschließung Japans erworben. Ebenso groß und vielleicht noch größer ist seine Bedeutung für den Aufbau einer nationalen japanischen Wissenschaft. Durch ihn sind in Nagasaki viele junge Japaner in die ersten Grundlagen exakter wissenschaftlicher Forschung eingeführt worden.

Georg von Siemens, Bankmann, * 21. Oktober 1839 zu Torgau, † 23. Oktober 1901 zu Berlin, widmete sich zunächst dem juristischen Studium, war dann Rechtsberater der Firma Siemens & Halske und ging 1868 im Auftrag seines Vetters Werner Siemens eineinhalb Jahre lang nach Teheran, wo er mit großem Geschick die politisch und geschäftlich außerordentlich schwierigen Verhandlungen bei der Gründung der Indo-Europäischen Telegraphengesellschaft führte. Einen Antrag, in die Firma, die damals bereits Weltbedeutung hatte, einzutreten, lehnte er ab und gründete 1870 die sich vornehmlich auf die Außenhandelsfinanzierung werfende Deutsche Bank, deren Entwicklung er als Direktor bis zu seinem Tode entscheidend beeinflußt hat. In allen großen Auslandsunternehmungen, wie besonders dem Bau der Anatolischen und der Bagdad-Bahn, war er die führende Persönlichkeit. Wenn seinen gigantischen Orientplänen der Enderfolg versagt blieb, so ist dieses auf die außenpolitische Konstellation der Vorkriegsjahre zurückzuführen, die den deutschen Staatsmännern nicht gestattete, seinen Projekten den notwendigen, Rückhalt zu geben.

Wilhelm Sievers, wurde am 3. Dezember 1860 als Sohn eines Großkaufmanns zu Hamburg geboren. Durch die zahlreichen Beziehungen des väterlichen

Digitized by Google

Unternehmens an Südamerika wurde sein Interesse zu diesen Ländern frühzeitig angeregt. Nach einem kurzen Studium der Geschichte in Jena wandte er sich, als er 1880 die Universität Göttingen bezog, unter dem Einfluß von Hermann Wagner ganz der Geographie zu, promovierte 1883 mit einer historisch-geographischen Arbeit und ging dann nach Leipzig, um F. von Richthofen zu hören. Seine erste Forschungsreise, für die die Mittel durch die Geographische Gesellschaft zu Hamburg und die Karl-Ritter-Stiftung, Berlin, bereitgestellt wurden, führte ihn 1884–86 nach Venezuela und Kolumbien. 1887 habilitierte er sich für Geographie in Würzburg, vertauschte diesen Platz 1890 mit Gießen und wurde dort 1893 zum ordentlichen Professor ernannt. 1893/94 war er erneut im Auftrag der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg in Venezuela tätig. Eine dritte Reise brachte ihn 1909 nach Peru und Ecuador, wo er u. a. den Nachweis von Eiszeitspuren in den tropischen Hochgebirgen erbringen konnte. S. war einer der bedeutendsten Vertreter der wissenschaftlichen Länderkunde. Bereits 1889 hatte er mit der Herausgabe einer Länderkunde sämtlicher Erdteile begonnen, von denen große Teile von ihm selbst verfaßt wurden. Sie hat als „Sievers Länderkunde" Weltruhm erlangt. S. starb am 11. Juni 1921 zu Gießen.

Karl von den Steinen, * 7. März 1855 in Mühlheim (Ruhr), † 4. November 1929 zu Cronberg im Taunus, kam von der Medizin her zu anthropologischen und ethnologischen Forschungen. Nach kurzer ärztlicher Praxis machte er 1879–81 eine Reise um die Erde und nahm 1882/83 als Naturforscher und Arzt an der deutschen Südpolarexpedition nach Südgeorgien teil. Auf der Heimreise trennte er sich von der Expedition und drang von Buenos Aires kommend über Cuyabá in das unbekannte innerste Brasilien vor. Er befuhr als erster den Xingú vom Oberlauf an abwärts und legte zuerst den gesamten Lauf des Amazonenstroms kartographisch fest. 1887/88 arbeitete er noch einmal und besser ausgerüstet im Quellgebiet des Xingú und erforschte das Leben der verschiedensten indianischen Volksstämme. Kaum ein anderer Forscher hat für unsere Kenntnis des südamerikanischen Kontinents in geographischer, ethnographischer und sprachwissenschaftlicher Hinsicht so viel geleistet wie er. Nach einem knappen Jahrzehnt der Lehrtätigkeit als Privatdozent für Völkerkunde, zuerst in Berlin, dann in Marburg, ging er 1897/98 über die Vereinigten Staaten von Amerika nach den Marquesas-Inseln, die das andere Feld seiner bedeutsamen Forschertätigkeit darstellen. Die Ergebnisse seiner dortigen Arbeit legte er nach nahezu dreißigjähriger Prüfung in einem dreibändigen, mit reichem Bildmaterial ausgestatteten Werk vor, das in der vollendeten Form seines Inhalts und Stils zu den Gipfelleistungen erdkundlicher Literatur gehört. Nachdem er 1900 zum a. o. Professor für Völkerkunde in Berlin ernannt worden war, besuchte er 1902 nochmals die Vereinigten Staaten, wurde 1904 Abteilungsdirektor am Museum für Völkerkunde in Berlin und entsagte 1906 allen Ämtern, um ganz seinen Studien leben zu können.

Sun-Yat-Sen, der größte Führer des nationalen China, wurde am 12. November 1866 im Kreise Chungshan in der Provinz Kwangtung als Sohn eines christlichen Pächters geboren. Er besuchte fünf Jahre lang die amerikanische Schule in Honolulu, wo er die erste Bekanntschaft mit nationalpolitischem Denken machte, das auf der englischen Schule in Kanton vertieft wurde. 1891 begann er mit dem Stu-

Digitized by Google

dium der Medizin in Hongkong und praktizierte, nachdem er 1894 promoviert hatte, kurze Zeit in Macao, widmete seine Haupttätigkeit aber der von ihm gegründeten „Vereinigung zur Erneuerung Chinas", die die Einführung einer Verfassung im Rahmen der Mandschu-Dynastie forderte. Nach einem mißlungenen Putschversuch in Kanton flüchtete er 1895 ins Ausland und gewann mit seinem erweiterten Programm „Nationalismus, Demokratie und Sozialismus" nach und nach große Teile des fortschrittlichen Chinesentums, besonders der Auslandsstudenten. Ein hoher Preis wurde auf seinen Kopf gesetzt. 1896 war er nahe daran, seine Ideen mit dem Leben zu büßen. Er wurde in London überfallen und mehrere Tage in der chinesischen Gesandtschaft gefangengehalten, bis es seinem Freunde, Sir Thomas Cantlie, den er durch einen aus der Gesandtschaft geschmuggelten Brief von seiner bedrohlichen Lage in Kenntnis setzen konnte, gelang, Lord Salisbury zu einer Intervention zu veranlassen. Ein Versuch, die Boxerunruhen von 1900 für seine Pläne auszuwerten und die Mandschus zu stürzen, schlug fehl. Mit beträchtlichen Hilfsmitteln ausgerüstet, setzte er in den folgenden Jahren seine Arbeit, vor allem durch geheime Gesellschaften innerhalb Chinas fort. Der 1905 gegründeten Tungmenghui aus der 1912 die Kuo-Ming-Tang hervorging, ist es in erster Linie zuzuschreiben, daß die weitverbreitete Abneigung gegen die Mandschudynastie in eine republikanische Bewegung ausmündete. Als diese 1911 zum Siege führte, kehrte Sun nach China zurück und übernahm auf Wunsch der Nankinger Nationalversammlung die provisorische Präsidentschaft der neuen Republik. Da er bald erkannte, daß eine Sammlung der Kräfte und Parteien des Landes unter seiner Führung nicht möglich war, und er für praktische Verwaltungsarbeiten wenig Interesse hatte, trat er schon einen Monat darauf diesen Posten an Yuan-Shi-Kai ab und begnügte sich mit der Stellung des Verkehrsministers, die ihm genügend Zeit für seine propagandistische Tätigkeit ließ. Die „Zweite Revolution" gegen Yuan, der versuchte, das Rad der Geschichte rückwärts zu drehen und sich zum Kaiser machte, zwang Sun im Juli 1913, China zu verlassen. Er ging nach Japan. Erst nach dem Tode Yuans kehrte er im Juli 1917 wieder nach Kanton zurück. Er stellte sich an die Spitze einer Bewegung, die ein unabhängiges Südchina forderte, und wurde am 6. April 1921 auch zum Gegenpräsidenten gegenüber den Regierungen der Pekinger Generäle gewählt. Seine energischen Maßnahmen gegen seine Widersacher während der Jahre 1923/24 machten ihn endgültig zum Führer von Südchina. Zusammen mit Chiang-Kai-Shek setzte er dann die Reorganisierung der Kuo-Ming-Tang nach russischem Muster durch und bahnte ein Zusammengehen mit der Sowjetregierung an. Er starb zu Peking am 12. März 1925.

Emil Trinkler, einer der erfolgreichsten deutschen Asienforscher der jüngsten Zeit, wurde am 19. Mai 1896 zu Bremen geboren. Als Lehrling, der der väterlichen Tabakfirma keinen Geschmack abgewinnen konnte, bereitete er sich zielbewußt auf den Forscherberuf vor und pflegte die mannigfachen Talente, die ihm die Natur gerade hierfür mitgegeben hatte. Er las nicht nur alle ihm erreichbaren Werke über Innerasien, sondern eignete sich mit überraschender Begabung die Kenntnis der fremden Sprachen an, die für die Durchführung der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, wichtig waren. Schon als Schüler befaßte er sich mit Russisch und Tibetisch. Im Laufe der Zeit lernte er Sanskrit und sprach Hin-

Digitized by Google

dostanisch, Persisch und Afghanisch. Nach Ablegung der Reifeprüfung bezog er in den letzten Kriegsjahren die Universität München, wo er in E. von Drygalski einen Lehrer fand, der seinen Asieninteressen vollstes Verständnis und eingehende Förderung entgegenbrachte. Nachdem er 1921 mit einer Arbeit über Tibet (Mttlgn. Geogr. Gesellsch. München XV, 1922), in der auf Grund aller bisherigen Reisen und Forschungen das geographische Bild und die Stellung dieses zentralen Hochlandes im asiatischen Kontinent zeichnete, bereitete er sich in enger Fühlungnahme mit seinen Lehrern auf seine erste Forschungsreise vor. Auf Empfehlung O. von Niedermayers trat er 1923 als Geologe in den Dienst einer neugegründeten afghanischen Handelsgesellschaft und lernte als solcher große Teile Rußlands, Russisch-Turkestans, Afghanistans und Indiens kennen. Sein bekanntes Reisebuch „Quer durch Afghanistan nach Indien" (1925) und eine landeskundliche Studie „Afghanistan" (Pet. Mttlgn. Erg.H. 196), das die wissenschaftlichen Beobachtungen mit dem vorhandenen Fachschrifttum zusammenfaßte, begründeten seinen Ruf als einen Mann, der künstlerisch zu schauen, zu schildern und zu zeichnen verstand. Die von ihm geführte Deutsche Zentralasien-Expedition 1927/28, die durch namhafte Beihilfen der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und des Bremer Senats zustande kam, reihte ihn dann in die Zahl unserer berühmtesten Asienforscher ein. Mit seinen europäischen Begleitern, dem Geologen *Professor Hellmut de Terra* und dem Schweizer *W. Bosshard* ging er unter großen Schwierigkeiten und Entbehrungen von Kaschmir über das tibetische Ladak, die menschenleeren Hochflächen zwischen Kara-korum und Kwenlun und über diesen selbst nach den Oasen am Süd- und Westrande des Tarimbeckens, wobei er ähnlich wie seinerzeit Hedin die ödeste Sanddünenwüste des Erdballs, die Takla-makan auf mehreren Wegen durchquerte, dann zurück über den 5580 m hohen Karakorum-Paß nach Indien. Nur mit großer Mühe und nach langwierigen Auseinandersetzungen mit den chinesischen Behörden, welche seine Sammlungen beschlagnahmt hatten, konnte T. die wertvollen Ergebnisse seiner Arbeit für das Museum seiner Vaterstadt retten. Die Kenntnisse des Erdbaues, der Oberflächenformen, der Wetter- und Altertumskunde, insbesondere die Frage der mindestens periodischen Austrocknung jener Gebiete und den damit verschwundenen alten Kulturen im Sand hat durch diese Expedition, die „Im Land der Stürme" (1930) beschrieben worden ist, eine wesentliche Bereicherung erfahren. An den Folgen eines Autounfalls starb T. am 20. April 1931 zu Bremerhaven.

Carl Troll, * 24. Dezember 1899 zu Gabersee (Oberbayern), studierte Naturwissenschaften in München, war 1922–26 Assistent am Geographischen Seminar der Universität München und habilitierte sich daselbst 1925 für Geographie, von wo er 1930 als a. o. Professor für Kolonialgeographie an die Universität Berlin berufen wurde. Von 1926–29 führte er Forschungsreisen in Südamerika, von 1933–34 im östlichen Afrika aus. 1937 war er Mitglied der Nanga-Parbat-Expedition und leitete mit Ulrich Luft und unterstützt von P. Bauer die Nachforschungen nach der verunglückten Bergsteigergruppe. Seit 1938 wirkt T. als ordentlicher Professor für Geographie an der Universität Bonn.

Wilhelm Wassmuss, * 14. Februar 1880 zu Ohlendorf (Kr. Goslar), gehörte ursprünglich zur Niedermayerschen Expedition, trennte sich aber bereits im Januar 1915 in Bagdad von dieser

Digitized by Google

und zog an den südiranischen Gebirgszügen entlang nach Schiras, um von dort nach dem Hinterland von Buschir am Persischen Golf, das er von seiner früheren Tätigkeit im Konsulardienst genau kannte, selbständig vorzustoßen. Nach kurzem Aufenthalt in Schiras ging er zu dem ihm befreundeten Gebirgsstamm der Tengistani, mit deren Hilfe er vom Sommer 1915 bis Kriegsende die von Buschir über hohe Gebirgspässe und durch enge Schluchten nach Schiras führende Straße, den Hauptzugang zum Hochland, sperrte und mehrfache Angriffe gegen Buschir, einen Hauptstützpunkt der Engländer, veranlaßte. Diese mußten dort zeitweise erhebliche Truppen halten. Nur mit sehr geringen finanziellen Mitteln ausgestattet, gelang es W. immer wieder, die durch ihre eigenen Verluste und die ausbleibende deutsche Hilfe oft mutlos werdenden Verbündeten bei der Stange zu halten und so die Flankendeckung der im Hochland tätigen deutschen Expeditionsgruppen zu sichern. Bei dem Versuch, im Januar 1919 die deutsche Gesandtschaft in Teheran zu erreichen, wurde W. kurz vor dem Ziel verraten und fiel in englische Kriegsgefangenschaft. Erst im September 1919 erreichte er die Heimat wieder. Von 1920–23 war er im Auswärtigen Amt tätig und schied dann auf seinen eigenen Wunsch aus dem Reichsdienst aus. Nachdem es ihm 1924 gelang, die 100000 RM zu erhalten, die die Khane dem Reich als Vorschuß für seine Kriegsführung geliehen hatten, ging er nach Persien zurück. Mit dem Einverständnis der persischen Gläubiger legte er von diesen Mitteln bei Tschagodek, im Gebiet seiner einstigen Operationen, eine große Musterfarm an. Als ihm nach sechsjähriger Bewirtschaftung von einzelnen mißgünstigen Stammesfürsten unter allen möglichen Anschuldigungen der Prozeß gemacht wurde, führte er diesen mit größter Erbitterung durch und kehrte im Herbst 1931 nach Deutschland zurück. Am 29. November 1931 ist er zu Berlin gestorben.

Karl Wien, * 10. September 1906 zu Würzburg als Sohn des bekannten Physikers Karl W., studierte anfangs Physik und nahm 1928 als Bergsteiger unter W. Rickmers an der Alai-Pamir-Expedition teil, wo er als erster den Leninberg (7100 m) bestieg. 1930 promovierte er in München, arbeitete dann in den Laboratorien von Siemens & Halske in Berlin und widmete sich nebenbei dem Studium der Geographie und meteorologischen Klimatologie. Als Mitglied der zweiten Bauerschen Himalaja-Expedition 1931 bestieg er den Kangtshengzönga bis 7700 m, 1933/34 reiste er mit C. Troll in den Hochländern des östlichen Afrika. Im Anschluß daran war er bei Professor R. Finsterwalder, den er schon 1928 bei den photogrammetrischen Aufnahmen unterstützt hatte, am Geodätischen Institut der Technischen Hochschule Hannover tätig und habilitierte sich darauf 1936 für Geographie in München. Kurz darauf wurde er zum Dozenten ernannt. Noch im selben Jahr wurde von ihm in Gemeinschaft mit Adolf Göttner der 7180 m hohe Nepal Peak, dessen Besteigung 1930 zuerst Erwin Schneider gelungen war, zum zweitenmal bestiegen. 1937 nahm er an der Nanga-Parbat-Expedition teil und fand beim Versuch der Besteigung des Nanga Parbat am 15. Juni 1937 mit sechs deutschen Begleitern und neun indischen Trägern im 4. Lager durch Lawinenbruch den Bergtod.

Hermann von Wissmann, einer unserer größten Afrikaner, * 4. September 1853 in Frankfurt a. d. Oder, entstammte einer Familie, in der der Offiziersberuf häufig war. Die Neigungen des Knaben, Soldat zu werden, brachten nach

Digitized by Google

dem Tode seines Vaters für ihn den Wechsel vom Gymnasium zur Kadettenanstalt. 1874 wurde er Leutnant. Ebenso tatkräftig im Dienst wie zu allerhand Streichen aufgelegt, wurde er kurz darauf wegen eines Duells zu vier Monaten Festungshaft in Magdeburg verurteilt. Hier lernte er den aus demselben Grunde inhaftierten Afrikaforscher Dr. Max Buchner kennen. Sein anfänglich mehr als Liebhaberei betriebenes Studium der modernen Kolonialpioniere führte ihn im Jahre 1879, als er die Bekanntschaft Paul Pogges machte, zu dem Entschluß, selber aktiv auf diesem Gebiet zu werden. Nach Rücksprachen mit Pogge erwirkte er sich eine zweijährige Beurlaubung aus dem Militärdienst, studierte zunächst ein halbes Jahr Astronomie und Meteorologie in Rostock und zog dann 1880 mit Pogge zusammen aus, um im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft den Norden des Luanda-Gebietes zu erforschen. Als Pogge krank wurde und bei einem befreundeten Häuptling zurückgelassen werden mußte, zog W. allein der Ostküste Afrikas entgegen, wobei der Sankurufluß entdeckt und die geradeste Verbindung zwischen dem oberen Kassai und dem oberen Kongo gefunden wurde. Zweieinhalb Jahre nach Beginn der Expedition traf er in Saadani am Indischen Ozean ein. Die Durchquerung Afrikas war geschafft. Kaum in Europa angelangt, erwartete ihn ein großer Auftrag. Um das Kongoreich zusammenzufassen, machte ihm der König Leopold von Belgien das Angebot, das Massaigebiet zu erforschen und eine befestigte Zentralstation anzulegen. Nach anfänglichen Skrupeln, für einen fremden Staat zu arbeiten, nahm W. angesichts der Tatsache, daß die deutsche Regierung ihren kolonialen Landerwerb im wesentlichen als abgeschlossen ansah, das Anerbieten unter den Bedingungen an, die deutsche Flagge führen zu dürfen, nur Deutsche als Expeditionsmitglieder anzustellen und seinem Freunde Pogge jede mögliche Hilfe gewähren zu können. Unter unendlichen Entbehrungen wurde die Aufgabe gelöst, bei der W. das ruchlose Treiben der arabischen Sklavenhändler wie kein anderer zuvor kennenlernte, das ihn zu ihrem unerbittlichen Gegner machte. 1884/85 befuhr er als erster den Lulua und Kassai bis zum Kongo und eröffnete dadurch eine wertvolle Wasserstraße. Während der beiden folgenden Jahre folgte er den Kassai noch weiter aufwärts, arbeitete im Osten des Kassaigebiets und ging von Nyangwe nach Mozambique. Auf Grund seiner Erfahrungen wurde er 1888 als Reichskommissar mit der Niederwerfung der von den Sklavenjägern verursachten Aufstände in Ostafrika betraut, einen Auftrag, den er nach Schaffung einer brauchbaren Kolonialtruppe mit Kühnheit und Umsicht erfüllte. Nach Ablauf des Kommissariats konnte er am 30. März 1891 dem ersten Gouverneur, von Soden, ein im wesentlichen befriedetes Land übergeben. Wie in anderen Fällen, so machten auch ihm Reichstag und Regierung zunächst erhebliche Schwierigkeiten wegen des durch die kostspielige Kriegsführung überschrittenen Etats von 2 auf 8½ Millionen Mark. Trotzdem wurde er 1895 zum Gouverneur des Schutzgebietes ernannt. Wegen seines Nervenleidens war er indessen gezwungen, diesen Posten schon im nächsten Jahr aufzugeben. 1897 bereiste er noch mit einem Freunde Sibirien und Turkestan. Eine 1898 angetretene Reise, die nach Südwestafrika, der Kapkolonie, den Burenstaaten und Portugiesisch-Ostafrika führen sollte, mußte er abbrechen und in Ägypten Erholung suchen. 1899 kaufte er das Gut Weißenbach in der Obersteiermark, wo er am 16. Juni 1905 einem Jagdunfall zum Opfer fiel.

Digitized by Google

INHALTSVERZEICHNIS

Einführung: Wesen und Wege der Kulturpolitik 5
I. Raum und Kulturwirkung. Das Raumgesetz und seine deutschen Zeugen 9
II. Auslanddeutsche Dynamik in Teilgebieten und Einzelzuständen des indopazifischen Raumes 34
III. Örtlich bestimmte Leistungstypen und Wendepunkte 63
IV. Die indopazifische Bewegungswucht und Deutsche als Verkehrserschließer 97
V. Rückschläge, Rückwirkung, Rückspiegelung 131
VI. Mitteleuropas indopazifische Kulturpolitik im geschichtlichen Pendelschlag zwischen West und Ost 183

VERZEICHNIS DER KARTEN

1. Iran, die alte Kultur- und Macht-Drehscheibe zwischen westlichen und östlichen Zerrungsräumen 19
2. Indiens Grenzgürtel und Pufferzonen 24
3. Indiens Erwerb durch England seit Lord Clive 31
4. Stellungen des Deutschtums in Afrika 43
5. Singapores Riegelstellung zwischen Pazifischem und Indischem Ozean 49
6. Eisenbahnen in der Mandschurei 54
7. Chinas Eisenbahnnetz in Wunsch und Wirklichkeit 84
8. Kiautschau und die Schantungstellung 89
9. Die geopolitische Ausdehnung des Dreiecks Berlin—Rom—Tokio ... 103
10. Die deutsche Südseestellung 114
11. Das Vordringen der Deutschen in den Vereinigten Staaten 119
12. Japans Stamminselbogen 136
13. Flugverkehr in China und Japan 161
14. Die Wege der Arier-Wanderungen 184
15. Wladiwostoks Bedeutung für Rußland 193
16. China und seine Außenländer 214
17. Deutsche Siedlungen in Südamerika 236
18. Wehrgeopolitisches Machtbild des pazifischen Raumes 254

Die Karten Nr. 3, 4, 5, 7, 8, 10, 12, 13, 15, 16, 17 zeichnete Dipl.-Ing. H. Claus, Berlin.
Die Karten Nr. 1, 2, 6, 9, 14, 18 wurden mit Genehmigung des Kurt Vowinckel Verlages wiedergegeben.

Digitized by Google

VERZEICHNIS DER BILDER

(Die beigefügten Ziffern geben die Reihenfolge der Bilder im Bildteil an)

Araki, Sadao (Sammlung Seiler) 37
Baelz, Erwin von (Historischer Bilderdienst) 47
Bauer, Paul (Himalaja-Stiftung, München) 85
Benediktiner-Abtei Tokujen, deutsche, Japan-Korea (Deutsches Auslands-Institut, Stuttgart) 42
Blumenau, Hafen (Scherl) 9
Blumenau, Hermann, 1819—1899, Gründer der erfolgreichsten deutschen Stadtkolonie in Brasilien (Aus: Katalog „Große Deutsche in Bildnissen ...", Berlin 1936; Foto Nitzsche) 7
Bolivar, Simon (Historischer Bilderdienst) 6
Chandra Bose (Scherl) 79
Chiang-Kai-Shek (Sammlung Seiler) 72
Daressalam. Deutsch-Ostafrika (Scherl) 21
Detzner, Hermann (Scherl) 23
Eulenburg, Friedrich Albrecht von (Aus: „Ostasien 1860—62 in Briefen des Grafen Fritz zu Eulenburg", Berlin 1900; Foto Nitzsche) 28
Filchner, Wilhelm (Transozean) 84
Flußleben am Ganges (Atlantic-Foto) 82
Forster, Johann Reinhold (Historischer Bilderdienst) 11
Gandhi (Sammlung Seiler) 78
Godeffroy, Johann Cesar, Wegbereiter deutscher Kolonialarbeit in der Südsee und Verfechter deutscher Seegeltung (Mit Genehmigung der Familie Godeffroy; Foto: Dr. Berger) 48
Hanneken, Konstantin von (Historischer Bilderdienst) 49
Herberstein, Sigmund von (Historischer Bilderdienst) 1
Humboldt, Alexander von (Historischer Bilderdienst) 5
Hwangho-Brücke im Bau (Deutsches Auslands-Institut) 44
Imhoff, Gustav Wilhelm von (Scherl) 39
Indisches Grabmal (Weltbild) 76
Ito, Fürst (Aus: James A. B. Scherer, „The Romance of Japan through the ages", The Hokuseido Press 1934. Mit Genehmigung des Weltwirtschaftlichen Archivs, Hamburg) 46
Japanische Architektur, alte. Der Goldene Pavillon des Kaenji-Tempels in Kyoto (Aus: „Architectural Japan Old-New", Tokyo 1936. Mit Genehmigung des Japan-Instituts; Foto Nitzsche) 40
Japanische Architektur, neue. Meiji Seimei Building (Versicherungsgesellschaft) in Tokyo (Aus: „Architectural Japan Old-New", Tokyo 1936) 41 (s. Nr. 40)

Digitized by Google

Kanton, der Schameen-Kanal mit Tausenden von Booten, die den Chinesen als Wohnung dienen (Weltbild) 62
Kanton, Deutsch-Chinesische Mittelschule der Berliner Mission (Berliner Missionsgesellschaft) 70
Koch, Robert (Historischer Bilderdienst) 30
Koch, Robert, Gedächtnistempel in Tokio (Scherl) 32
Krakatau, Der. Berüchtigter Inselvulkan in der Sundastraße zwischen Sumatra und Java (Atlantic-Foto) 16
Krankenhaus, deutsches, in Duala/Kamerun (Scherl) 25
Kreuzer Königsberg. Das Stationsschiff in Deutsch-Ostafrika im Hafen von Daressalam vor dem Weltkrieg (Scherl) 26
Kronstadt. Blick auf Rathaus und Marktplatz (Weltbild) 51
Kupferminen in Chile. Gesamtansicht der Minenstadt Sewell im Bereich der Kupferminen El Teniente in Mittelchile. Etwa 10000 Arbeiter leben hier in Kasernen. Hier befindet sich der Eingang in die Kordilleren zur größten Untertagmine der Welt, die sich 386 m unter der Erde, dabei in 3400 m Höhe, hinzieht (Scherl) 10
Lüderitz, Adolf (Scherl) 18
Manila. Blick vom Turm der Heiligen-Kreuz-Kirche auf die Escolte, die Hauptgeschäftsstraße der Stadt (Scherl) 15
Meckel, Jakob Clemens. (Nach dem Gemälde eines unbekannten Meisters Historischer Bilderdienst) 38
Minggräber. Die Kaiserfamilie der Ming hatte sich als eine dem göttlichen Rang der Familie entsprechende Grabstätte eine riesige Hochebene an dem Grenzgebirge ausgewählt, das China von der Mongolei scheidet. Durch ein gewaltiges, marmornes, fünfteiliges Tor, das sich unmittelbar aus dem Wüstensand erhebt, betritt man die breite Straße, die von diesem Tor zu den 13 Gräbern führt. Diese Straße ist zur Rechten und Linken von gewaltigen überlebensgroßen Tierfiguren, Löwen, Kamelen, Pferden, von Säulen und wundervollen Rittergestalten gesäumt. Sie endet an den vor den Bergen verstreut liegenden Kaisergräbern. Ein solches Grab ist ein riesiger Hügel, umgeben von einer Mauer. Diese ist abgeschlossen durch einen turmartigen Bau, dessen beide Eingänge zugemauert sind. Die Leichen der Kaiser wurden nicht allein beigesetzt. Es folgten ihnen vielmehr lebend ihre Lieblingsfrauen, Minister und Ratgeber, die mit der Leiche eingemauert wurden. 54
Minggräber 55 (s. Nr. 54, Minggräber)
Mutsuhito, Kaiser (Scherl) 36
Niedermayer, Oskar von (Aus Privatbesitz) 3
Obst, Erich (Aus Privatbesitz) 24
Peiping, Bahnhof und Funkturm. Das Stadtbild zeigt deutlich den westlichen Einfluß (Scherl) 63
Peiping, die berühmte weiße Pagode (Scherl) 58
Peiping, Verbotene Stadt. Ein Teil Peipings, der früher dem Kaiser und seiner Familie allein vorbehalten war (Scherl) 56
Peters, Karl (Scherl) 17
Port Arthur (Scherl) 50
Rabindranath Tagore (Sammlung Seiler) 77
Reisfelder in den Bergen (Berliner Missionsgesellschaft) 60
Richthofen, Ferdinand von (Scherl) 29

Digitized by Google

Sapper, Karl (Aus Privatbesitz) 8
Schanghai, Deutsche Ingenieur-Schule (Deutsches Auslands-Institut) 67
Schanghai, Deutsche Tung-Chi-Universität (Atlantic-Foto) 64
Schanghai, Evangelische Kirche (Sammlung Jaenicke) 75
Schanghai, Kaiser-Wilhelm-Schule, gegründet 1895, die bedeutendste Schule Ostasiens (Sammlung Jaenicke) 65
Schlagintweit, Adolf (Historischer Bilderdienst) 12
Schlagintweit, Hermann (Historischer Bilderdienst) 14
Schlagintweit, Robert (Historischer Bilderdienst) 13
Schlözer, August Ludwig (Historischer Bilderdienst) 2
Schnee, Heinrich (Scherl) 20
Schwimmstadion vor Nanking, links im Hintergrund das Grabmal Sun-Yat-Sens (Sammlung Jaenicke) 74
Seattle. Deutsche Gründung (Sammlung Seiler) 27
Shoko-Power-Station der Shosen-Suiden-K.K am Susenko-Fluß, erbaut von Siemens-Schuckert (Deutsches Auslands-Institut) 59
Singapore, Bootshafen (Scherl) 81
Subhas Bose (Sammlung Seiler) 80
Sun-Yat-Sen (Scherl) 73
Swakopmund. Deutsch-Südwestafrika (Scherl) 22
Tientsin, Katholische Handelsschule (Deutsches Auslands-Institut) 68
Tientsin, Wan Shing-Baumwollspinnerei und -weberei, erbaut von der AEG. (Deutsches Auslands-Institut) 69
Tokio (Scherl) 34
Tokio, Asakura-Park (Scherl) 35
Tokio, deutsche Kirche (Deutsches Auslands-Institut) 43
Tokio, Sophia-Universität, die Universität der deutschen Jesuiten (Deutsches Auslands-Institut) 45
Troll, Karl (Aus Privatbesitz) 83
Tsingtau. Hafen und Geschäftsviertel (Sammlung Jaenicke) 52
Tsingtau mit Außenreede (Scherl) 53
Tungkian, Missionsstation, Prov. Hunan, Südchina (Deutsches Auslands-Institut) 71
Tungkun, Missionshospital der Rheinischen Missionsgesellschaft (Deutsches Auslands-Institut) 66
Wagener, Gottfried (Aus: „Waguner Sensei Tsuikaishû", Tokyo 1938. Mit Genehmigung des Japan-Instituts, Berlin, Foto Nitzsche) 31
Wagener, Gottfried, Gedächtnistempel in Tokio (Aus: „Waguner Sensei Tsuikaishû", Tokyo 1938) 33 (s. Nr. 31, Wagener, Gottfried)
Weihsien, durchbrochene Mauer im Yamen-Garten, Prov. Schantung (Sammlung Jaenicke) 57
Wien, Karl (Aus Privatbesitz) 86
Wissmann, Hermann von (Scherl) 19
Wladiwostok, Hafen (Scherl) 4
Yangtse-Tal, das (Luftaufnahme) (Atlantic-Foto) 61

Digitized by Google

1 Sigmund von Herberstein

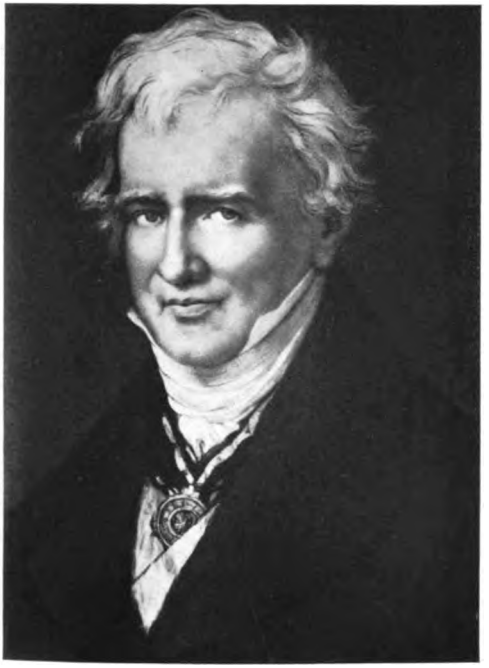
Digitized by Google

2 August Ludwig Schlözer

3 Oskar von Niedermayer

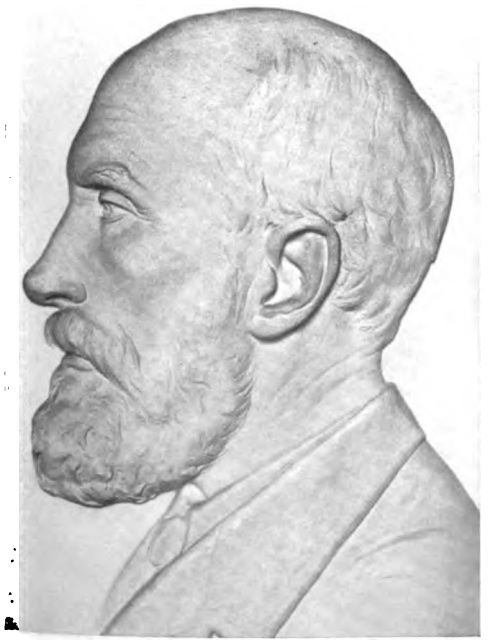
4 Wladiwostok, Hafen

Digitized by Google

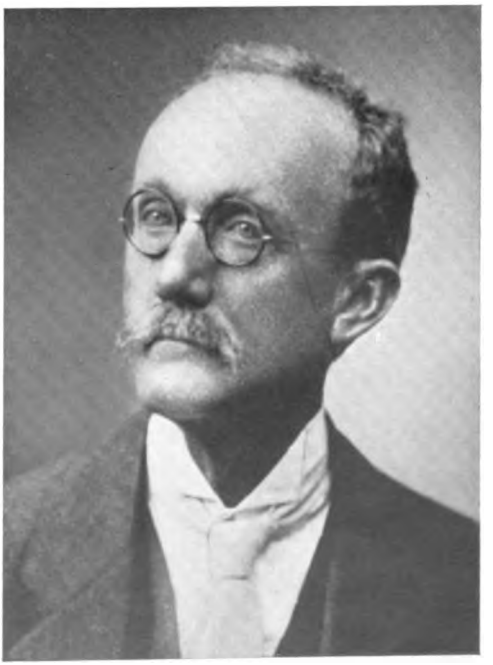


5 Alexander von Humboldt

6 Simon Bolivar



7 Hermann Blumenau



8 Karl Sapper

Digitized by Google

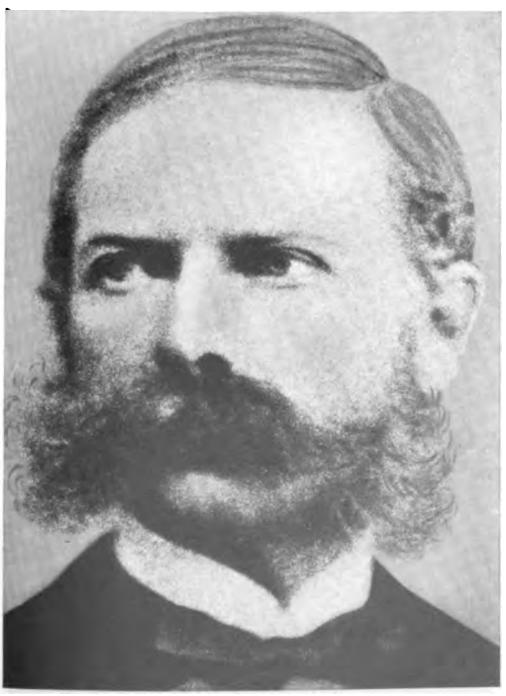
9 Blumenau, Hafen

10 Kupferminen in Chile

Digitized by Google

11 Johann Reinhold Forster

12 Adolf Schlagintweit

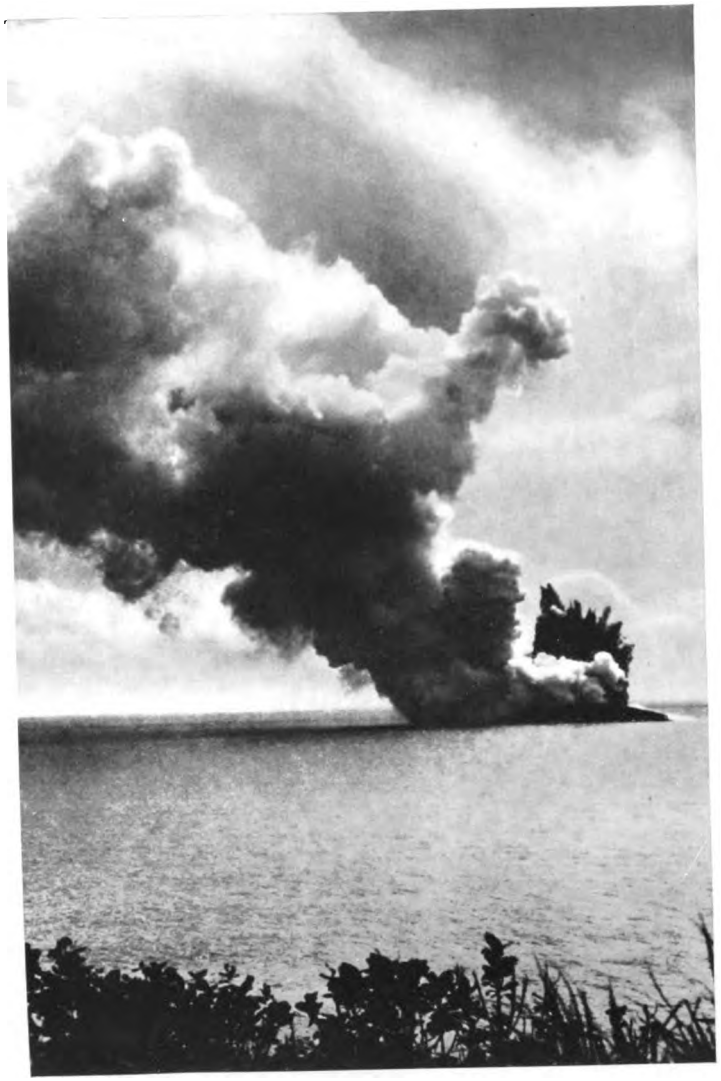


13 Robert Schlagintweit

14 Hermann Schlagintweit

Digitized by Google

15 Manila



16 Der Krakatau

Digitized by Google

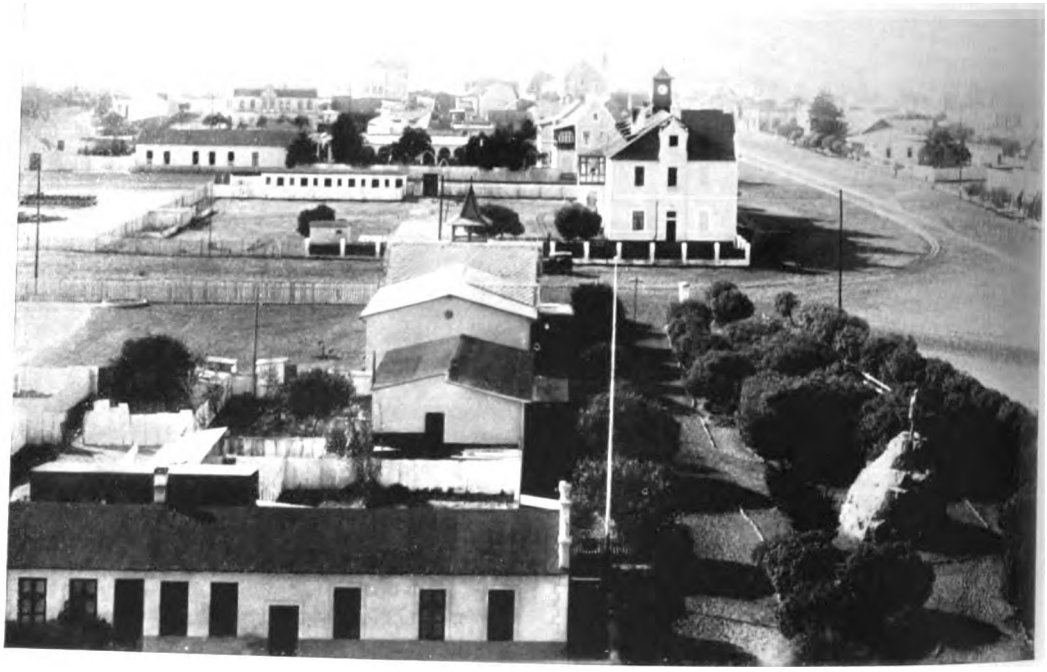
17 Karl Peters

18 Adolf Lüderitz

19 Hermann von Wißmann

20 Heinrich Schnee

Digitized by Google

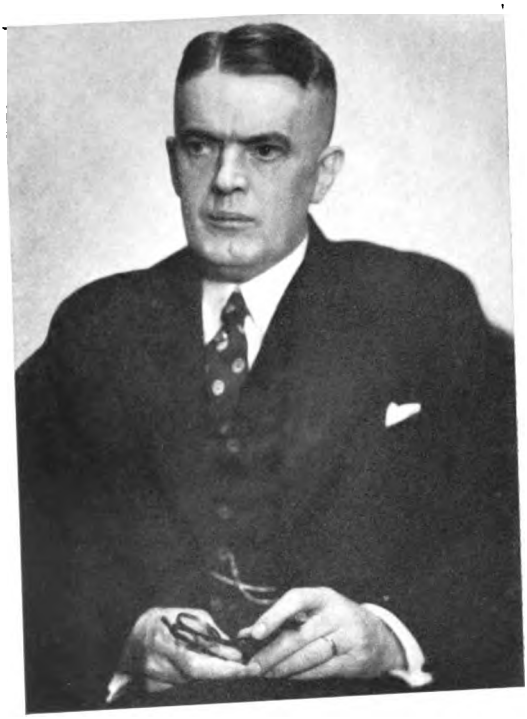


21 Daressalam

22 Swakopmund

Digitized by Google

23 Hermann Detzner



24 Erich Obst

25 Deutsches Krankenhaus in Duala/Kamerun

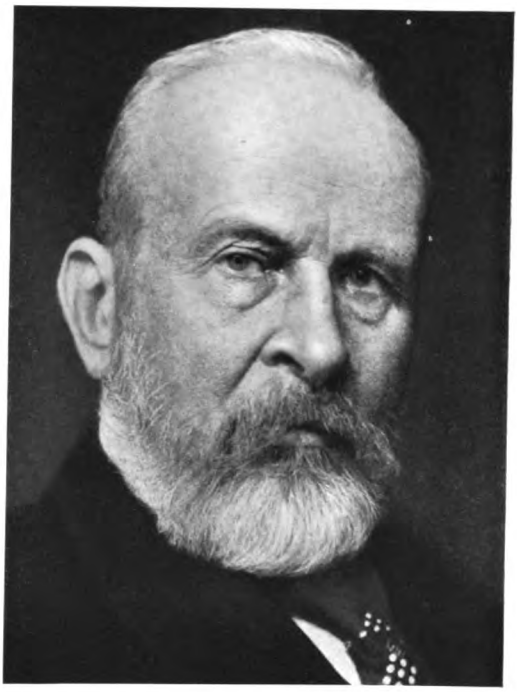
Digitized by Google

26 Kreuzer Königsberg

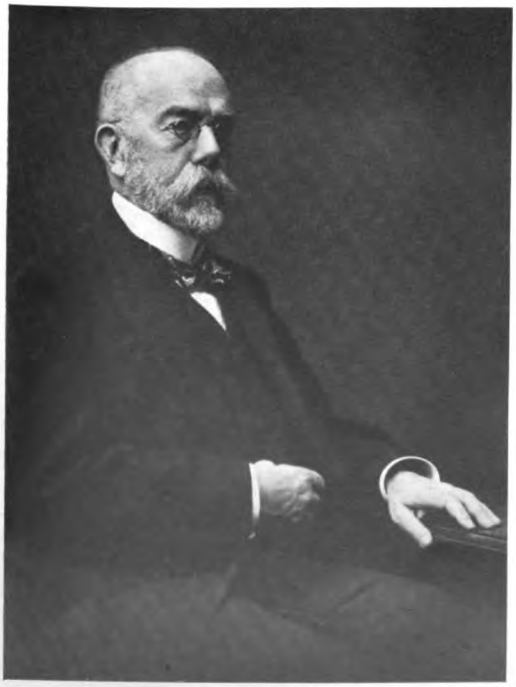
27 Seattle

Digitized by Google

28 Friedrich Albrecht von Eulenburg



29 Ferdinand von Richthofen



30 Robert Koch

31 Gottfried Wagener

Digitized by Google

32 Gedächtnistempel für Robert Koch

33 Gedächtnistempel für Gottfried Wagener

Digitized by Google

34 Tokio

35 Tokio, Asakura-Park

Digitized by Google

36 Kaiser Mutsuhito

37 Sadao Araki

38 Jakob Clemens Meckel

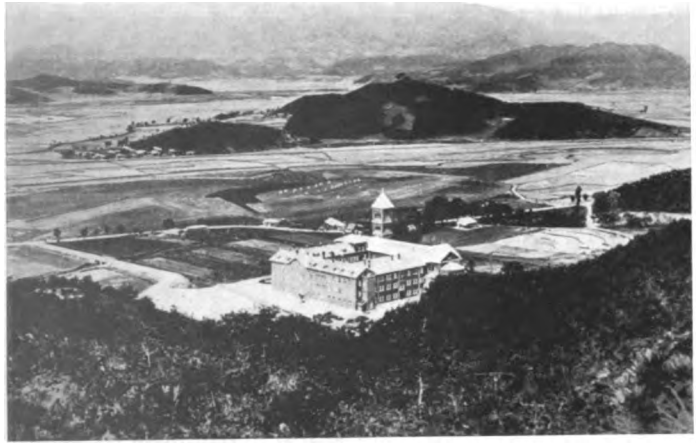
39 Gustav Wilhelm von Imhoff

Digitized by Google

40 Alte Japanische Architektur

41 Neue Japanische Architektur

Digitized by Google



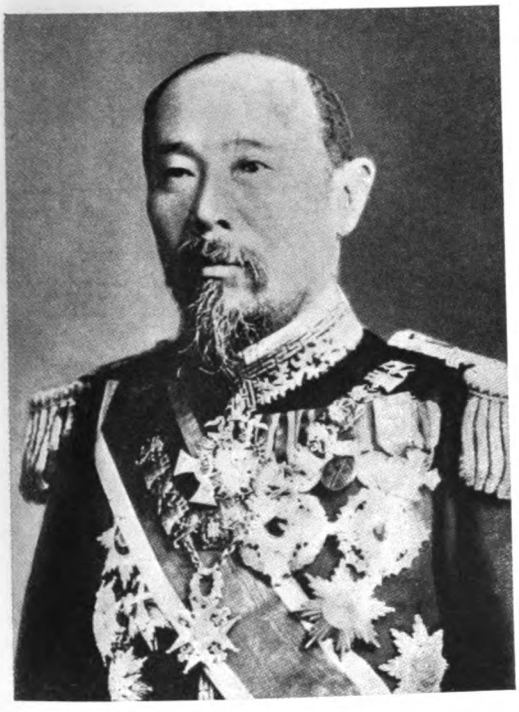
42 Deutsche Benediktiner-Abtei Tokujen

43 Tokio, Deutsche Kirche

44 Hwangho-Brücke im Bau

45 Tokio, Sophia-Universität

Digitized by Google



46 Fürst Ito

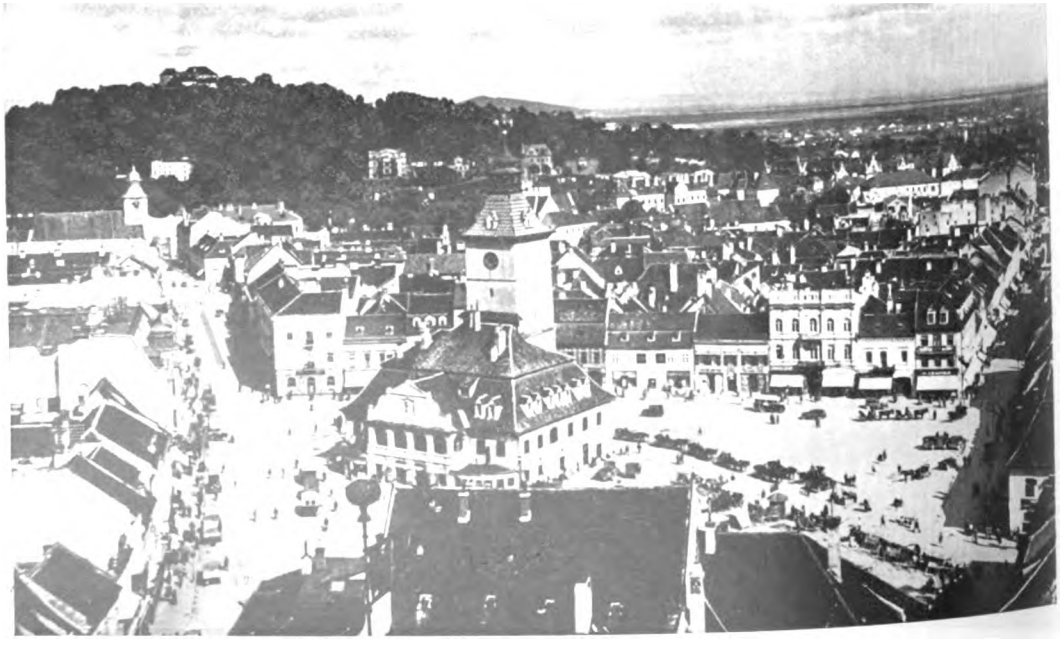
47 Erwin von Baelz

48 Johann Cesar Godeffroy

49 Konstantin von Hanneken

Digitized by Google

50 Port Arthur



51 Kronstadt

Digitized by Google

52 Tsingtau

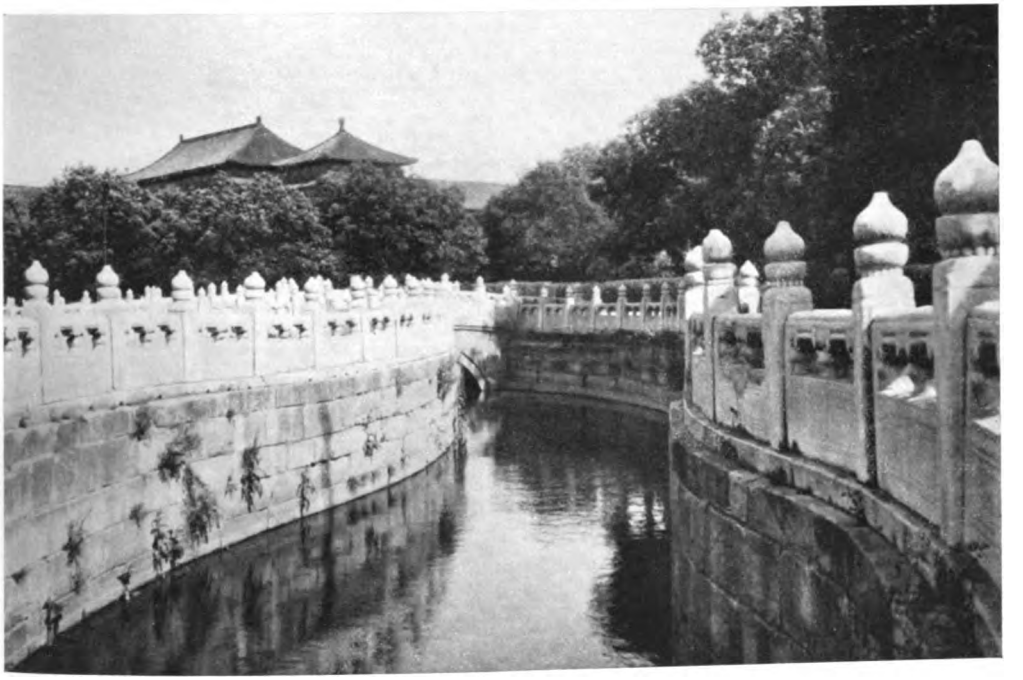
53 Tsingtau mit Außenreede

Digitized by Google

54 Minggräber

55 Minggräber

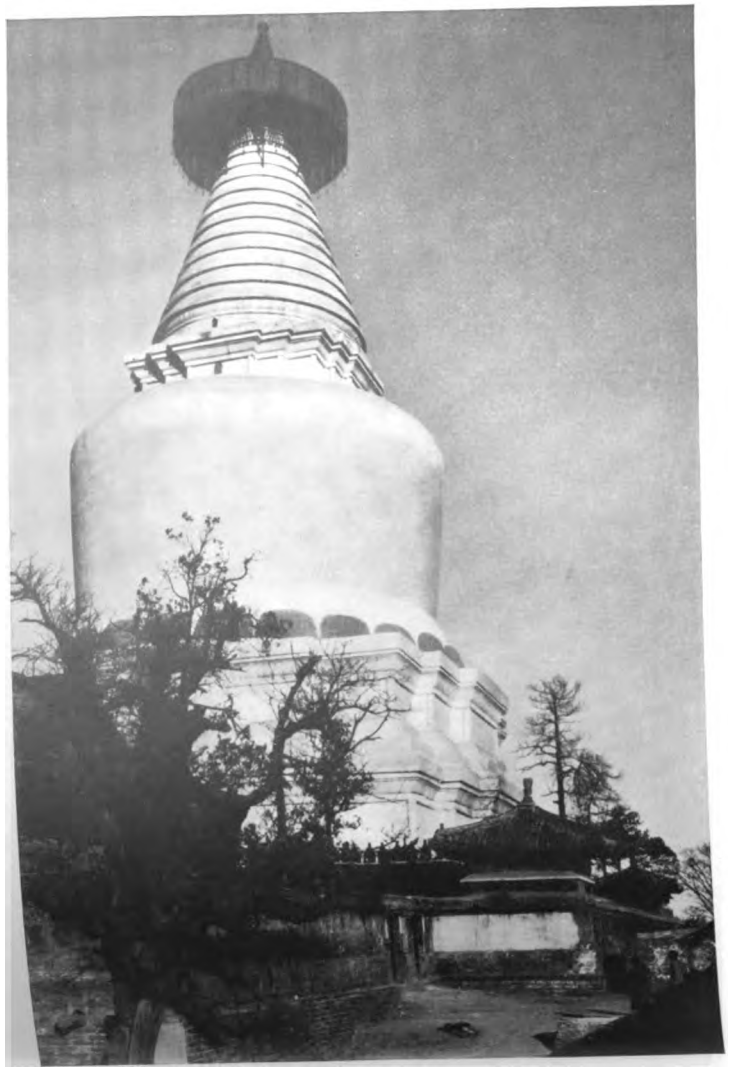
Digitized by Google



56 Peiping, Verbotene Stadt

57 Durchbrochene Mauer in Weihsien

Digitized by Google



58 Peiping, weiße Pagode

59 Shoko-Power-Station

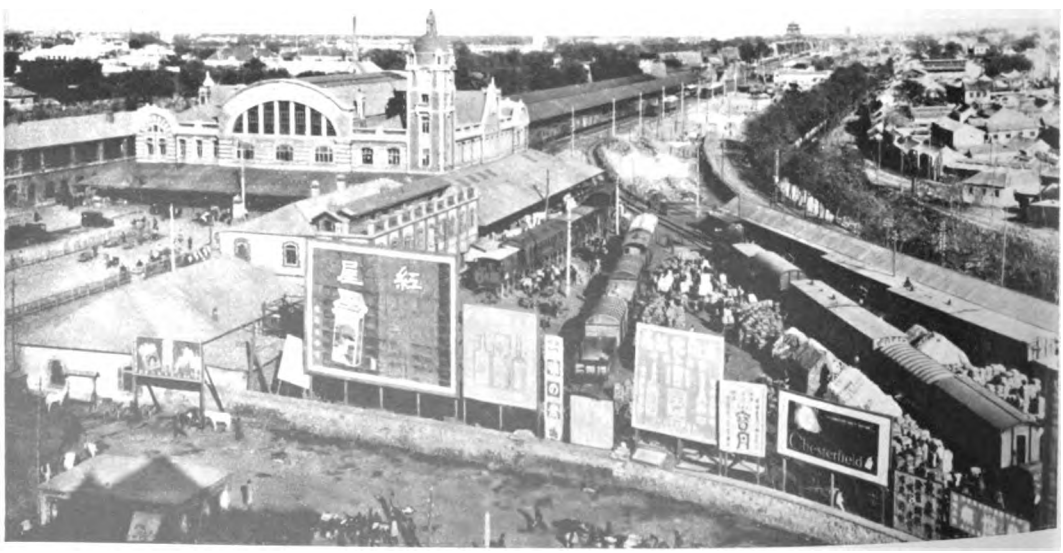
Digitized by Google

60 Reisfelder in den Bergen

61 Das Jangtse-Tal

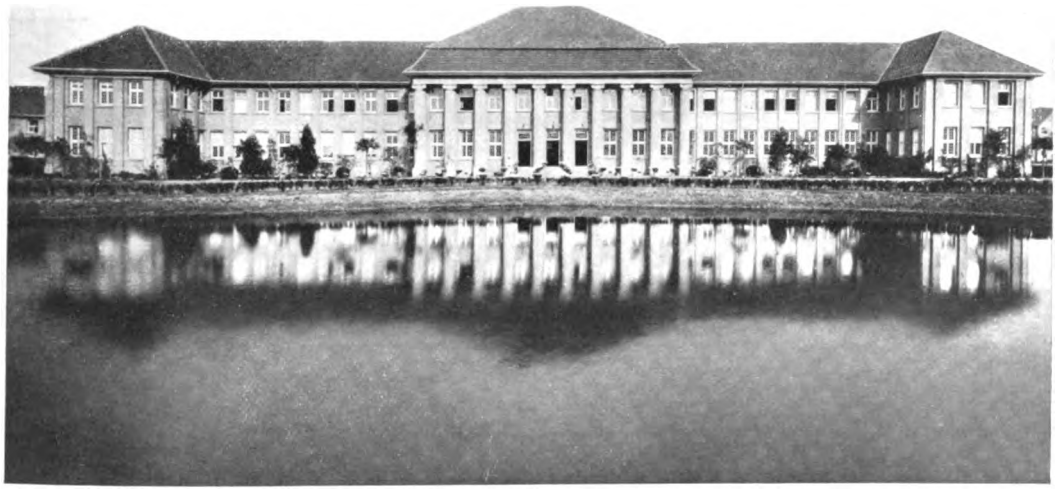
Digitized by Google

62 Kanton, der Schameen-Kanal

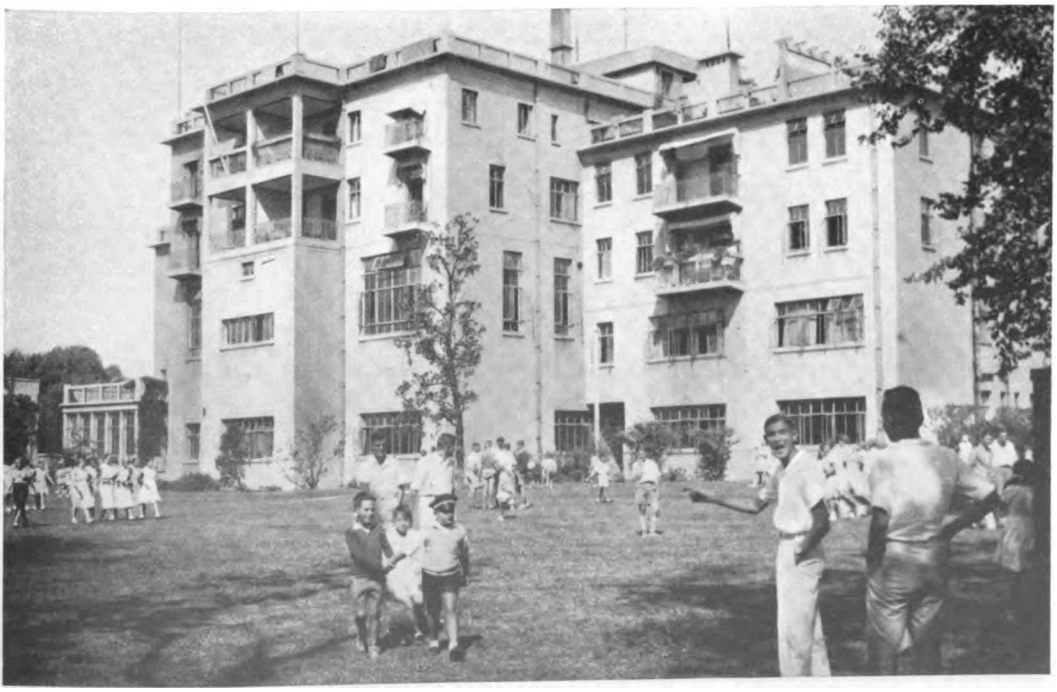


63 Peiping, Bahnhof und Funkturm

Digitized by Google



64 Schanghai, Deutsche Universität



65 Schanghai, Kaiser-Wilhelm-Schule

Digitized by Google

66 Missionshospital in Tungkun

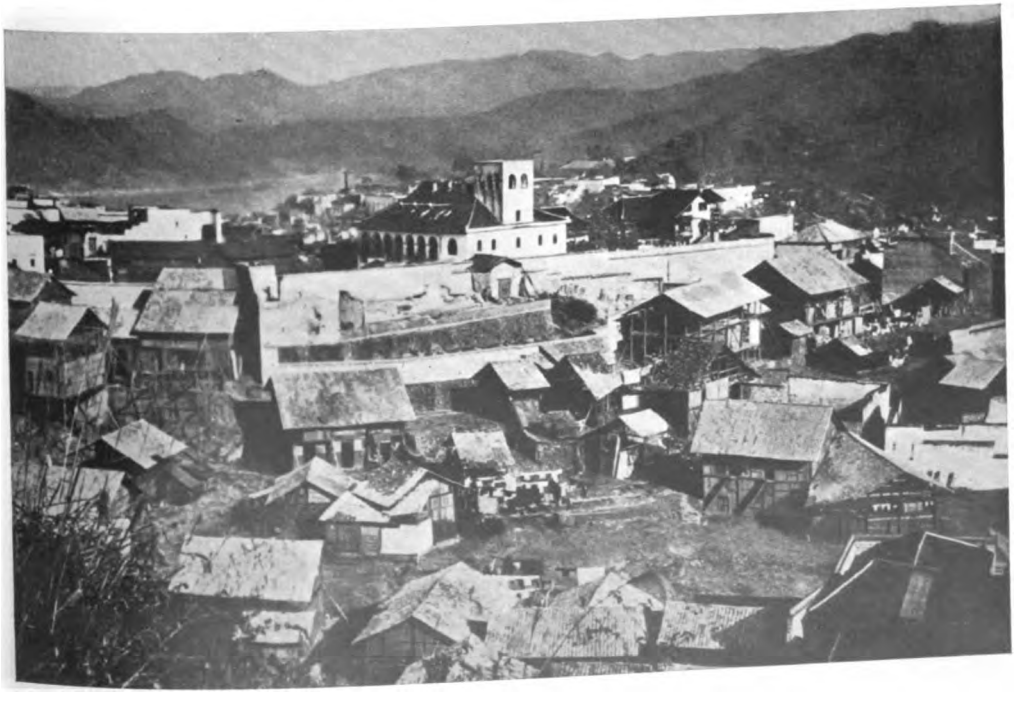
67 Schanghai, Deutsche Ingenieur-Schule

68 Tientsin, Katholische Handelsschule

69 Tientsin, Baumwollspinnerei

Digitized by Google

70 Kanton, Deutsch-Chinesische Mittelschule

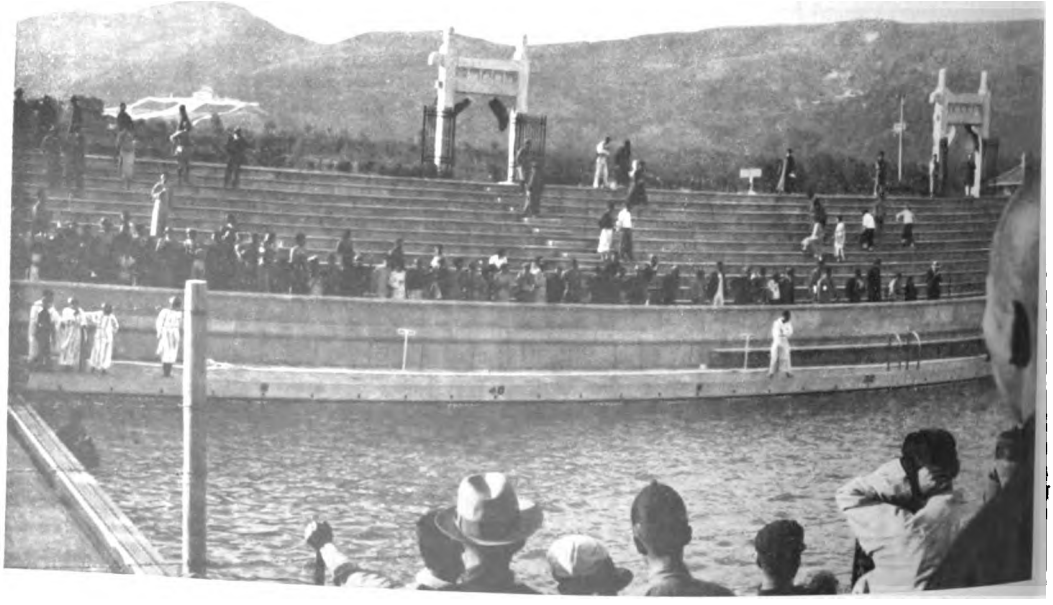


71 Missionsstation Tungkian

Digitized by Google

72 Chiang-Kai-Shek

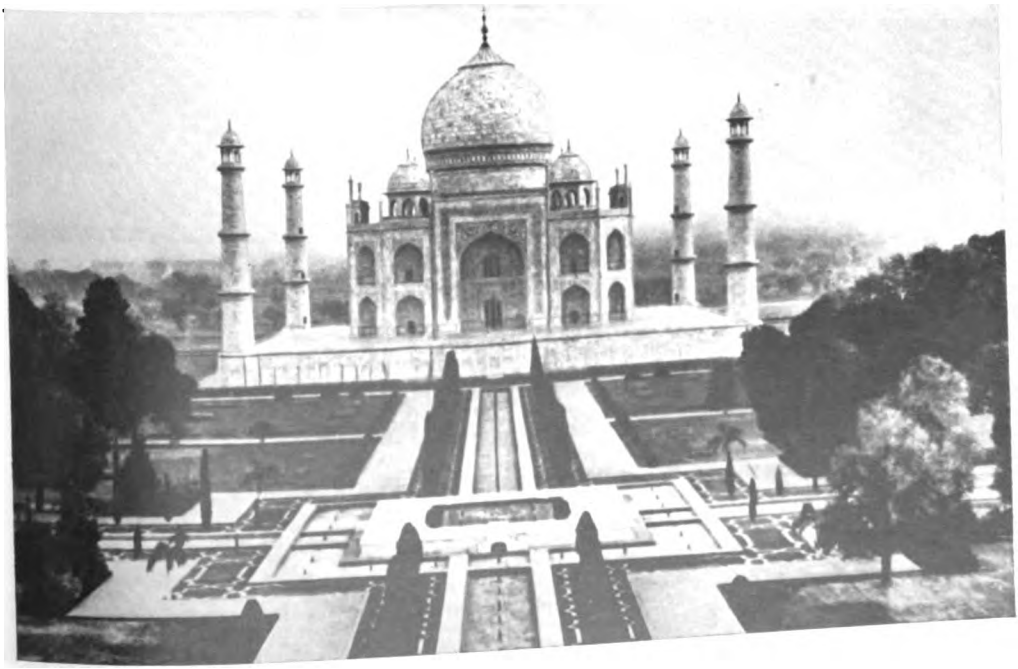
73 Sun-Yat-Sen



74 Schwimmstadion vor Nanking

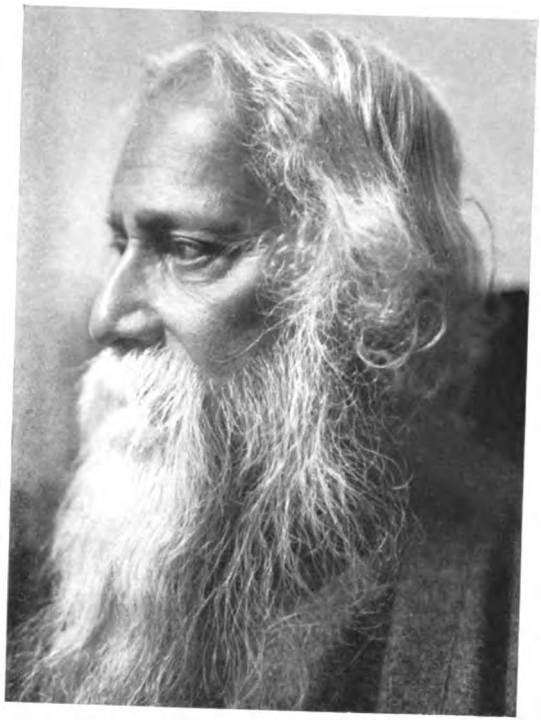
Digitized by Google

75 Schanghai, Evangelische Kirche



76 Indisches Grabmal

Digitized by Google



77 Rabindranath Tagore

78 Gandhi

79 Chandra Bose

80 Subhas Bose

Digitized by Google

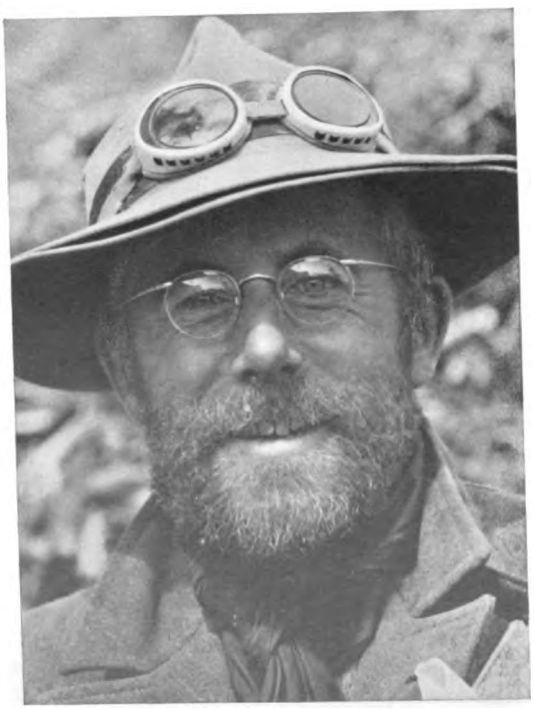
81 Singapore, Bootshafen

82 Flußleben am Ganges

Digitized by Google

83 Carl Troll

84 Wilhelm Filchner



85 Paul Bauer

86 Karl Wien

Digitized by Google

Digitized by Google